



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

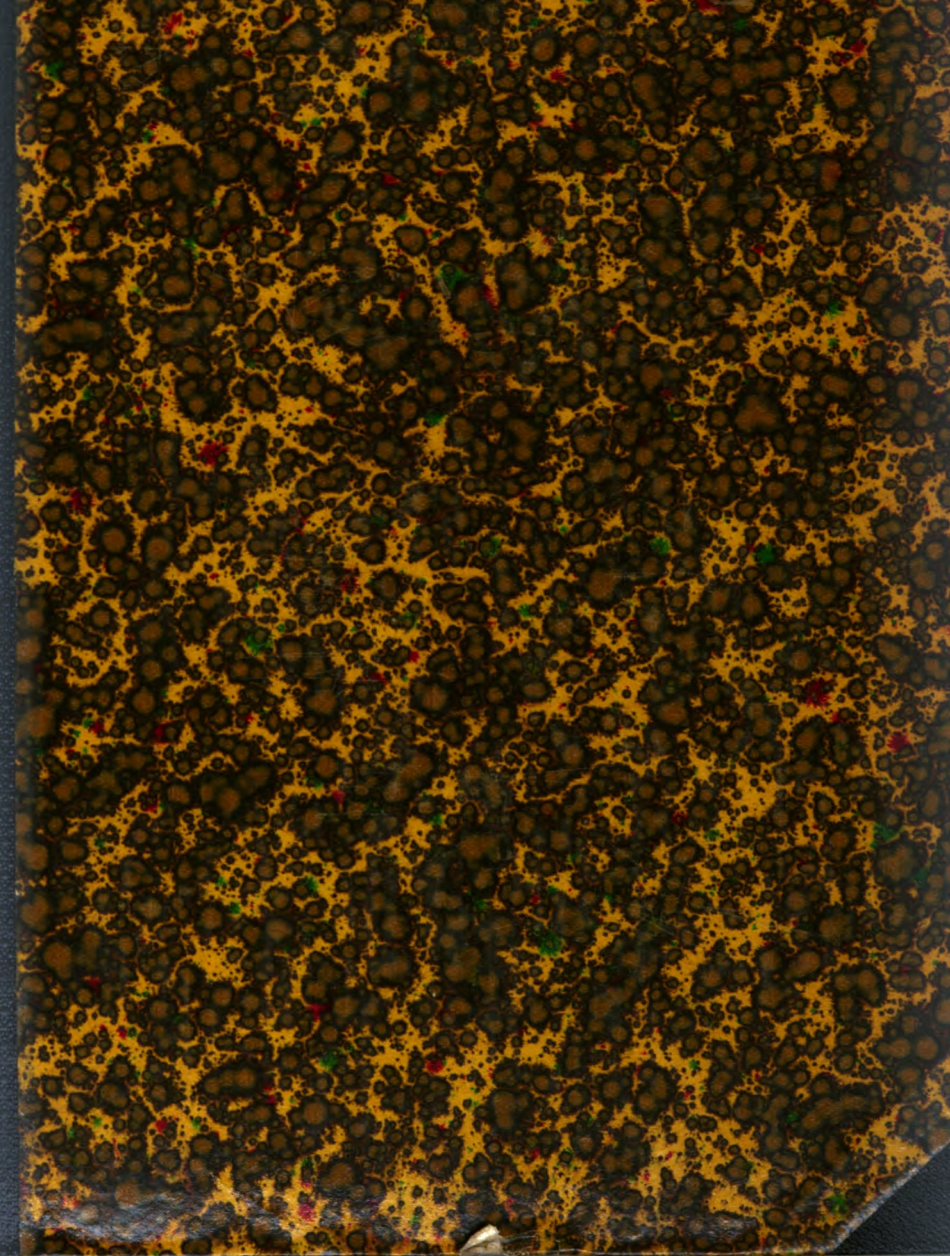
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.





LIBRARY
SCHOOL



Blätter
für
Volksbibliotheken und Lesehallen

Herausgegeben
unter ständiger Mitwirkung zahlreicher Fachgenossen

von
Prof. Dr. E. Liesegang
Direktor der Nassauischen Landesbibliothek in Wiesbaden

Achtzehnter Jahrgang

Leipzig
Otto Harrassowitz
1917

Z671
B59
v.18
LIBRARY
SCHOOL

Inhalts-Verzeichnis.

Von Ch. Martin.

	Seite
Systematische und alphabetische Druck-Kataloge. Von Plate	1
Ottomar Enking. Von G. Kohfeldt.	6
Die Statistik in der kleinen Volksbücherei. Von O. Schmidt	21
Bekanntmachung betr. Diplomprüfung für den mittleren Bibliotheksdienst.	23 133
— für Elsaß-Lothringen	76
— der Zentralstelle f. volkstüml. Büchereiwesen in Leipzig . .	152
Kriegsbücher für die Jugend. Von Johanna Mühlenfeld . .	41
Anna Schieber. Von E. Ackerknecht	50
Fahrbare und tragbare Feldbüchereien. Von W. Sandmann . .	56
Die Buchbinderei im Kriege. Von H. Paalzow	77
Max Ludwig. Von E. Petzet	80
Eine Kriegserklärung gegen die moderne Volksbibliothek. Von E. Sulz	92
Kursus über Büchereiwesen in Magdeburg. Von Clara Bohtz	96
Die Bedeutung der Bücher- und Lesehallen nach dem Kriege. Von Heimbach	114
Heinrich Federer. Von E. Lange	116
Büchereifragen. Von A. Ritter von Vincenti	122
Die Literaturen des Auslandes und die deutsche Volksbücherei. Von Gertrud Bernewitz.	153
Luise von François und die deutschen Volksbüchereien. Von K. Noack	164
Eine neue Musikalienvolksbibliothek. Von G. Zaenger	173
Bandkataloge oder Zettelkataloge. Von O. Plate	193
Neuere Literatur über den Weltkrieg und seine Geschichte. Von E. Liesegang	199
Nochmals das Kapitel „Feldbüchereien“. Von Dicke	210
Berichte über Bibliotheken einzelner Städte	24 60 100 133 173 214
Sonstige Mitteilungen	25 62 102 135 175 216
Zeitschriftenschan usw.	26 63 103 137 176 218
Neue Eingänge bei der Schriftleitung	28 63 106 139 177 221
Bücherschau und Besprechungen	34 67 109 142 181 224
Als Beilage findet sich mit besonderer Paginierung ein Blatt „Mitteilungen der Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen“ hinter jedem Heft; der Inhalt ist in dem Namen- und Sachregister nicht berücksichtigt.	

Namen- und Sachregister.

Ackerknecht, E. 50. 122. 128. 217. —
v. Alten. 99. — Amerika. 137. —
Arbeiterbibliothek. 220. — Aus-
leihe. 97. 129. — Ausleihpolitik.
123.

Bartels, A. 137. — Bearbeitung der
Bücher. 96. — Belgien. 25. 102. —
Beratungsstellen. 127. — Berlin,
Gesellschaft für Volksbildung. 62.
— Berlin, Zentrale f. Volksbücherei.
26. 99. 216. — Berliner Goethe-
Bund. 26. — Bernewitz, Gertrud.
153. — Bibliothekarinnen. 26. 27.
216.

**Bibliotheken (im Alphabet der Orts-
namen):**

Aussig. 133. — Bergedorf. 136. —
Bergisch-Gladbach. 100. — Berlin.
24. 134. — Berlin-Tempelhof. 60.
— Braunschweig. 60. — Breslau.
61. — Bromberg. 27. — Brüssel.
25. — Calbe a. S. 173. — Charlotten-
burg. 27. 61. 173. — Cuxhaven. 136.
— Dresden. 174. — Düsseldorf.
101. — Elberfeld. 214. — Frank-
furt a. O. 215. — Görlitz. 215. —
Hagen i. W. 63. 132. 216. — Hamburg.
136. — Hildesheim. 101. — Jena.
24. 174. — Kiel. 24. — Leipzig.
138. — Magdeburg. 96. — Mann-
heim. 134. — Neumünster. 134. —
Reichenberg. 101. — Sofia. 104. —
Spandau. 135. — Stettin. 25. —
Stuttgart. 62. — Wien. 174. —
Wiesbaden. 26. 170.

Bibliothekskursus. 27. 216. — Blinden-
büchereien. 138. — Blunck. 216. —
Bohtz, Clara. 100. — Bosse. 21. —
Brandstetter, F. 218. — Brausewetter,
A. 177. — Bube, W. (= Bb.) 39.
64—66. 75. 144. 148. 177. 179. 191. 228.
— Buchbinderei. 77. — Bucheinband.
97. 103. — Büchereiarbeit. 130. —
Büchereifragen. 122. — Bücher-

hallen nach dem Kriege. 113. —
Bücherkritik. 97. — Buchhorn. 216.
— Buhtz, Buchbinderm. 97. —
Bulgarien. 103.

Corvey, F. 28. — Coudenhove, M.
Statthalter. 133.

Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Deutsche.
26. 136. — Dicke. 56. 210. — Dible.
217. — Diplom-Prüfung. 23. 133. —
Diplom-Prüfung für Elsaß-Loth-
ringen. 76. — Dreske. 98. — Druck-
kataloge. 1.

Engel, F. 104. — Enking, O. 6.

Fachliteratur. 98. — Fass. 219. —
Federer, H. 116. — Feldbuchhandel.
103. 104. 218. — Feldbüchereien.
27. 56. 210. — Figge, Stadtbaurat.
132. — Fischer, K. 62. — Flemming.
216. — Flex, W. 217. — Floericke,
K. 103. — François, Luise. 164. —
Französische Bücher. 176. — Fritz,
G. 22. 97. 122. 127. 217.

Gantzer, Bibliothekarin. 99. — Gilbreth,
F. B. 220. — Goetz, W. 105. —
Gressmann, F. 27. — Grünewald,
H. 187.

Hachette, L. 175. — Heidenhain. 130.
— Heimbach. 113. — Heimlektüre.
220. — Hempel, K. 217. — Henrici,
P. (= P. H.) 37. 146. — Herrigel,
92. — Hillger, H. 218. — Hinden-
burg. 135. — Hoffmann, Ernst. 98.
— Hofmann, W. 123. 124. 127. 128.
131. — Hofmann-Bosse, Elise. 27.
— Hoppe. 175. — Hottinger. 26.

Jacobi, H. 136. — Jaeschke. 102. 127.
— Jastrow. 216. — Imwolde, K.
104. — Jürges. 69. 185. — Jugend-
schriften. 41. 99. 128.

Kahn, G. 134. — **Kataloge.** 193. — **Kaiser.** 216. — **Kinderlesehallen.** 25. 62. 134. 136. 216. — **Koch.** — **Köbig.** 27. — **Kohfeldt, G.** (= G. K.) 6. 69. 112. 143. 145. 148. 150. 178—181. 187. 189. 225. 228. — **Kremsier.** 102. — **Kriegsbücher f. d. Jugend.** 41. — **Kriegsbüchereien, fahrbare.** 175. 201. — **Kriegsgefangenenpende.** 217. — **Kriegslesemappe-Vereinigung.** 26. — **Kriegsschund.** 63. — **Krossa, E.** (= E. Kr.) 37. 38. 40. 64—67. 70. 73. 76. 112. 139—142. 150—152. 185. 197. 189. 191. 192. 226. 227.

Ladewig. 26. 97. 99. 129. 216. — **Lange, Edm.** (= E. La.) 39. 74. 111. 112. 116. 182. 190. 224. — **Laquer, B.** (= B. L.) 35. 67. 70. 71. 182. 221. — **Leipzig, Fachschule f. Bibliothekstechnik u. -Verwaltung.** 27. — **Leipzig, Zentralstelle für volkstüml. Büchereiwesen.** 152. — **Liesegang, E.** (= E. L., L., X) 28—38. 40. 64—68. 71—75. 106—111. 139. 149. 151. 152. 177. 180. 183. 184. 186—188. 190—192. 199. 221—228. — **Literatur über den Weltkrieg.** 199. — **Literaturen des Auslandes.** 153. — **Lomnitz-Klamrath, Marie.** 138. — **Ludendorff-Geburtstagsspende der fahrbaren Kriegs-büchereien.** 175. — **Ludewig, Frh.** 99. — **Ludwig, M.** 80. — **Lüdicke, F.** 137.

Martin, J. 134. — **Martini, F.** 103. — **Mitteilungen über Jugendschriften.** 27. — **Mühlenfeld, Johanna.** 41. — **Musikbüchereien.** 62. 170. 174. — **Musterlisten der älteren deutschen Literatur.** 137.

Naumann, F. 128. — **Noack, K.** 71. 147. 164. — **Noebel, Bibliothekarin.** 98. — **Nörrenberg, C.** (= C. Nbg.) 132. 185. — **Neßkow, P. M.** 103. — **Norwegen.** 62. 136. — **Nurawski, F.** 63.

Oberschlesien. 217. — **Organisation.** 127. — **Ostmarkenverein, Deutscher.** 102. — **Ostpreußen.** 26.

Paalzow. 23. 77. 103. 193. — **Pahl.** 217. — **Paris.** 176. — **Paschke.** 216. — **Paulus, W.** 60. — **Peiser, Bona.** 26. — **Penny in the pound-Steuer.** 137. — **Petricht, F.** 220. — **Petzet, E.** (= E. P.) 80. 184. 228. — **Pieth, W.** 39. 137. — **Plate, O.** 1. 137. 193. — **Preusker, K.** 127. — **Provinzialwanderbüchereien.** 127.

Reyelt, H. 132. 216. — **Reyelt, R.** 63. 132. 216. — **Rezensionsexemplare.** 176. — **Rhein-Mainischer Verband.** 175.

Sachsen. 96. — **Sandmann, W.** 56. — **Schieber, Anna.** 50. — **Schmidt, O.** 23. — **Schmitz, G.** 176. — **Schneider.** 26. — **Schnoor.** 22. 134. — **Schott & Gen.** 24. — **Schramm.** 138. — **Schriftwesen.** 98. — **Schumla, Caritas.** 215. — **Schundliteratur.** 63. 99. — **Siegismund, K.** 218. — **Soldatenbüchereien.** 25—27. 62. 103. 214. — **Soldatenlektüre.** 104. 105. 135. 136. 175—177. 219. — **Standortslisten.** 193. — **Statistik.** 21. — **Steffens.** 217. — **Stiftungen.** 24—27. 134—136. 173. 217. — **Sulz, E.** 92. 122. — **Szabo, E.** 220.

Unterhaltungsliteratur als Bildungsmittel. 98.

Verkehrsproblem d. Büchereien. 99. — **Vincenti, A. Ritter v.** 96. 98. 100. 122. — **Volckmar, H.** 218. — **Volkbildung nach Friedensschluß.** 28. — **Volksspende, Deutsche, für Lese-stoff.** 135.

Wagner, K. 104. — **Wanderbibliotheken.** 25. — **Wiesbaden, Kriegslesemappe-Vereinigung.** 26. — **Wilberg.** 99. — **Wolfstieg.** 26.

Zanders, H. 100. — **Zanger, G.** 170. — **Zeiss-Stiftung.** 24. — **Zentralbibliotheken.** 127. — **Zentrale für Volksbücherei.** 26. 99. 216. — **Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht.** 96. — **Zugangsbuch.** 193. — **Zweigstellen.** 62. 127. 132. 136.

Bücherschau.*)

A. Bibliographisches, Populärwissenschaft etc.

- Bahr, H.** 67. — Bannerträger für Deutschum n. Vaterland. 139. — **Bensch, P.** 34. — Großer Bilder-Atlas des Weltkrieges. 2s. 106. 221. — **Block, R.** 106. — **Böckel, O.** 221. — **Boelsche, W.** 221. — **Böök, F.** 68. — **Braun, R.** 29. — **Brunn, R.** 224. — **Buesgen, M.** 29. — **Burckhardt und Heyse.** 68. — **Buschenhagen, F. u. W. Lucke.** 221. — **Byern, G. v.** 107.
- Casement, R.** 142. — Der Casement-Prozeß. 177. — **Christiernsson, N.** 68. — Chronik d. deutschen Krieges. 29. 222.
- Deutschland u. das Mittelmeer.** 30. — **Diehl, K.** 35. — **Diercks, G.** 181. — **Dietz, J.** 69. — **Dittrich, O.** 35. — **Dürfler, P.** 177. — **Döring, O.** 225. — **Dohse, J.** 107.
- Eckart, R.** 222. — **Endres, F. K.** 70. — **Engelbrecht, K.** 178. — **Erdmann, G. A.** 35. — **Espey, A.** 143. — **Everth, E.** 181.
- Faber, K.** 107. — **Federn, E.** 182. — **Fendrich, A.** 30. 139. — **Fleischmann, P. v.** 139. — **Flex, W.** 143. — **Floericke, K.** 139. — **Fontane, Th.** 30. — **Friedrich, F.** 70.
- Die russische Gefahr.** 108. — **Deutscher Geschichtskalender.** 29. — **Glaser, K.** 109. — **Goedel, G.** 108. — **Goldmann, P.** 30. — **Gomoll, W. C.** 182. — **Gozdovic, R.** 144.
- Haase, E.** 178. — **Hagen, M. v.** 183. — **Hallström, P.** 70. — **Hartmann, L. M.** 183. — **Hedin, Sv.** 35. 225. — **Heimkultur.** 222. — **Herpel, O.** 70. — **Herre, P.** 36. — **Hesselbacher, K.** 178. — **Hettner, A.** 144. — **Heussner, A.** 178. — **Hildebrandt, Elsa.** 71. — **Hildebrandt, P.** 144. — **Hock, St.** 64. — **Holdschmidt, A.** 31.
- Immanuel.** 222. — **Jugend u. Heimat.** 184.
- Kabisch, R.** 225. — **Kassner, K.** 70. — **Kaindl, R. F.** 71. — **Kaiserworte.** 64. — **Kett, A.** 179. — **Kjellén, R.** 36. — **Klimsch, U.** 31. — **Kluge, F.** 184. — **Koerber, A. V. v.** 108. — **Koester, H. L.** 179. — **Koss, H. v.** 31. — **Der Krieg 1914/1916.** 110. — **Der deutsche Krieg.** 30. 107. — **Kriegstaschenbuch.** 31. — **Kuhn, A.** 223. — **Kutscher, A.** 71.
- Landsberg, B.** 36. — **Lange, Th.** 179. — **Lauterbach, F.** 31. — **Lhotzky, H.** 145. — **6. Liebesgabe deutscher Hochschüler.** 179. — **Löns, H.** 145. — **Lohrisch, H.** 226. — **Deutsche Luther-Briefe.** 32.
- Matthias, A.** 139. — **Messer, A.** 109. — **Michelangelo.** 223. — **Mielert, F.** 32. — **Möller, M.** 109. — **Morah, E.** 145. — **Moszeik, C.** 64. — **Müller, K. A. v.** 32.
- Nathusius, E. v.** 185. — **Aus Natur u. Geisteswelt.** 140. — **Unsere Nordfront.** 140.
- Ostsee u. Ostland.** 110.
- Pastor, L. v.** 185. — **Peez, A. v.** 72. — **Perthes.** 140. — **Pfau, M.** 32.
- Quellensammlung für den geschichtl. Unterricht an höheren Schulen.** 33.

*) Nur die besprochenen Werke sind aufgeführt.

Ranke, L. v. 65. — Rembrandt. 223.
— Rosen, E. 33. — Oesterreichisch-
ungarisches Rotbuch. 146. — Ruhmes-
tage d. Oesterreich-ungar. Wehrmacht.
65.

Scapinelli, K. 72. — Scheffer, Th. 179.
— Schilling, R. 37. — Schindler, H.
33. — Die Schlachten an der Marne.
33. — Schmeil, O. 146. — Schmeil u.
J. Fritschen. 141. — Schröngbamer-
Heimdal, F. 226. — Seeberg, R. 66.
— Sehring, H. 180. — Siemens,
W. v. 180. — Nordschleswigsche
Soldatenbriefe aus d. Weltkriege.
185. — Spengler, W. 180. — Stapel.
223. — Steffen, G. F. 146. —
Sturmhoefel, K. 66.

Tanner. 37. — Tews, J. 186. —
Trietsch, D. 34.

Voigt-Diederichs, Helene. 147.

Waldeyer, H. 147. — Walter, F. 187.
— Was ich in mehr als 80 Schlachten
erlebte. 67. — Wecus, E. v. 181. —
Weise, O. 141. — Der nächste Welt-
krieg. 141. — Weule, K. 67. —
Wiese, J. 37. — Wissenschaft und
Bildung. 142. 224. — Wronka, J.
187.

Zellweker, E. 67. — Zimmermann, E.
183.

B. Schöne Literatur.

Amelangs Taschenbibliothek f. Bücher-
liebhaber. 106. — Arnold, P. 106.

Bablotte, A. 148. — Bachems ill.
Erzählungen für Mädchen. 28. —
Bachems Volks- und Jugenderzäh-
lungen. 28. — Bartsch, R. H. 187.
— Behrend, G. 221. — Berg, C.
221. — Bjell, E. B. 148. — Bilder
deutscher Vergangenheit. 106. —
Böhme, Margarete. 111. — Bogen-
dörfer, G. H. 73. — Bordeaux, H.
63. — Braun, L. 177. — Brause-
wetter, A. 38.

Christaller, H. 148. — Coster, Ch. de.
149. — Cottasche Handbibliothek.
107.

Darenberg, D. 222. — Diers, Marie.
111. — Dörfler, P. 38. 149. 188.

Ermier, Julie. 107. — Ernst, O. 73.
— Endres, F. C. 149.

Fleischer, W. 150. — Frank, B. 188.
— Frank, E. 112. — Fuchs-Liska,
R. 189.

Gjellerup, K. 39. — Greinz, R. 189.
— Gruner, F. 64.

Häring, O. 39. — Harder, A. 178. —
Hart, H. 150. — Hausschatz-Bücher.
178. — Die Heimat. 108. — Um
die Heimat. 64. — Herz, H. 64. —

Herzog, R. 73. — Hesses Volka-
bücherei. 80. — Hofmann, Else. 108.
— Huggenberger, A. 150.

Jakubczyk, K. 178. — Ilg, P. 151. —
Jugendblätter. 108.

Kable, Th. 227. — Köck, M. 190. —
Kohne, G. 151. — Kotzde, W. 189.
227. — Külpe, F. 39. — Königl-
Ehrenberg, J. 151. — Kurz, Isolde.
74.

Lämmle, A. 227. — Lerche, J. 109. —
Litzmann, G. 190. — Lucka, E. 227.

Müller-Rüdersdorf, W. 223. — Münzer,
K. 111.

Niethammer, W. 32. — Novellen aus
dem Tierleben. 65.

Oertzen, E. v. 74. — Otto, F. 39.

Pietsch, O. 191. — Priess, Clara. 65.
— Prillipp, B. 191.

Raabe, W. 140. — Raithel, H. 74. —
Rantzau, Adeline zu. 65.

Sandt, E. 66. — Schanz, F. 228. —
Schieber, Anna. 66. 141. — Schlösser,
S. 228. — Schrott-Pelzel, Henriette
von. 66. 75. — Schussen, W. 33. —
Seid der Väter wert! 181. — Sick,

VIII**Bücherschau**

- J. M. 180. 191. — Sophokles. 75. **Mein Vaterland.** 180. — **Vesper, W.**
— Sperl, A. 191. — Stehr, H. 192. 152. — Vietor, C. R. 228.
— Steinart, A. 75. — Stieler, K. 39.
— Storm, Th. 34. — Strobl, K. H.
76. — Supper, A. 192. — Svensson,
J. 76. 112. **Weinicke, B.** 40. — **Worms, K.** 192.
Thume, A. 34. — **Triebnigg, E.** 224. **Zahn, E.** 152. — **Zitelmann, Katharina.**
67. — **Zobeltitz, H. v.** 40.
-

für Volksbibliotheken und Lesehallen.

Herausgeber: Professor Dr. Erich Liesegang in Wiesbaden. — Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig. — Preis des Jahrgangs (12 Nrn.) 4 M. Zu beziehen durch jede Buchhandlung und Postanstalt.

Systematische oder alphabetische Druck-Kataloge.

Von Dr. Plate-Hamburg.

Bisher haben wir in Deutschland alphabetische Kataloge der Schönen Literatur und im wesentlichen systematische der Belehrenden, dies dürfte auf die Dauer für die Praxis nicht genügen, und die Frage ist, womit wir auskommen könnten.

Man lehnt in Deutschland Gesamtkataloge in einem großen Alphabet, wie den amerikanischen Dictionary-catalogue, von dem der A. L. A. Catalog von 1893 und der von 1904 Beispiele bilden, wenigstens für die belehrende Literatur ab, da sie zwar beabsichtigen das denkbar größte Entgegenkommen gegenüber den Lesern zu zeigen, aber nach deutscher Ansicht den Sachkatalog zu sehr zersplittern; übrigens enthält der A. L. A. Catalog auch systematische Uebersichten.

Selbst in der belehrenden Literatur dehnt der A. L. A. Catalog die Anführung auffallender Titel ziemlich weit aus.

Der Dictionary-catalogue enthält auch den Titeltatalog, d. h. die Rückverweise von den Titeln auf die Verfasser. Diesen Titeltatalog wird man in Deutschland wohl meistens nur handschriftlich in Zettelform führen; provisorisch kann man sich mit dem Anhang des „Deutschen Literaturkatalogs“, der als „Titel- und Verfassernachweis“ bezeichnet ist, oder mit dem Werk „Von wem ist das doch?“ helfen. — Die Hamburger Bücherhalle hat Titeltataloge auch für die Jugendschriften für Kinder bis zu 12 Jahren und erzählende, poetische und dramatische Werke für die reifere Jugend. Uebrigens wird man manche Jugendschriften wie Struwwelpeter, Don Quixote, Münchhausen, Gullivers Reisen und Robinson Crusoe besser unter Titeln statt unter Verfassern anführen, so daß der Titel überhaupt keinen Begriff vom Inhalt gibt. — Ergänzungen des Titels gehören zu den Hauptaufgaben der Katalogisierungsarbeiten in Bücherhallen. Die Gelehrten-Bibliotheken legen in der Art, wie die Museen ihre Gegenstände verzeichnen, auf die genaue Beschreibung der Bücher das Schwergewicht und geben deshalb den vorgedruckten Titel möglichst vollständig wieder aber erweitern ihn nicht zwecks Inhaltsangabe, während die Bücherhalle bei jeder Arbeit nur die Leser im Auge haben wird, und die Titel bald kürzen, bald ergänzen wird. Es ist unbegreiflich, daß unsere Volksbibliotheken die Eierschalen der Gelehrten-Bibliotheken so wenig abgestoßen haben, daß z. B. Lüdicke und Pieth in ihren „Grundlagen“ die Schöne Literatur als der Belehrenden nicht gleich-

wertig behandeln; so lehren sie die Titel der ersteren zu kürzen, z. B. „Buddenbrooks“ mit Weglassung der Worte „Verfall einer Familie“, so daß der Titel überhaupt keinen Begriff vom Inhalt gibt; sie hätten vielmehr noch ergänzen sollen „einer Lübecker Patrizier-Familie“.

Man ist sich in Deutschland einig, daß der Katalog der Schönen Literatur von dem der Belehrenden Literatur getrennt zu halten ist. Eine Vereinigung in einem Bande würde freilich den Vorzug haben, daß das alphabetische Sachverzeichnis auch auf die schöne Literatur verweisen könnte. Grenzschwierigkeiten kann die antike Literatur hervorrufen; gern sieht man z. B. Ciceros Reden und seine und Platos philosophische Werke, wenn nicht gar auch die Historiker, ebenfalls im Katalog der Schönen Literatur.

Nach der bisherigen Praxis der Bücherhallen müssen wir als Resultat feststellen, daß in der schönen Literatur das alphabetische Prinzip durchaus überwiegt, und daß das große Verzeichnis der Verfasser mit ihren Werken den Hauptteil bildet. Im Büro kommt man sogar mit einem alphabetisch geordneten Zettelkatalog aus, der zugleich standortlich ist, wenn man nur, wie es die Hamburger Bücherhalle tut, die Signierung genau parallel mit dem Alphabet gestaltet.

Die Herausnahme der Uebersetzungen aus dem Hauptkatalog der Schönen Literatur und ihre Zusammenstellung mit den Originalen scheint nicht glücklich; der einfache Leser wird sich schwer daran gewöhnen z. B. Dickens dort zu suchen. Die Hamburger Bücherhalle stellt vielmehr, wie ja auch andere, dem Hauptalphabet eine Uebersicht voran, die auf XII Seiten eine Art alphabetischen Sachkatalogs der Schönen Literatur bildet; sie enthält unter griechischer, römischer, deutscher Literatur bis 1750, englischer, französischer Literatur usw. die Verfasser, von denen Uebersetzungen vorhanden sind, ferner Aufzählungen der humoristischen Autoren, die in Zukunft für einfache und gebildete Leser zu trennen sind, historische Erzählungen und Romane nach Ländern geordnet, Heimatliteratur usw. Dieser Sachkatalog der Schönen Literatur soll in der nächsten Neuauflage bedeutend erweitert werden und, nach kleinsten Schlagwörtern zerlegt, mit dem Verfasserkatalog in einem Alphabet vereinigt werden; über die für später beabsichtigte endgültige Form des Katalogs wird weiterhin gehandelt. Schon jetzt ist als Vorarbeit ein Zettelkatalog vorhanden, der unter höchstens mehr als 1000 Schlag- oder Stichwörtern meist nur den Verfassernamen mit möglichst knappen Hinweisen auf den Titel enthält. Noack hat dasselbe im Darmstädter Katalog ausgeführt und in den „Blättern“ Jg. 1910 S. 180—183 begründet; der Darmstädter Katalog von 1912 enthält freilich nur etwa 30 Sachwörter. — Jedenfalls ist an der Hand der Titelergänzungen in unseren Bücherhallen die Schöne Literatur sehr gründlich auf den Sachinhalt hin durchzuarbeiten. Darauf wird am besten auch in den Katalogen der Belehrenden Literatur an tausend Stellen hinzuweisen sein, sowohl bei Tendenzromanen, wie historischen und den in fremden Ländern oder deutschen Landesteilen spielenden; natürlich werden Romane aus den verschiedenen Berufen,

wie über Geistliche, Lehrer, Kaufleute und Techniker auch aufzuführen sein. Tendenzromane, wie „Onkel Toms Hütte“, „Die Waffen nieder“ und „Helmut Harringa“, werden ja stets mehr gelesen und wirken mehr als die ganze Fachliteratur über ihren Gegenstand. Die Hamburger Bücherhalle gibt schon in ihrer Leseordnung eine 5 Sedez-Seiten lange systematische Uebersicht der Schönen Literatur, die auf fast 500 beliebte Verfasser hinweist, aber natürlich auf Vollständigkeit keinen Anspruch macht.

Die Frage der Leseufen, zu der Lausberg so verdienstvolle Vorschläge gemacht hat, führt zu der wichtigen Frage, ob wir uns in der Schönen Literatur überhaupt mit dem alphabetischen Druckkatalog begnügen dürfen. Was können denn die einfachen Leser damit anfangen? In der kleinsten Hamburger Bücherhalle wird jetzt der Versuch gemacht, ihn auf einen Bandkatalog von einzelnen ersetzbaren Blättern so aufzukleben resp. handschriftlich zu übertragen, daß mit den volkstümlichen Büchern für die einfachsten Leser angefangen wird und dann eine Abstufung zu denen für sogenannte reifere Leser und darauf für gebildete Leser angestrebt wird. Diese Anordnung soll nicht das Publikum zum Herauflesen erziehen, sondern ihm nur die praktische Benutzung des Druckkatalogs ermöglichen. Mit solchen Abstufungen ist eine Gruppierung nach Gegenständen z. B. nach Heimatliteratur, historischen Erzählungen usw. verbunden; an die Literatur für gebildete Leser sind die Dramen, Gedichte und Klassiker als Schluß angefügt.¹⁾ Für ländliche Volksbibliotheken ist die Aufgabe des systematischen Katalogs der Schönen Literatur schon gelöst in Wilhelm Bubes Werk, dieser Fundgrube für jeden Bücherhallenleiter. Eine 7. Auflage davon wird nach dem Kriege erscheinen; umfassende Ergänzungen sind teils druckfertig, teils im Werden. Mit Recht wird Volckmars „Wer? Wo? Wann?“ in den „Blättern“ 1916 Heft 3—4 sehr gelobt; das Buch bietet eine höchst wertvolle Vorarbeit für die Verteilung der Schönen Literatur nach den Gegenständen, ist übrigens alphabetisch nach größeren Gruppen z. B. Heimatbücher, historische Romane geordnet. Eine Anordnung der Schönen Literatur nach Gesamtwerken, Gedichten, Erzählungen usw. findet man ja auch im Systematischen Katalog von Volckmar (Deutscher Literatur-Katalog), in den Weihnachts-Katalogen der Buchhändler und in Reclams Verzeichnis mit seiner umfangreichen Dramenaufzählung.

Für die Zukunft wäre es also zu empfehlen in der Schönen Literatur neben dem Verfasser-Alphabet als zweiten Hauptteil ein dem Gegenstand nach geordnetes Verzeichnis der Schönen Literatur zu drucken, sobald die Mittel vorhanden sind.

Der Katalog der Schönen Literatur der Hamburger Bücherhalle enthält als Anhang die Unterhaltungszeitschriften in der Ausgabe, die Noten, Operntexte und die im Lesesaal ausliegenden Zeitschriften; letztere und die Bibliothek des Lesesaals, die ja in Bücherhallen auch

1) Er ist inzwischen vollendet und wird vom Publikum gern benutzt.

Schöne Literatur enthalten soll, dürfen freilich im Katalog der Belehrenden Literatur nicht unberücksichtigt bleiben. Auch die fremdsprachliche Literatur kann man mit dem Katalog der Schönen Literatur vereinigen. Es ist vorteilhaft, die Belehrende fremdsprachliche Literatur teilweise, z. B. die Werke der Historiker und Essayisten, sowohl in der Schönen wie in der Belehrenden Literatur abzudrucken. — Ebenso kann das Jugendschriftenverzeichnis, das man dann wie das Notenverzeichnis als Sonderabdrücke verkaufen kann, als Anhang der Schönen Literatur gedruckt werden. Es bewährt sich, die Jugendschriften in mindestens 2 Altersstufen zu zerlegen und für die reifere Jugend systematisch zu ordnen. Bei den Noten kann man z. B. für Klavier schwere und leichte Musik unterscheiden.

In der Belehrenden Literatur, zu der wir uns nunmehr wenden, wird die Bücherhalle schon für das Büro neben dem alphabetischen handschriftlichen Verfasserkatalog einen systematischen besitzen müssen. Wir stehen nun vor der Frage: genügt es, daß der belehrende Druck-Katalog in seinem Hauptteil rein systematisch geordnet ist? Ist er vielleicht in dieser Form einfach von den Gelehrten-Bibliotheken übernommen? Für letztere ist er natürlich völlig berechtigt; dagegen sollten die Bücherhallen stets den Vorteil im Auge behalten, daß sie es mit einem kleinen Bücherbestand zu tun haben, der selbst bei großen Umstellungen übersehbar bleibt. Kommt das Leserpublikum zu seinem Recht bei dem systematischen Katalog? Wie weit soll man den A. L. A. Catalog zwar nicht einfach nachbilden, aber seinem alphabetisierenden Prinzip entgegenkommen? Alphabetisch gestaltet man in der Hamburger Bücherhalle schon jetzt die handschriftlichen Kataloge für das Publikum, indem man in großen Ausgabestellen einen Verfasser- und einen Schlagwort- oder Sach-Katalog aufstellt, die in den kleinen Filialen zu einem Alphabet vereinigt sind. Diese Vereinigung dürfte auch für die Register des Druck-Katalogs zu empfehlen sein; denn es stört, immer zuerst oben auf der Seite nachsehen zu müssen, ob man Sach- oder Verfasserregister vor sich hat. Nebenbei gesagt kann die Anführung in diesem Register nach Paragraphen, statt nach Seiten im Interesse des Bibliothekars recht wohl geschehen, ohne dem Leser zu viel zuzumuten. Nur müssen die Paragraphen unbedingt kürzer sein, als sie oft auch in neuesten Katalogen sind; verlangt man vom Leser, die Bücher über einen Gegenstand aus einem mehrere Seiten langen Alphabet herauszusuchen, so wird er bald ermüden. Der Druckkatalog kommt ja dem alphabetischen Prinzip auch insofern entgegen, als er innerhalb der kleinsten Abteilungen oder Paragraphen die Bücher alphabetisch nach Verfassern bringt. Man ver-setze sich nun bei Benutzung des systematischen Teils in die Stelle des Lesers; er wird sich, abgesehen von den Registern, durch die Gebrauchsanweisung und die seitenlange Inhaltsübersicht der Abteilungen durcharbeiten müssen, bevor er seinen Gegenstand findet. Wie weit ist es möglich, ihm dies zu ersparen, ihm das Finden ohne Kenntnis der Anordnung zu ermöglichen? Es ist versucht worden, dem Publikum

entgegen zu kommen, indem man innerhalb der Hauptabteilungen nach kleinsten Schlag- oder Stichwörtern alphabetisch geordnet hat; dies hat sich als für Leser und Bibliothekare gleichmäßig unpraktisch erwiesen, allein schon wegen des übergroßen Apparats von nötigen Hinweisen. In rein praktischen Gebieten wie Technik und Heilkunde ist diese Anordnung nach kleinsten Stichwörtern zu empfehlen; denn wer wird sich hier bedenken wollen, nach welchen Grundzügen z. B. die Technik geordnet ist; auch die Einzelbiographien wird man ja alphabetisch nach dem Gegenstand anordnen, freilich die Verweise darauf in den anderen Fächern, z. B. Krupp unter Technik, nicht sparen. Dagegen dürfte in den übrigen Abteilungen eine alphabetische Anordnung nach großen Gebieten, nicht nach kleinsten Schlagwörtern die richtige Lösung der Katalogfrage bilden, wie sie die Hamburger Bücherhalle schon wenige Jahre nach ihrer Eröffnung durchgeführt hat. Um z. B. ein Buch über Marokko zu finden, muß man die Hauptabteilung Erdkunde entweder durch Durchblättern nach den Seitenüberschriften oder auf der einzigen Seite des Inhaltsverzeichnisses suchen; unter Erdkunde muß man alphabetisch die Unterabteilung Afrika aufsuchen und findet die Bücher über Marokko unter Afrika II, Nordafrika. Setzt man das Inhaltsverzeichnis der Hauptabteilungen auf die Vorderseite des äußeren und inneren Titelblatts, so drängt sich der Hinweis auf die Anordnung noch mehr auf. Für den geplanten Katalog der Hamburger Bücherhalle, der 5 Ausgabestellen umfassen soll, sind auch diese Hauptabteilungen wiederum alphabetisch geordnet worden; schon in Jg. 14 auf S. 79 der „Blätter“ wurden sie z. T. genannt, hier folgen sie vollständig: Allgemeines, Bibliotheks- und Buchwesen, Biographien, Erdkunde, Geschichte, Handel, Hauswirtschaft, Heer und Flotte, Heimatkunde (Hamburgensien), Kunst, Literatur, Mathematik, Musik, Naturwissenschaft, Pädagogik, Philosophie, Religion, Schrift, Soziologie, Spiel und Sport, Sprachen, Technik. Gewiß ist dies dem Alphabet zu Liebe nicht ohne Willkür; aber es würde so das möglich sein, was vor allem zu erstreben ist, nämlich Gegenstände ohne Kenntnis der Anordnung durch Suchen der Hauptabteilung auf dem inneren oder äußeren Titelblatt und weiterhin durch bloßes Blättern zu finden. Hinter dem alphabetischen Inhaltsverzeichnis würde man noch die Inhaltsübersicht der Hauptabteilungen mit ihren alphabetischen Unterabteilungen bringen, die im Hamburger Katalog auf 7 Seiten 742 Paragraphen, von denen 233 auf Technik und 55 auf Heilkunde kommen, enthält.

Man würde also im belehrenden Katalog zu folgendem Ergebnis kommen. Der rein alphabetische amerikanische Dictionary-Cataloge der A. L. A. würde nicht für den Druckkatalog zu empfehlen sein, da er es in seiner Zersplitterung völlig unmöglich macht, zu sehen, was in den Hauptfächern geboten wird. Ebenso wenig dürfen aber die deutschen Bücherhallen abgesehen vom Register bei systematischen Katalogen stehen bleiben. Zu empfehlen ist vielmehr, beide Register in einem Alphabet zu vereinigen, den Hauptteil des Katalogs aber in

seinen Oberabteilungen alphabetisch zu ordnen und diese schon auf die Vorderseite des Titelblatts zu setzen, innerhalb derselben nach Unterabteilungen wiederum alphabetisch und hier wieder, wie bisher in allen Bücherhallen, alphabetisch nach den Verfassern anzuordnen; Anordnung nach Stich- oder Schlagwörtern, also nach kleinsten Gegenständen, würde nur in den Abteilungen Technik, Heilkunde und Biographien durchgeführt werden. Man würde so zu einer Katalogordnung kommen, die dem Bedürfnis nach systematischer Uebersicht der Gegenstände wohl Genüge leisten könnte und dem Anspruch der Leser auf schnelles praktisches Suchen weit entgegenkommt.

Es fehlt unseren Bücherhallen also ein alphabetischer Druck-Katalog der belehrenden Literatur und ein systematischer der schönen Literatur, wie er nach Obigem zurzeit in der kleinsten Hamburger Ausgabestelle aus dem alphabetischen Katalog zusammengeklebt worden ist. Solange die Mittel zu zwei Druck-Katalogen der Schönen Literatur, einem alphabetischen Verfasser-Katalog und einem systematischen Sach-Katalog fehlen, wird, wie oben ausgeführt ist, empfohlen, mit dem Verfasser-Katalog einen Schlagwort-Katalog in einem Alphabet zu vereinigen.

Ottomar Enking.

Enkings Schriftstellerruf beginnt mit dem Erscheinen des Romans P. C. Behm im Jahre 1903. Das Buch, das man in das damals beliebte Fach Heimatkunst einordnete, fand besonders in Norddeutschland viele Leser: 1905 konnte schon die fünfte, 1912 die zehnte Auflage ausgegeben werden. Die bis 1903 von Enking veröffentlichten Dichtungen — die kleinen Erzählungen Schlanksch'lerna (1895), Vereinsamt (1895), Ragna Svanoe (1896) und die drei Romane Nis Nielsen (1898), Johann Rolfs (1899), Ikariden (1900) — waren dagegen nur wenig beachtet, z. T. auch unfreundlich von der Kritik aufgenommen worden. Man kann aber nicht sagen, daß der Beifall für Enking zu spät gekommen ist. Er traf den Dichter gerade in den Jahren, wo er in voller hoffnungsreichster Schaffenskraft stand, wo ihm aber nach mancherlei Studien- und Berufswechsel ein literarischer Halt besonders erwünscht sein mußte.

Die kurzen, hier genügenden Daten aus dieser nicht ganz alltäglichen Lebensgeschichte Enkings sind die folgenden: Heimat Kiel, wo der Dichter 1867 als Sohn eines Lehrers zur Welt kam. Schulbildung auf den Gymnasien in Kiel und Flensburg. Studien der neueren Sprachen und dann der Jurisprudenz. Wahl des Schauspielerberufs und mehrjährige Bühnenwirksamkeit in Kiel, Barmen, Stuttgart. Uebertritt zur Journalistenlaufbahn und Redakteurtätigkeit in Kiel, Wismar, Köln, Dresden. Leben als unabhängiger Schriftsteller in Dresden, wo dem Dichter in den letzten Jahren manche Ehrungen zuteil geworden sind, wie die Ernennung zum Professor durch den König von Sachsen

und die Auszeichnungen und Ehrengaben der Fastenrath-Stiftung und der Bauernfeld-Kommission.

Schon aus dieser flüchtigen biographischen Skizze kann man wohl ersehen, daß Enking Gelegenheit gehabt hat, mit mancherlei Menschen und Dingen in Nah und Fern in Berührung zu kommen. Daß die Buntheit seines Lebensweges seine Dichtung auch in stofflicher Hinsicht besonders beeinflußt hätte, läßt sich aber nicht behaupten. Wer seine Aufmerksamkeit auf das Stoffliche der Dichtungen richtet, wird glauben, der Dichter sei niemals über die Orte und die Menschen seiner engsten Heimat hinausgekommen. Dort in den Kleinstädten der Ostseebucht zwischen Kiel und Wismar ist der Schauplatz aller seiner bisherigen Dichtungen, dort leben die Menschen, die er kennt und schildert, dort spielen sich engverwachsen mit den Heimatverhältnissen, in engem Kreis von Familie und Nachbar, nicht ohne tiefes Menschenleid aber doch ohne eigentlich heldenhafte Tragik ihre mäßig bewegten Schicksale ab.

Eine kurze rein sachliche Inhaltsübersicht seiner wichtigsten Romane — die von ihren Kennern gern ungelesen bleiben kann — mag zunächst in diese eigenartige engbegrenzte Welt Enkings einführen.

Ein gut Stück Selbstbiographie steckt in dem ersten größeren Roman Johann Rolfs. Der schleswigsche Bauernsohn Johann Rolfs tritt uns als ein aufgeweckter Junge entgegen, in dem aber von früh an der Charakterzug des „Zeigers“, des Ehrbegierigen ausgeprägt ist. Er wird auf die Lateinschule geschickt. In den oberen Klassen schreibt er Gedichte und Theaterstücke, auch von Liebeleien bleibt er nicht unberührt. Im Studium der Jurisprudenz findet er keine Befriedigung. Zum Entsetzen des Vaters geht er als Schauspieler in die Welt. Aber der mit so großem Eifer erfaßte Beruf bringt ihm weder Ehre noch Befriedigung, wohl aber die Erkenntnis, daß es auf und hinter den Kulissen allzu viel des Kleinlichen, Häßlichen und Schmutzigen gibt. Als er dann noch die Schauspielerin, die ihn zur Kunst und Liebe begeistert hat, als sittlich verlottert wie alle anderen erkennt, ist an dieser Kunststätte für ihn kein Raum mehr. Er kehrt auf den väterlichen Bauernhof zurück und damit auch zu seiner ersten Jugendgespielin und -Geliebten, der vortrefflichen Lehrertochter, an deren Seite er ein glückliches Leben als Bauer und Dichter beginnt.

Die Hauptperson in den Ikariden ist die Lehrertochter Helene Rittner. Nicht mehr ganz jung, hat sie eben ihren Vater zu Grabe gebracht und sieht nun völlig verwaist einer ziemlich freudlosen Zukunft entgegen. Ihr Mut ist aber nicht gebrochen. Frei von dem Druck der langen Pflege des verdrießlichen Vaters, frei allerdings auch von einem Jugendgeliebten, der als tatkräftiger starkgeistiger Redakteur und Politiker die Heimat verlassen hat, schafft das kluge, tüchtige Mädchen sich eine nützliche Stellung und Selbständigkeit. Sie wirkt als Lehrerin. Es fehlt ihr nicht an Achtung und auch nicht an Verehrern. Besonders der Pastor des Orts bemüht sich um Helene.

Der kirchlich enghorizontierte, gedrückte und schlaffe Mann, der zu sich und zu der Welt kein rechtes Vertrauen hat, findet allerdings keine stürmische Gegenliebe. Nach allerlei verständiger Ueberlegung zieht aber Helene als Herrscherin in das geräumige Pastorenheim ein. Und nun beginnt eigentlich der Roman. Die kräftige Art Helenens wirkt immer nachdrücklicher auf den Mann. Sie bringt ihn zu einer freieren Auffassung von göttlichen und menschlichen Dingen. Sie veranlaßt ihn sogar zum schriftstellerischen Vertreten seines neuen Standpunkts. Sie ergreift, unter dem Einfluß des Redakteurs, mit dem sie noch in Briefwechsel steht, selbst die Feder. Und endlich bringt sie es dahin, daß der Pastor sein Amt aufgibt und nach Köln übersiedelt, wo der hilfsbereite Redakteur das Ehepaar bei der Zeitung beschäftigt. Die Erkenntnis, daß sie an eine falsche Stelle geraten sind, stellt sich aber bald ein, und als dann der Redakteur noch den Versuch macht, die unerlaubte Gunst der Frau Pastor zu gewinnen, nimmt die Sache vollends ein unerfreuliches Ende. Notdürftig gelingt es dem Ikariden-Ehepaar an einer Trinkerheilstätte in der alten Heimat Beschäftigung zu erlangen, womit dann die Erzählung schließt. An Nebenpersonen ist der Roman ziemlich arm, es treten nur ein paar Lehrer und Nachbarn auf, mit denen das enge Leben den Pastor und Helene gelegentlich zusammenführt.

In der Familie P. C. Behm steht Anna, die Tochter des Wismarschen Krämerpaars im Mittelpunkt. Das frische intelligente Mädchen hat in ihrer ganzen Art einen weiten Vorsprung vor dem klein- und engherzigen, wenn auch gutmütigen Elternpaar und dem sich großartig gebenden, besonders aber auf Magengentnisse erpichten Bruder, dem kaiserlichen Postassistenten. Annas Sehnsucht, aus dieser Enge herauszukommen, wird gesteigert durch die Bekanntschaft mit dem jungen Arzt Dr. Körting. Beide sind sich in ehrlicher Liebe zugehen. Aber beide haben nicht den Mut, die Verhältnisse zu beherrschen. Anna kann sich im Grunde auch nicht über ihre Angehörigen erheben. Noch weniger aber wagt Körting es, seine Kreise aufzugeben und ein Glied der Familie zu werden, in deren Enge und Philisterhaftigkeit er als Tischgast einen Einblick gewonnen hat. Anna fühlt dies. Sie gibt ihn frei. Hier könnte die Erzählung enden. Enking reizt es aber, gerade den weiteren Entwicklungsgang Annas zu verfolgen. Er läßt die seelisch ziemlich Gebrochene in Kirchengehen und Missionsvereinstätigkeit Trost finden, und schildert dann, wie eine Hauptpersönlichkeit dieser frommen und frömmelnden Veranstaltungen, ein muckerischer und schurkischer Buchhalter, den Erfolg hat, Anna als Frau zu gewinnen und dann bald die ganze Familie Behm wirtschaftlich zu ruinieren; wie Anna sich nach der Flucht des Gauners eine Zeitlang ehrlich als Modistin durchschlägt; wie sie dann einwilligt, einem viel jüngeren, verbummelten und kranken, aber genialisch anspruchsvollen Studenten die Hand zu reichen; wie sie auch in dieser Ehe, von der sie der Tod des Mannes bald erlöst, kein Glück findet; wie sie in Weltschmerz und Sehnsucht sich aus dem Fenster stürzt, und

wie sie mit Gott und der Welt hadernd nun die Aussicht hat, als Krüppel ihren Lebensrest hinzuvegetieren. Von Nebenpersonen nehmen die Klubbrüder des Vaters Behm mit ihren hochfahrenden Stadtreformplänen, der Pastor und die Jünglingsvereinsgesellschaft einen breiteren Raum ein.

Als zweiter Teil der Leute von Koggenstedt ist der Roman Patriarch Mahnke eine Art Fortsetzung von P. C. Behm. Aber nur der Schauplatz hält die beiden Dichtungen, die sonst durchaus selbständig sind, zusammen. Träger der Handlung dieses Romans ist der in selbstgeschaffenem behäbigen Wohlstand lebende angesehene Kaufmann Mahnke, um den sich eine Tochter, zwei Söhne und ein paar Verwandte und Familienbekannte gruppieren. Wie er sich selbst sein Schicksal geformt hat, so will Vater Mahnke auch das seiner Kinder mit harter Hand, wie er sich einredet, zu ihrem eignen Besten gestalten. Die Tochter hat auf ihre Liebe verzichten müssen und lebt nun als Lehrerin und zugleich den Haushalt führend, vergrämt im väterlichen Hause. Der ältere Sohn hat gegen Neigung und Begabung Theologie studiert und plagt sich als Geistlicher wider Willen durchs Leben. Der Jüngste kommt bei seinem Medizinstudium ins Bummeln und wird vom Vater gezwungen, als Lehrling hinter dem Ladentisch zu stehen, was ihn dahin bringt, durch einen Pistolenschuß seinem verpfuschten Leben ein Ende zu machen. Auch die späte Ehe, die die Tochter noch eingeht, zeigt bald allerlei düstere Schatten. Unter all diesen Schicksalsschlägen erkennt der alte Mahnke endlich den Irrtum und die Eigensucht seines Lebens. Nur dadurch hält er sich noch aufrecht, daß tüchtige Freundesnaturen, darunter besonders die prächtige Elise Struck, eine verwitwete Verwandte, sich seiner annehmen und daß ihm die Mitbürger Achtung und allerlei Ehrungen entgegenbringen.

Auch die Darnekower spielen in Wismar und auf einem Gutshof bei Wismar. Die Geschichte ist von Anfang an auf einen düsteren Ton gestimmt. Ein Fluch, der sich an eine unaufgeklärte Ehebruch-Mordtat knüpft, liegt auf dem Hof und auf dem Geschlecht. Thora, die hochbejahrte Großmutter des Hofbesitzers Ludwig, ist in diese unheilvolle Geschichte verwickelt gewesen. Sie hat dabei ihren Gottglauben und ihre Lebensfreude, nicht aber ihre eigenwillige, starrköpfige Natur eingebüßt. Hart liegt ihre Herrscherhand über allem was auf dem Gut passiert, dessen Untergang sie wünscht und von dem sie allen Sonnenschein fernhält. Aus völlig anderem Holz ist Ludwig, der Enkel, geschnitzt. Gutmütig und frei von Herrsch- und Ehrsucht findet er seine Befriedigung in der tüchtigen Bewirtschaftung des ererbten Gutes. Daß er gegen den Willen der Großmutter eine brave Landwirstochter als Gattin in das Gutshaus führt, überrascht fast bei seinem sonst sehr nachgiebigem Naturell. Nicht ausreichend ist aber seine Willensstärke, um der jungen Frau trotz der Großmutter ein sonniges Heim zu schaffen. Und auch dazu reicht sie nicht, eine Frau von dem Hause fern zu halten, die schließlich alles ins Verderben reißt. Diese Frau ist Rutta von Lassom, die Kusine Ludwigs. Rutta, die in ärmlichen Verhältnissen

mit der Mutter in Wismar lebte, hat eine Zeitlang die Hoffnung gehabt, als Gattin Ludwigs und als Gutsherrin in Darnekow einzuziehen. Sie ist dann eine Ehe mit einem reichen Schweden eingegangen, die aber nicht lange von Bestand gewesen ist. Die in die Heimat zurückgekehrte Rutta kommt bald auf ihren früheren Liebes- und Lebensplan zurück. Thora durchschaut die Absichten der Enkelin, in der sie in guten und schlimmen Zügen ganz ihr Ebenbild erkennt. Ihre Warnungen bleiben aber ohne Erfolg. Rutta wird Gutsherrin, nachdem Ludwigs erste Gattin in Trübsinn verfallen und aus dem Leben geschieden ist. Aber das Glück dauert nur kurz. Rutta sieht bald, daß Ludwig ihr die Mittel zu dem erhofften glänzenden Gesellschaftsleben nicht verschaffen kann und will. Sie ist im Begriff, sich wieder dem ersten Gatten, der sie immer noch liebt, zu nähern. Als sie das Haus verlassen will, wird sie von Ludwig erschlagen, erschlagen mit demselben Beil, das auch in der Mordgeschichte der Großmutter eine Rolle gespielt und dessen Ausgrabung die Tat ans Licht gebracht hat. Ueber all dem Grausigen leuchtet das von der Großmutter in Brand gesetzte Gutshaus. Ludwig büßt in frommer Ergebung seine Tat im Gefängnis, sein einziger Sohn verdirbt in der Ferne, und — so schließt der Roman —: „Alles dies geschah nach Recht und Gesetz. Ich der Herr strafe bis ins dritte und vierte Glied.“

Auch Nelde Thorstens Sanduhr hat im ganzen einen ziemlich düsteren Charakter. Nelde Thorsten hat vom Vater, dem vortrefflichen alten Baumeister, eine Familiensanduhr geerbt. Der Vater hat ihr dabei den Spruch mit auf den Lebensweg gegeben, daß ein tüchtiger Mensch auch in schwierigen Lagen nach Verlauf einer Stunde sich klar werden und einen Entschluß fassen müsse. Aber Nelde gehört nicht zu den entschluß- und tatkräftigen Naturen. Mit all ihren guten Charaktereigenschaften geht sie so immer am Glück vorbei. Unter dem Druck von allerlei Familienrücksichten heiratet sie einen bejahrten Verwandten, der überdies noch krank ist und bald in Wahnsinn verfällt. Und auch als der zuerst Geliebte nach langer Auslandsreise zurückkehrt, findet Nelde ihm gegenüber nicht den Mut zur Liebe und zum festen Jawort. So verliert ihr Leben allen Halt. Indem sie Gift nimmt, wirft sie es von sich. Ein breiter Klüngel von Verwandten bewegt sich mit ihren ineinander geflitzten Geschichten um Nelde herum, ihre Person oft für lange Zeit in den Hintergrund drängend.

Eine von der Geburt bis zum Tode vollständige Lebensgeschichte gibt Enking wieder in dem Roman Wie Truges seine Mutter suchte. Truges wächst in einer dunklen Kieler Winkelgasse bei seinem Großvater, dem fleißigen aber ärmlichen Schuster Brammer, auf. Der Vater, ein kränklich-weicher Bildhauer, ist früh gestorben. Die Mutter hat bald nach Truges Geburt den Gatten verlassen, und man glaubt, daß sie irgendwo in der Welt auf den Bühnenbrettern tätig ist. Auf den träumerisch und nachdenklich veranlagten Truges wirken neben dem nüchternen alten Großvater ein paar ebenfalls

nüchtere und simple Frauen des Hauses und eine verarmte adlige Tante, die allerlei Phantastisches und Vornehmes zu erzählen weiß, erzieherisch ein. Die eigentliche wärmende Liebe fehlt aber dem Leben des Kindes, wenn es auch von den verschiedenen Hausinsassen manches Freundliche erfährt. So setzt sich in Truges' Herzen immer mehr die Sehnsucht nach der Mutter fest, sie gibt seinem Leben und Denken dauernd Ziel und Richtung, sie läßt ihn auch nicht los, als sein Lebensweg anfängt, ein wenig ins Freie und Sonnige hinauszuführen. Eine solche Wendung zum Hellere kommt dadurch in Truges' Leben hinein, daß ein wohlwollender Lehrer und von diesem wieder veranlaßt eine reiche Dame sich des begabten Knaben annehmen. So wird Truges Druckerlehrling, Gymnasiast und Student. Aber zu einer großen Lebensgestaltung reicht schließlich seine Energie doch nicht aus. Als seine leidenschaftliche Hingabe an die junge Dame, deren Mutter für Truges' gelehrte Ausbildung sorgt, wohl eine platonische Erwidern aber keine gleiche Hingabe findet, scheint seine Jünglingsnatur vollends alle Federkraft verloren zu haben. Wohl rafft er sich noch zu mannhafter Teilnahme am dänischen Kriege auf, aber dann führt sein weiterer Lebensweg in die Enge eines ewigen in Stundenlohn aufgehenden Kandidatendaseins, das nur dadurch einen freundlichen Zug bekommt, daß Linde, die Jugendgespielin aus der sonnenlosen Winkelgasse, dem still und bescheiden arbeitenden Truges bis ans Ende als Pflegerin zur Seite steht. Aber auch das Schlimmste bleibt Truges in diesen Jahren nicht erspart. Die längst tot geglaubte Mutter kehrt zurück. In rührender Kindesliebe nimmt Truges sich der vom Leben hart Zerstoßenen an, trotz allem ist eine Verständigung zwischen der auch sittlich brüchigen Mutter und dem feinfühligen Truges nicht mehr möglich. Die Mutter endet ihr verfehltes Leben freiwillig im Kanalwasser, und für Truges endet damit der Traum, der Glück und Unglück seines ganzen Lebens gewesen ist.

Kantor Liebe, der nächste Roman, der wieder in Wismar spielt, schildert das Liebes- und Eheleben eines älteren Mannes und einer weit jüngeren Frau. Lehrer Liebe, der ältliche aber noch stattliche und sonst mit allerlei Vorzügen ausgestattete Junggeselle, wird selbst fast überrascht von der zu seiner Hausgenossin, der Tochter seines alten Gärtnerfreundes, aufkeimenden Liebe. So kommt zwischen dem „schon ruhigen Manne und der noch ruhigeren Frau“ die Ehe zustande. Der Gatte fühlt sich wohl in dem sicheren Besitz der Frau, um deren dauernde Zuneigung er sich nicht viel bemüht. Eine Zeitlang geht alles gut. Da führt das Schicksal einen neuen Gast in das Haus in der Gestalt eines jungfrischen, aber durch ernste Erlebnisse gereiften Gärtners, der in dem väterlichen Geschäft beschäftigt wird. Jugend und Jugend findet sich bald. Es fehlt nicht an starker Leidenschaft auf beiden Seiten. Zu einem völligen Bruch mit dem Gatten und mit den gewohnten engen Verhältnissen reicht aber Mut und Willensstärke der Kantorfrau nicht aus. Der Gärtner muß den Wandersstab ergreifen. Der Kantor aber hat wieder Gelegenheit, um die Gunst

seiner Frau zu werben und sich nach mancherlei Irrungen noch ein leidliches Eheheim für die Zukunft zu schaffen.

In Momm Lebensknecht verfolgt Enking wieder den Entwicklungsgang eines Menschen, der ihn schon durch seine Abstammung von einem sehr ungleichen Elternpaar reizt. Von dem Vater, dem würdigen und wohlhabenden Amtsrat einer kleinen holsteinischen Stadt, hat Momm den Willen zu Macht und Ansehen geerbt. Er möchte ein Lebensherrscher sein. Schon auf der Universität gelangt der flotte und doch strebsame Student zu einer führenden Rolle. Bald wird er Bürgermeister seiner Vaterstadt. Ein paar frühere Liebesgeschichten haben nicht allzu nachhaltig auf ihn eingewirkt. Der eigentliche Kampf in der Liebe beginnt für Momm erst in der Ehe. Die Gattin, eine Gutsbesitzertochter von reifem und gefestigtem Charakter, die er übrigens seinem besten Freund, dem Arzt Peter Steen, hinterlistig weggeschnappt hat, setzt der Art Momms eine überlegene sichere Ruhe entgegen, so daß seine Herrscherneigung bei dieser Frau, die ihn doch liebt, eine Schranke findet. Zur Katastrophe kommt es, als Momm, der dänischgesinnte, seine Frau zwingen will, mit ihrer deutschfreundlichen Familie zu brechen, den eignen Vater zu verraten und ganz ihm zu folgen. Der Roman endet damit, daß der Arzt doch noch seine Erstgeliebte heimführt, während Momm vereinsamt, aber mit dänischen Ehren geschmückt, in ein höheres Amt und einen größeren Wirkungskreis eintritt.

Mehr als in den bisherigen Dichtungen kommen in Tedeus der Wandersmann breitere kleinstädtische Menschengruppen zur Darstellung. Der Roman beginnt damit, daß Matthias Tedeus der Buchbindergeselle in Tweetenhorn einzieht und sich dort in dem kleinen Geschäft der Witwe Clasen selbständig macht. Fleißig und sparsam, auch wirklich fromm, bringt Tedeus das Geschäft bald vorwärts, er wird Zeitungsverleger u. s. f., kurz ein angesehener Mann, dessen Wort in Tweetenhorn Geltung hat. Und Tedeus ist nicht ohne Selbstgerechtigkeitsgefühl und Stolz, weil er alles so geschickt und tüchtig gelenkt hat. Nur in der Liebe und in der Häuslichkeit hat er nicht das rechte Glück, und so findet auch dieser Gerechte und Gute seine Strafe. Den ersten Schlag versetzt ihm die schimpfliche Abweisung des reichen Müllers, als Tedeus um die Hand seiner Tochter anhält. Er heiratet dann die ältliche Tochter seiner Geschäftsvorgängerin, fast aus Mitleid, weil sie von ihrem Verlobten verlassen worden ist. Eines Tages überrascht diese ihn aber damit, daß sie sich von dem zuerst Geliebten, einem „schönen“ aber gannerhaften Zahnarzt, umarmen läßt. Ueber diese Enttäuschung sucht Tedeus dadurch hinwegzukommen, daß er seine ganze Liebe seinem Kinde zuwendet, einem Töchterchen, das er aufs zärtlichste erzieht. Auch das bringt ihm keine dauernde Freude. Eben herangewachsen, erliegt das Mädchen einem gewissenlosen Verführer, der sich als Tedeus' Freund ausgegeben hat. Der aufs härteste geprüfte Tedeus rafft sich auch jetzt wieder auf und nimmt sich in liebevollster Weise des vaterlosen Enkelkinds an.

Wieder bleibt aber seine Liebe ohne Dank. Der lügnerrisch und diebisch veranlagte Junge treibt es bis zur offenen Verhöhnung des Großvaters. Das gibt dem Alten den Rest. Völlig gebrochen flüchtet er in die Kirche, wo ihn, ehe er den geplanten Selbstmord ausführen kann, der Schlag rührt.

Eine echte Kleinstadtgeschichte ist auch der Roman Ach ja, in Altenhagen. Wie in Tedeus sehr wir wieder alle Haupttypen aus den wohlhabenderen Schichten der Geschäfts- und Beamtenwelt bei ihren alltäglichen Sorgen und Freuden. Mehr oder weniger zusammengefaßt werden alle diese Bilder durch die Persönlichkeit Golther Klaarens, des reichen Kommerzienratssohns, der bis zum Tode des Vaters in größter Abhängigkeit gehalten, plötzlich sich als sehr selbstherrlicher Mann zeigt, der im eignen Hause und in der Gemeinde eine erhebliche Rolle zu spielen versteht. Seine Geschichte ist aufs Engste verquickt mit den mancherlei öffentlichen und häuslichen Angelegenheiten der Kleinstadt. Aus diesem Ganzen heben sich seine beiden Liebesgeschichten, deren letzte den älteren Junggesellen noch in den Hafen der Ehe bringt, nur wenig ab. Mit allerlei Festlichkeiten zu Ehren des guten Bürgers und glücklichen Familienvaters Golther Klaarens schließt der Roman.

Im Helfer seines Gottes nimmt Enking noch einmal das Thema auf, die Entwicklung eines schwachen und doch eigenwilligen Charakters zu schildern. Arf Lüttjohann stammt aus einer wohlhabenden Patrizierfamilie der holsteinischen Kleinstadt. Der bejahrte Vater hat die Erziehung mit Strenge geleitet, die früh verwitwete Mutter hat in ihrer kühlen Art keine warme Anziehungskraft auf Arf ausüben können. So hat er sich schon früh daran gewöhnt, seine Liebe auf Fernerstehende, besonders auf alles Leidende, auszuströmen. Nach akademischen Studien lebt Arf, mit geschichtlichen Arbeiten beschäftigt, zurückgezogen im Elternhause, fern von aller Wirklichkeit und mit einer Weltauffassung, die stark von den Lehren Buddhas beeinflusst ist. Er ist überzeugt, daß Gott in allem leidet und daß man Gott helfen müsse. So glaubt er auch aus Mitleid mit Gott handeln zu müssen, indem er die in verlotterter und heruntergekommenen Familie lebende Camilla zu sittlicher Vollkommenheit emporzuheben versucht. Sein Mitleid treibt ihn dazu, Camilla zu heiraten. Aber sein Läuterungswerk bleibt in den Anfängen stecken. Die wohl gutmütige aber doch oberflächliche Fran fühlt sich dem sie mit Milde und Mitleid behandelnden Gatten immer mehr entfremdet. Sie trennt sich endlich ganz von ihm, indem sie unter dem Einfluß des verbummelten Vaters mit einem schwindelhaften Ingenieur durchgeht. Krank und verarmt kehrt sie in die Heimatstadt zurück. Und nun ist für Arf wieder Gelegenheit da, der Leidenden und damit seinem Gott zu helfen. Camilla ist aber eine andere geworden. Sie wird sich jetzt ihrer leidenschaftlichen Liebe zu Arf bewußt, den sie nur aus Angst vor seiner sittlichen Höhe verlassen hatte. Und auch Arf erkennt, daß er in Camilla das Geschöpf Gottes selbst und nicht allein

Gott liebt. Durch den Tod Camillas wird ihm der Wert des Einzelwesens und der Glaube an die Unsterblichkeit zur Gewißheit. So wird ihm, da wo er zu helfen glaubte, selbst die beste Hilfe zuteil. In Zukunft will er den Menschen im Menschen lieben und nicht mehr hochmütig Gott selbst erlösen. Er widmet sich der Erziehung des Kindes der Camilla, dem er nun auch Freude an Natur und Menschen einpflanzen kann.

Für seinen neuesten Roman Monegund hat Enking die Zeit und die Oertlichkeit seiner Wismarschen Redakteurtätigkeit gewählt. Vieles ist, was Kennern der Verhältnisse nicht entgehen kann, ohne große Abänderung nach dem Leben gezeichnet, besonders alles mit der Politik Zusammenhängende. Monegund ist die Tochter des prächtigen alten Gymnasialprofessors Irdmann. Früh mutterlos geworden, hat sie vom Vater die sorgfältigste, wenn auch ein wenig zu liebevolle Erziehung erhalten. Das vortreffliche junge Mädchen wird die Gattin des benachbarten adligen Gutsherren Kai von Tent-Jess. Die in aufrichtiger Liebe geschlossene Ehe bleibt einige Jahre hindurch ungetrübt. Kai, der verabschiedete Offizier, widmet sich eifrig der Bewirtschaftung seines Gutes und seiner Häuslichkeit. Nach und nach wird ihm aber das Feld seiner Tätigkeit zu eng. Er beschäftigt sich mit Politik, gründet eine Zeitung und wird Reichstagskandidat. Ein scharfer, wenn auch taktvoll überbrückter Gegensatz zu dem Professor, der stets ein Führer der Liberalen gewesen ist, ist die Folge dieser neuen Betätigung Kais. Und auch auf das Verhältnis Kais zu Monegund fällt hierdurch ein Schatten, der noch vertieft wird, als die politischen Gegner in verläumderischer Weise eine Skandalgeschichte über angebliche Beziehungen Monegunds zu dem Gutsparfarrer verbreiten. Eine weitere Entfremdung tritt ein, als Kai nach allerlei politischen und wirtschaftlichen Mißerfolgen als Kammerherr an den Hof geht und so wieder in lebhafteren Verkehr mit Angehörigen adliger und verwandter Lebenskreise gelangt. Monegund zweifelt nicht mehr daran, daß Kai im Grunde seines Herzens von ihr loszukommen und eine Standesgenossin zu ehelichen wünscht. Sie, die ihn trotzdem liebt, verzichtet auf ihre Gattinrechte. Sie kehrt in das Elternhaus zurück und nimmt ihre segensreiche Lehrerintätigkeit wieder auf. Die Hand eines Jugendfreundes, der inzwischen eine gelehrte Laufbahn ergriffen hat, schlägt sie aus. So endet auch dieser Roman mit einer Entsagung: zwei Menschen, die sonst die sympathischsten Züge aufweisen, gehen auseinander, weil sie nicht die Kraft zur Beherrschung der Verhältnisse und zu dauernder starker Hingabe aufbringen können.

Aus dieser Uebersicht der Enkingschen Romane wird man leicht erkennen, daß sie, soweit es sich um das Stoffliche handelt, alle nahe miteinander verwandt sind. Daß dies auch hinsichtlich der Art des künstlerischen Aufbaus, der Einzelcharakteristik, des Stils und des ganzen persönlichen Gepräges der Fall ist, mag weiterhin noch ein wenig ausgeführt werden.

Was zunächst den äußeren Rahmen anlangt, so kann man sagen,

daß Enking seine ganze Dichtungswelt räumlich und zeitlich in sehr engen Grenzen hält. Der Schauplatz aller seiner Dichtungen sind die kleinen holsteinischen und mecklenburgischen Küstenstädte an der Bucht von Kiel oder Flensburg bis Wismar. Die Zeitgrenzen liegen in den Tagen, wo die Eltern des Dichters jung waren und in denen, die er selbst erlebt hat oder noch erlebt. Die Charakterisierung der Zeitverhältnisse spielt also bei Enking keine große Rolle, es handelt sich im ganzen um eine nahe Gegenwart, die in den fest am alten hängenden Kleinstädten seiner Dichtung nur geringe Veränderungen aufweist. Aber auch die Schilderung der Oertlichkeiten ist bei Enking von großer Knappheit. Sein Hauptinteresse ist stets auf die Menschen gerichtet. Wenn er daher gelegentlich bei dem Aeußern der Häuser und Straßen, der Stadtumgebung mit Hafen und Garten und Feld verweilt, so geschieht das zumeist in der Weise, daß er seine Menschen auf diesen Wegen begleitet und dabei ihre Eindrücke festhält, wie bei Tedeus z. B., mit dem zusammen wir das kleine Tweethorn, in das er einwandert, kennen lernen. Mit den wenigen treffenden Andeutungen erreicht Enking es aber doch, daß der Leser sich mit der Oertlichkeit vertraut fühlt, besonders auch mit dem Aeußern und Innern der Häuser, in denen die Menschen der Dichtungen heimisch sind. Es genügt in dieser Hinsicht zu erinnern an das lindenbeschattete bescheiden-freundliche Buchbinderhaus in Tedeus, das fast so viel Leben hat wie die Bewohner selbst, an das kleine Behmsche Ladenhaus mit der Lammel-lammel-Türglocke, an den Darnekower Gutshof mit seiner düsteren Schwüle, an das mit seiner sauberen, klaren Behaglichkeit so bestimmt zur Anschauung gebrachte Lüttjohannsche Patrizierhaus im Helfer Gottes, denen viele ähnliche knappe und doch treffliche Schilderungen angereicht werden könnten. Auch bei der Landschaft- und Naturbeschreibung ist Enking sehr zurückhaltend. Auch hier bleibt er immer im engen Zusammenhang mit den Personen, deren Empfindungsleben ihm in erster Linie am Herzen liegt. Was Enking aber bei solchen Gelegenheiten an Naturschilderungen darzubieten vermag, kann man aus so hübschen und bei aller Schlichtheit warm empfundenen Bildern ansehen, wie etwa beim Eislauf von Anna Behm und Dr. Körting und bei ihrem Frühlingsausflug in die benachbarte Gartenwirtschaft, beim Spaziergang Friedas und ihres Freundes im Sommerfeld (Kantor Liebe) u. s. f.

Von großer, bisweilen von zu großer Ausführlichkeit ist Enking bei der Darstellung seiner Menschen. Ihr Sein und Wirken bis in die entlegensten Winkel zu verfolgen, kann er sich nicht genug tun. Allerdings ist auch hier sein Augenmerk immer wieder auf ähnliche Gestalten und Probleme gerichtet. Schon der äußere Lebenskreis seiner Personen ist ein eng begrenzter. Die hochstehende und vornehme Gesellschaft ist in diesen Dichtungen ebensowenig zu finden wie der eigentliche Arbeiter und kleine Mann. Nur der leidlich gut gestellte Mittelstand, die Geschäfts- und Beamtenwelt der kleinen und mittleren Städte, ist ihr Gegenstand. Wirtschaftliche und politische Nöte

beschäftigen Enking nur wenig. Ueberall geht sein Hauptinteresse auf die innere Entwicklung seiner Menschen, auf ihre Willensbildung, auf die Art, wie sie zu ihren Mitmenschen ein freundliches oder gegensätzliches Verhältnis gewinnen. Am liebsten aber verfolgt er diese Herausbildung und Erweiterung oder Verkümmern des Ichs bei Naturen von geringer Willens- und Widerstandskraft. Dadurch wird der Enkingsche Gestaltenkreis ein noch engerer. Seine Helden sind zuletzt immer die unterliegenden, im besten Fall bleiben sie auf halbem Wege und weit von dem gesteckten Ziel entfernt stehen. Das gilt von Nis Nilsen, Johann Rolfs, dem Pastorenehepaar in den Ikariden, Anna Behm und Dr. Körting, den beiden Söhnen und der Tochter des Patriarchen Mahnke, Ludwig und seiner ersten Frau in den Darnekowern, Nelde Thorsten, Truges, Kantor Liebe und Frieda, Momm Lebensknecht, Tedebus und Gattin, Arf Lüttjohann und Camilla im Helfer Gottes, Kai von Tent-Jess und Monegund. Zu diesen Hauptpersonen kommen die zahlreichen schwächlichen oder sittlich brüchigen Menschen ihrer Umgebung, die in der ganzen Charakteranlage verwandte Züge zeigen. Hierher gehören — um nur einige wenige zu nennen — die beiden Gatten Anna Behms, der schwindelnde und zugleich frömmelnde Advokatschreiber und der genialisch hochfahrende aber haltlose und morsche gewesene Student, der hochstapelnde schöne Zahnarzt und der windige Maler Schenk in Tedebus, der am ewigen Freundesstammtisch sein letztes bisschen Willenskraft wegsplündernde Assessor in Althagen, der Vater Camillas im Helfer Gottes, den seine Genußsucht und Ebleidenschaft um sein Amt und um jeden sittlichen Halt bringt, der bis zur Unwahrscheinlichkeit selbstlose und fatalistisch zuwartende Arzt in Momm Lebensknecht u. v. a. Hat es dagegen einmal den Anschein, als ob Enking gewagt hätte, großangelegte willensstarke Naturen anzupacken, so erkennt man doch bald, daß es auch in diesen Fällen mehr auf starrköpfige Enge und auf rein verneinende Willensstärke hinausläuft. Zu den Charakteren dieser Art gehören der Patriarch Mahnke und die alte Thora, die beide in ihrem Hause nichts neben sich dulden, die Enkelin Thoras, die herrsch- und eigensüchtige Rutta, die verbissene herrische Großmutter Clasen in Tedebus. Auch Golther Klaarens nach dem Tode des Vaters plötzlich erwachende Herrschaftsucht hat allerlei Eigensinnzüge, und der sonst so gesund-starke Professor Irdmann ist doch nicht frei von allzu großer Nachgiebigkeit gegen Monegund. Vielleicht gibt es unter den sämtlichen Persönlichkeiten der Enkingschen Dichtungen nur eine einzige, — wenn man nicht Dora Rolfs noch hinzunehmen will — von der man sagen kann, daß sie ganz ohne Schwanken, starkwillig und den Blick fest auf das Gute gerichtet, ihren Weg geht: Elise Struck, die prächtige Hausdame des Patriarchen Mahnke; aber auch ihr vom besten Willen beseeltes Wirken trägt keine rechten Früchte. Einige Seelenverwandtschaft mit Elise Struck zeigt die Schwägerin Nelde Thorstens, deren Einfluß auf ihre Umgebung aber ebenfalls gering bleibt. Und ein Ähnliches läßt sich von der gesund-frischen Cordula sagen, die doch Momm, ihren Ehemann,

gegenüber auch nicht stark genug zu bleiben versteht. Stets bleiben die stärkeren und die schwachen Charaktere Enkings in der unheilvollen Verkettung mit der engherzigen philisterhaften Umwelt.

Es wird gewiß wenig Romandichter geben, die so wie dieser immer wieder ihre Helden mit verwandten Charakterzügen ausstatten. Will man hierin eine Schwäche des Dichters sehen, so möchte ich dem aber nur insofern zustimmen, als man allerdings bedauern kann, daß er sich nie an die Schilderung eines großen tatkräftigen Heldentums herangewagt hat. In künstlerischer Hinsicht hat man deshalb natürlich noch keinen Grund zu irgendwelchen Vorwürfen gegen den Dichter, denn abgesehen davon, daß ja nicht die Wahl des Gegenstandes, sondern die Art der Darstellung die Kunsthöhe bestimmt, wird man jedenfalls anerkennen müssen, daß Enking die vielen untereinander wohl ähnlichen Charaktere stets so individuell und besondersartig zur Anschauung bringt, daß sie durchaus ihr eigenes Leben leben.

Um sein Hauptziel, die deutliche Charakterisierung seiner Menschen, zu erreichen, läßt Enking keine Mittel und Wege ungenutzt. Eins dieser Mittel ist eben auch das sich immer wieder Hineinleben des Dichters in Gestalten von verwandter Gemütsart. Die Zusammenfassung und Vergleichung derartiger Charaktere der Enkingschen Dichtung drängt sich geradezu auf. Von den vielen willensschwachen Personen war soeben die Rede. Andere Gruppen sind z. B. die folgenden: Der sich genial dünkende, aber im Grunde flügelahme Künstlerjüngling in Rolf, P. C. Behm, Kantor Liebe, Nelde Thorsten, Altenhagen, Tedeus, Helfer Gottes; der alte Sonderling-Junggeselle in den Darnekowern, in Mahnke, Nelde Thorsten, Truges, Rolf; der immer wiederkehrende wortreiche aber tatarme wortgläubige Geistliche; der Typus der verbissenen, mit aller Welt verfeindeten alten Frau wie Thora, Großmutter Clasen, Mutter Brahlstorff in Kantor Liebe, der wehleidigen Frau wie Mutter Clasen und Mutter Behm; der gesundfrischen, den Mann stützenden, wenn auch nicht immer hinreichend willensstarken jungen Gattin wie Monegund, Annemarie in den Darnekowern, Lene Rittner in den Ikariden, Flora Durenhardt in Nelde Thorsten, Cordula in Momm, Dora Rolf; die vielen Gemeindepolitiker; die Schar der engherzigen, am Alten klebenden Philister.

Ebenso augenfällig wie diese großen Gruppen verwandter Naturen ist die große Anzahl der einander ähnlichen Situationen, in die Enking seine Menschen hineinstellt. Dahin gehört es — um nur einiges hier zu nennen —, daß er fast alle seine Helden als früh verweist oder halbverweist und so mit mehr oder weniger einseitiger Erziehung ausgerüstet vorstellt, daß er sie von sehr ungleichartigen Elternpaaren abstammen läßt, wodurch ihre oft widerspruchsvolle Natur erklärt wird, daß er immer wieder das Problem des ehelichen Zusammenlebens vornimmt, und vor allem das für Enking Bezeichnendste: der stete Kampf aufstrebender Naturen gegen allen Zwang und Stumpfsinn der kleinstädtischen Welt.

Was die Schilderung der einzelnen Charaktere anlangt, so läßt

sich wohl ohne Einschränkung sagen, daß Enking schon bei ihrer Auswahl glücklich ist, da er nur Menschen zeichnet, deren Art ihm von Jugend an bekannt und vertraut geworden ist. Diese Menschen stehen so scharfumrissen vor seinem Künstlerauge, daß er sie, wenn es sein muß, mit ein paar ganz knappen Strichen auf das Allerdeutlichste vor den Leser hinstellen versteht. Ich erinnere nur an die köstliche Gruppe der Redakteure in Monegund, an die Klubbrüder P. C. Behms und an die Stammtisch- und Vereinsgenossen in Tedebus und Altenhagen. Holt er etwas weiter aus, so versteht Enking Figuren zu schaffen, die wie mir scheint durchaus unvergeßlich sind. Derartige besonders glückliche Schöpfungen sind z. B. der großartige aber im Grunde philisterhafte kaiserliche Postassistent Behm, der schon erwähnte ewige Assessor in Altenhagen u. v. a.

In behaglicher Breite und bis ins Feinste sind die Charaktere der Enkingschen Hauptpersonen durchgearbeitet. Schon mit den Vorverfahren setzt regelmäßig die Schilderung ein. So wird aufs Sorgfältigste der Boden untersucht und kenntlich gemacht, aus dem diese Menschen hervorgewachsen. Und fast immer verfolgt Enking dann das Werden so eines Menschenkindes durch die Kindheit und die Zeit der reifen Jahre und oft bis ans Ende des Daseins. Alle Lebenslagen, alle Wirkungen der Umgebung, alles Zusammentreffen mit anderen Persönlichkeiten bringt er in engste Beziehung zur Charakterschilderung. Daß er dabei besonders stark das Willenhemmende der Umgebung betont, ist schon angedeutet worden. Den Kampf mit der Enge und Gedrücktheit der umgebenden Lebenskreise zu schildern, nimmt er sich immer von neuem wieder als Vorwurf, und immer von neuem geht er dabei den feinsten Verästelungen der Schicksalsverwicklungen nach. So führt er seine Helden durch Sonnenschein und Bewölkung, oft bis an die düstere Nacht des Tragischen; des Tragischen, das sich immer wieder mit den Bleigewichten der Kleinstadtschwere an all diese Ikaridengestalten hängt.

Wer die Enkingsche Dichtung nicht kennt, könnte hiernach nun möglicherweise glauben, daß darin die gedankliche Konstruktion eine große Rolle spielen müsse. Das ist indessen durchaus nicht der Fall. Weder die Personen noch die Situationen haben bei Enking etwas gedanklich Blasses. Wie die Menschen in ihrem ganzen Sein erfaßt und aus einem Guß gestaltet erscheinen, so tragen auch ihre Erlebnisse und ihre Beziehungen zur Umwelt das Gepräge des völlig Angemessenen und Ungezwungenen, ja des Notwendigen. Künstelei ist Enking fremd. Auch Charaktere, die zunächst vielleicht nicht als völlig geschlossen und bestimmt erscheinen mögen, gewinnen — wie mir scheint — bei näherer Betrachtung und geben dann kaum noch Anlaß zu Bedenken. Ich rechne dahin Gestalten etwa wie Truges, in dessen Natur so viel Widerspruchsvolles liegt; Momm, dessen seltsam schroffe Haltung und Parteilichkeit zwischen Weib und Amtspflicht zunächst befremdet; Peter Steen, dem man bei seiner sonstigen Verständigkeit kaum eine so über alles Ziel hinausgehende selbstlose Gutmütigkeit

zutrauen möchte. Ganz vereinzelt findet sich dann bei Enking auch wohl eine Verknüpfung der Ereignisse, die man als unwahrscheinlich empfinden kann. Mir scheint aber nur ein schlimmeres Beispiel dieser Art erwähnenswert. Das ist das unheimliche, romantische Wiederaufleben alter Geschichten und Gegenstände und ihr Eingreifen in die helle Gegenwart, wie Enking es in den Darnekowern zu schildern gewagt hat. Doch zugegeben auch, daß eine schärfere Kritik sonst noch einiges Bedenkliche in der Charakter- und Situationsschilderung anzumerken haben sollte, alles in allem bleibt man in der Enkingschen Dichtungswelt sicher auf dem Boden der Wirklichkeit und ihrer Gesetze. In Rede und Tat treten die Menschen dieser Wirklichkeit in voller Lebendigkeit vor den Leser hin. Oft in aller Unmittelbarkeit. Oft vermittelt durch hinzugefügte Beschreibungen, die der Dichter zur allseitigen Verdeutlichung des Empfindungslebens für nötig, hier und da allerdings wohl in zu großem Umfang für nötig hält. Ein Beispiel solcher allzu weit gehender Beschreibungen findet sich u. a. zu Beginn der Ikariden, wo auf ein paar Seiten alle möglichen kleinen Bewegungen, Mienenveränderungen und Hantierungen Lene Rittners auf das Gewissenhafteste beschrieben werden.

Allzu häufig sind derartige Weitschweifigkeiten indessen nicht. Im ganzen geht Enking sicher und unentwegt auf sein Ziel zu. Das gilt auch für den Gesamtaufbau seiner Dichtungen. Viele von ihnen führen die Entwicklung des nur von wenigen Personen umgebenen Helden mit außerordentlicher Geschlossenheit und Bestimmtheit zu Ende. Johann Rolfs, die Ikariden, Kantor Liebe, Momm Lebensknecht, Helfer Gottes, Nis Nilsen sind Beispiele hierfür. In einigen anderen Romanen hat Enking seinen Helden allerdings einen breiteren Hintergrund gegeben. In diesen — es gehören dahin besonders Nelde Thorsten, Altenhagen, Tedeus — gibt er oft eine Reihe von ziemlich selbständigen Bildern, die den Eindruck erwecken könnten, als ob die ganze Kleinstadt eigentlich der Held der Dichtung wäre. Aber wer möchte gerade diese prächtigen Kleinstädter-Idyllen entbehren, die zuletzt doch auch wieder im Dienste des Ganzen stehen?

Vielleicht ist in den bisherigen Ausführungen der Dichter Enking etwas zu einseitig als Wirklichkeitsdarsteller und Charakterschilderer betrachtet worden. So mancherlei Vorzüge er nach dieser Richtung hin auch hat, von einem nüchternen Realismus ist er jedenfalls weit entfernt. Auch er sieht wie jeder echte Künstler die Welt mit seinen Augen an und stellt sie mit den ihm eigenen Farbentönen dar. Enking ist eine beschauliche Natur. Sein ganzes Wesen hat die Züge des Reifen und Ruhigen. Was im menschlichen Leben Sturm und Drang ist, erscheint bei ihm im ruhigen Fluß des Notwendigen gedämpft und gemildert. Das heldenhafte ebenso wie das kleinliche Treiben der Menschen erscheint ihm bedingt und verankert in den Schicksalsmächten. So ist Enkings ganzes Wesen darauf gerichtet, die Dinge im Lichte des Humors und der dichterischen Stimmung zu sehen. Die Welt, die er darstellt, ist wohl reich an Nichtigkeiten, Torheiten und

Schwachheiten, aber Enking ist Dichter und kein Strafprediger. Wohl schüttelt er den anmaßenden Philister und den frömmelnden Schurken mit festem Griff und beschönigt keineswegs das oft anspruchsvolle und doch so nichtige Treiben der Spießbürger. Aber auch in diesen Nichtigkeiten und Torheiten sieht er ein Stück der Gotteswelt. Und er verweilt mit Vorliebe bei ihnen und umgibt sie mit dem warmen Farbenton seines lachenden Humors. So kommt denn die lange Reihe der freundlichen Kleinstadtbilder zu stande, die für Enking besonders charakteristisch sind: die Krieger- und Sängerfestlichkeiten, Stamm-tisch- und Kegelklubszenen, Bilder aus dem frömmelnden Jünglingsverein und aus der Gesellschaft der Lokalpatrioten, Hochzeits- und sonstige Familienfeiern, Ausflüge, Kinderfeste und -Spiele u. dgl.

Im auffallenden Gegensatz zur behaglichen Breite solcher Spießbürgerschilderungen steht die Wortkargheit Enkings, wenn es sich um die Schilderung von tiefem Leid und höchstem Glück handelt. Doch erreicht er gerade mit der keuschen Zurückhaltung in solchen Fällen die stärkste Wirkung, zumal er dann immer auch den Ton wärmsten dichterischen Empfindens anzuschlagen versteht. Hierfür nur das Beispiel aus Nelde Thorsten, wo der Dichter den Tod des Kindes berichten muß: . . . „und als sein Wägelchen erst eine kurze Strecke gerollt war, erhob sich etwas aus dem Graben bei dem Wege, das war das Schrecklichste, was wir Menschen kennen und doch nicht kennen, und was uns die ebensten und glattesten Wege jählings abschneidet. Das erhob sich und griff nach dem Wägelchen, hielt es an, riß die Vorhänge zurück und tippte dem kleinen Markus auf die Stirn. Da verzog sich das Mündchen, das so gern lachte, in tiefem Schmerz, und die Augen, die sonst so hell und munter hinausschauten, verdrehten sich . . . das böse, böse Gespenst . . . tippte noch einmal auf das Kind und zwar auf die Stelle, wo das Herz, das liebe, reine Herzchen klopfte. Da wurde das Herz matt . . . die Augen blieben in ihren Höhlen stehen, und der kleine Leidensmund verzerrte sich nicht mehr . . .“

Solche und ähnliche Bilder lassen in Enking nicht bloß den Dichter, sondern auch den mit religiösem und sittlichem Ernst die Dinge betrachtenden Weltweisen erkennen. Den ernstesten religiösen Zug findet man in allen Enkingschen Dichtungen wieder. Immer wieder läßt der Dichter seine leidenden und gebrochenen Menschen in der Flucht zur Religion Trost finden, freilich in einer Religion, die mit dem Kirchenglauben der berufsmäßig predigenden Geistlichen nicht gerade übereinstimmt. Und ebenso durchdringt die Dichtungen der Glaube an das Sittlich-Gute. Segensreiche, selbstlose Arbeit, wenn auch nur im engen Kreise der Familie und Gemeinde, bleibt für Enking das Ziel alles Lebens, trotz seines Glaubens an die schicksalsnotwendige Verknüpfung alles Geschehens.

Ob sich in den bisherigen Romanen Enkings ein augenfälliges Fortschreiten seines dichterischen Könnens feststellen läßt, wage ich nicht zu behaupten. Vielleicht ist die Behm-Dichtung doch als eine

Art Höhepunkt anzusehen. Die mehrfach hervorgehobenen Vorzüge und Engen sind mehr oder weniger wohl allen diesen Dichtungen eigentümlich. Großes heldenhaftes Menschentum ist nicht ihr Gegenstand. Im Kampf mit den Widrigkeiten kleinbürgerlichen Treibens nutzen sich die Menschen dieser Dichtungen ab, auch die, welche von Haus aus von einem Streben nach höheren Dingen beseelt sind. Die Charaktere sind gut beobachtet und dargestellt, wenn auch mehr in Kleinarbeit, als mit großen starkwirkenden Linien dargestellt. Ungewöhnliche, spannende Erlebnisse und Begebenheiten erfindet Enking nicht. Mit lebhafter Phantasie und frischem Humor versteht er aber auch das Alltägliche spannend zu gestalten. Der Aufbau der Enkingschen Dichtungen ist in den meisten Fällen von großer Bestimmtheit und Zielsicherheit. Wo er mehr mit locker aneinander gereihten Bildern wirkt, verliert er doch das Ziel nicht aus dem Auge. Die Sprache ist schlicht, sachlich und der ganzen ehrlichen, phrasenlosen und abgeklärten Art Enkings angemessen.

Um den Gesamtcharakter der Enkingschen Dichtungen kurz zu veranschaulichen, hat man sie mit alten kräftigen Holzschnittbildern und auch mit den liebenswürdigen Kleinbildern L. Richters verglichen. Die beiden Vergleiche sind aber wohl nicht sehr treffend. Mich erinnert Enking in mancher Hinsicht an niederländische Radierungen. Die verstandesharten Umrisse fehlen. Die Dinge sind aus einiger Entfernung gesehen und wie im Licht eines weich-wolkigen Spätsommertages. Einiges ist mit vielen Kleinstreichen ausgeführt, anderes mehr obenhin. Alles ist in eine Beleuchtung gerückt, die auch das wenig Erfreuliche erkennen läßt, die aber malerisch wirkt, weil sie das Harte nicht aufkommen läßt.

Nimmt man alles zusammen, so darf man gewiß sagen, daß Enking als Mensch und als Dichter so viel Anziehendes und Anheimelndes hat, daß man seinen Büchern eine weite Verbreitung wünschen kann. Ganz besonders dürften volkstümlichen Büchereien alle Schriften dieses Dichters der Kleinstadt-Tragik und -Komik gelegentlichst zu empfehlen sein.

Dr. G. Kohfeldt.

Die Statistik in der kleinen Volksbücherei.

Siebzehn Jahre sind vergangen, seit der Kultusminister Bosse in seinem Erlaß vom 18. Juli 1899 betr. die Förderung der Volksbüchereien auf die Bedeutung und den Umfang der Büchereistatistik hingewiesen hat. Die neuesten Ministerialerlasse vom 3. September 1913 und vom 15. Januar 1914 enthalten über diesen Gegenstand nichts. Die Leiter großer Volksbüchereien suchten den Forderungen jenes Ministerialerlasses nachzukommen, wenn sie dieselben nicht schon früher von selber erfüllt hatten. Diese Statistiken müssen aber nicht immer einwandfrei geführt worden sein; denn die Schriftleitung der „Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen“ hielt es im 3. Jahrg. 1902 S. 168 für nötig, die Zusage des Vorstandes einer größeren Volksbücherei mit Lesehalle zum Abdruck zu bringen, welche in bezug auf die Statistik beklagt, „daß in den meisten Fällen die gegebenen Ziffern jeder

sicheren Grundlage entbehren und daß es sich in vielen Fällen um Paradeziffern handelt.“

Auf einen anderen Uebelstand wies im November-Dezember-Heft derselben Blätter für 1904 S. 175 Schnoor-Neumünster hin: das Fehlen einheitlicher Grundsätze für die büchereistatistischen Erhebungen. Er machte hierzu seine Vorschläge und stellte sie zur öffentlichen Beurteilung. Seine Anregung scheint auf keinen fruchtbaren Boden gefallen zu sein; das geht aus den Ausführungen Ladewigs in seiner 8 Jahre später erschienenen „Politik der Bücherei“ hervor, was Angermann-Stettin auf S. 1 derselben „Blätter“ für 1914 ausdrücklich feststellt.

So hat wohl jede größere Bücherei ihre eigene Statistik. Weil man sich aber bis jetzt über die Zählgrundlagen (Band, Leihzeit), sowie über die Hauptgruppen der Bücher und Leser nicht hat einigen können, herrscht in den Volksbüchereistatistiken eine große Zersplitterung. Und Fritz-Charlottenburg meint wohl nicht mit Unrecht in den „Büchereifrager“: „Es wird kaum noch zu erreichen sein, daß mangels einer geeigneten Zentralinstanz sich die einzelnen Anstalten oder Verbände auf gemeinsame gleichartige Zählgrundlagen einigen. Das ist zu bedauern.“

So liegen die Verhältnisse in den großen Bibliotheken und den bestehenden Büchereiverbänden. Aber das Uebel frißt weiter und überträgt sich naturgemäß auf die kleineren Büchereien. Auch von ihnen geht fast jede Anstalt in der Statistik ihren eigenen Weg, je nach der Ansicht ihres Stifters, Vorstehers oder Leiters. Ja, allgemein wird die Scheu beklagt, mit der kleinere Büchereien an statistische Arbeiten herangehen. Diese Scheu ist bei der Dürftigkeit vieler Anstalten, der Geringfügigkeit ihrer Mittel, der Ueberlastung der Bücherwarte und — der erwähnten überall vorhandenen Zersplitterung und Uneinigkeit in der Büchereistatistik — sehr erklärlich. Und doch kann auch die kleine Volksbücherei die Statistik einerseits zur Untersuchung ihres jeweiligen Standes und ihrer Leistungen, anderseits als eines guten Werbemittels zum Nachweise der Notwendigkeit und Nützlichkeit ihres Bestehens nicht entbehren.

Aber sie darf sich mit den einfachsten Erhebungen begnügen. Diese sind: 1. die Haushaltstatistik, 2. die Bestandstatistik, 3. die Leserstatistik, 4. die Ausleihstatistik, 5. die Betriebsstatistik.

Wie weit auch die Ansichten über die zweckmäßigste Gestaltung der Volksbüchereistatistik voneinander abweichen, diesen 5 Gruppen begegnet man immer wieder: sie sind offenbar für jede Bücherei unentbehrlich.

1. Die Haushaltstatistik. Sie gibt Auskunft über die Höhe und Verwendung der Betriebsmittel nach ihren Hauptposten. Ladewig schlägt in seiner „Politik der Bücherei“ für die Ausgaben folgende Gliederung vor: a) die das Gebäude betreffenden Ausgaben, wozu Licht, Heizung, Wasser gehört, b) die Ausgaben für Bücher und deren Behandlung, c) für Verwaltung (Druck, Porto u. dgl.), d) für Personal.

2. Die Bestand- oder Bücherstatistik weist den Umfang sowie die Vermehrung und Verminderung des Büchereibestandes im ganzen und in den einzelnen Abteilungen nach. Als Band wird der Buchbinderband und nicht die Bändeinheit des Verfassers gezählt. Bei den Büchergруппen ist, wie schon erwähnt, eine Einigung noch nicht erzielt; sie ist eine Aufgabe der Zukunft.

3. Die Leser-, Standes- oder Berufsstatistik. Sie gewährt einen Ueberblick über die Zahl der Leser am Anfange des Jahres, über Zu- und Abgang, und zeigt an, welchen Kreisen die Leser entstammen. Sie gründet sich auf die Leserliste, die außer laufender Nummer, Namen, Beruf und Wohnung, Tag der An- und Abmeldung des Lesers für die Berufsstatistik zweckmäßig so viel Spalten enthält, wie die Bücherei ihre Leserschaft gegliedert hat. Hier macht sich wieder der Uebelstand bemerkbar, daß sich keine Gliederung allgemein durchgesetzt hat, so daß eine Vergleichung mit anderen Büchereien und eine Zusammenfassung der einzelnen Statistiken zu

einer allgemeinen Büchereistatistik unmöglich ist. Ob man sich — nebenbei bemerkt — nicht an die im Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich aufgeführte Berufsgliederung der Bevölkerung anschließen könnte, und zwar die kleineren Büchereien an die Hauptgruppen, die größeren an die im Jahrbuch ebenfalls angedeutete reichere Gliederung? Voraussetzung dieses Anschlusses wäre allerdings, daß die Gliederung eine für lange Zeit feststehende wäre. Die Volksbüchereistatistik könnte dann gleichzeitig als Nachweis der Beteiligung der einzelnen Berufsgruppen an der Benutzung der Volksleseanstalten, also als ein gewisser Kulturmaßstab dienen und in die allgemeine Statistik des Reiches aufgenommen werden.

4. Die Ausleihstatistik bietet eine Uebersicht über die Benutzung der Bücherei im ganzen und in den einzelnen Hauptgruppen, im ganzen Jahr und in den einzelnen Monaten. Die Zahl der Entleihungen wird auf den einzelnen (Buchbinder-) Band bezogen, Verlängerungen der Leihfrist sind als neue Entleihungen zu zählen.

5. Die Betriebsstatistik gibt die Anzahl der Erinnerungen und Mahnungen an säumige Leser, der durch sie verursachten Botengänge, der Vormerkungen, Verluste, Ersatzleistungen von Büchern u. dgl. an. Sie ist nicht unbedingt erforderlich, kann aber zum Nachweise der Arbeit innerhalb des Betriebes dienen.

Die nebeneinandergereihten Jahresziffern dieser einfachen Statistiken geben eine genügende Uebersicht über das Auf und Nieder im Betriebe der kleinen Bücherei; mit ihnen kann sie sich begnügen. Auf die kombinierte Statistik und die graphische Darstellung der Bewegung durch Linien, Bänder, Kreise, Farben u. dgl. kann sie verzichten.

Eine Aufgabe der im Anschluß an die Jubiläumstiftung für Erziehung und Unterricht in Berlin neugegründeten Zentralstelle für das Volksbüchereiwesen und der mit ihr zusammenhängenden Beratungsstellen für größere Bezirke dürfte es nun sein, eine Einigung über die Zählgrundlagen für die Büchereistatistik herbeizuführen und die Sammlung und Verarbeitung der Zählergebnisse behufs Gewinnung einer Statistik für den ganzen Preussischen Staat, wenn möglich für das Deutsche Reich, zu übernehmen, dabei jedoch unnötige Eingriffe in die freie Entwicklung der Volksbüchereien zu vermeiden.

Stolp i./Pom.

Otto Schmidt, Lehrer.
Bücherwart der Volksbücherei.

Bekanntmachung

betr. Diplomprüfung für den mittleren Bibliotheksdienst usw.

Die nächste Prüfung findet Montag den 26. März 1917 und an den folgenden Tagen statt.

Gesuche um Zulassung sind nebst den erforderlichen Papieren (Ministerialerlaß vom 24. März 1916 § 5) spätestens am 26. Februar 1917 dem unterzeichneten Vorsitzenden der Prüfungskommission, Berlin NW 7, Unter den Linden 38 einzureichen. In den Gesuchen ist auch anzugeben, auf welcher Art oder welchen Arten von Schreibmaschinen der Bewerber eingeübt ist.

Die Prüfung erfolgt nach dem Ministerialerlaß vom 24. März 1916; doch werden auch solche Bewerber zugelassen, die den Bedingungen in § 4 des Erlasses vom 10. August 1909 genügen.

Berlin, den 18. Dezember 1916.

Der Vorsitzende der Prüfungskommission.
Paalzow.

Berichte über Bibliotheken einzelner Städte.

Die Oeffentliche Bibliothek und Lesehalle in Berlin, SO., Adalbertstr. 41, hat am 24. Oktober 1916 ihr 17. Geschäftsjahr beendet, das durchaus unter dem lähmenden Einfluß des Krieges stand. Da 77 % der Leser gewerbliche Arbeiter oder Handelsangestellte sind, machte sich der Rückgang stärker fühlbar als an anderen Bibliotheken, in denen die Jugend einen größeren Teil der Leserschaft ausmacht. Die Benutzung der belehrenden Literatur, die vor dem Krieg 34 % der Gesamtausleihe und im vergangenen Jahr noch 31 % betrug, sank abermals um 3 %. Nach Hause wurden 46 940 Bände statt 50 247 im Vorjahr verliehen. Davon kamen 33 883 auf Schöne und 13 057 Bände auf Belehrende Literatur. An letzterer Zahl sind Geschichte und Lebensbeschreibungen mit 2712, Geographie mit 1270, Naturwissenschaften mit 2561, Rechts- und Staatswissenschaften mit 1260, Gewerbe- kunde usw. mit 2025, Philosophie, Religion, Pädagogik mit 1625, Kunst, Musik, Literaturgeschichte mit 1604 Bänden beteiligt. Der Lesesaal wurde von 32 465 Personen (40 945 im Vorjahr) besucht. Obwohl manche Zeitschriften im Kriege eingingen, lagen immerhin noch 536 Zeitungen und Zeitschriften daselbst aus; die Hand- und Nachschlagebibliothek ebendort umfaßt 2359 Bände.

Trotz der starken Benutzung der Oeffentlichen Lesehalle zu Jena seitens der dort garnisonierenden Krieger und Verwundeten hatte diese 1915 einen starken Rückgang infolge der umfangreichen Einberufungen aus dem Kreise ihrer Leser in Bürger- und Studentenschaft. Auch weisen die Wochen der Typhusepidemie eine starke Minderung der Besuchsziffer auf. Immerhin wurden die Leseräume von 120 146 (Vorjahr 200 568) oder von 329 Personen im täglichen Durchschnitt besucht. Aus lagen 132 Zeitungen, 287 Zeitschriften, zusammen also 419 Blätter. Der Bücherbestand betrug am 1. Januar 1916 30 425 Bände gegen 29 331 im Vorjahr. Der Zugang belief sich auf 1811 Bände, während 717 als abgenutzt entfernt wurden und 75 als verloren galten. Ausgeliehen wurden 121 391 Bände (135 434), das sind 14 043 weniger als im Vorjahr. Dem Inhalt nach waren 76 % (73,81) Unterhaltendes und 24 % (26,19) Belehrendes. Eine Tabelle zeigt den Prozentsatz der Beteiligung der einzelnen Fächer an dieser Verhältniszahl. Die Benutzungsziffer der Leser ist von 9102 auf 7749, also um 1353 gesunken. Beteiligt sind 101 Orte, doch kommen von den Benutzern allein 7318 auf Jena, von den 431 anderen kommen je 31 auf Kahla und Lobeda, die übrigen Orte sind nur mit geringeren Zahlen vertreten. Die Ausgaben stellten sich auf 26 147,61 M., davon wurden rund 9785 für Gehälter, 2116 für Zeitungen und Zeitschriften, 5346 für Bücher, 1790 für Buchbinderarbeiten verausgabt, während ein Titel lautet: Anlage von Legaten 3235 M. Von den Einnahmen kommen 5818 auf Mitgliederbeiträge und 4500 auf außerordentliche Beiträge, 2750 auf Legate. „Vor allem hat die Karl Zeiß-Stiftung wie früher uns nicht nur durch Geldzuwendungen von 11 000 M., außerdem durch einen Mitgliedsbeitrag von 1500, durch einen weiteren von 500 durch das Glaswerk Schott & Gen., sondern auch durch Ueberlassung des schönen Heims (mit Heizung, Beleuchtung und Reinigung) unterstützt.“

Als Sonderabdruck aus den Ausschußberichten der Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde zu Kiel 1916 ist ein Bericht über das Betriebsjahr 1915/16 der öffentlichen Bücherei und Lesehalle daselbst erschienen, dem zu entnehmen ist, daß der Betrieb trotz des Kriegs in vollem Umfang aufrecht erhalten werden konnte. 96 640 Bände wurden verliehen, d. h. 12 570 mehr als im Vorjahr. Allein an Militärpersonen wurden 13 387 Bücher entliehen, so daß der Verlust vieler treuer Leser durch die Benutzung der garnisonierenden Truppen ausgeglichen wurde. Der kleine Rückgang von

103 485 Besuchern der Lesehalle auf diesmal 95 177 erklärt sich aus der im Vorjahr beschlossenen Verminderung der ausliegenden Zeitungen und Zeitschriften. Als mit dem 1. Januar d. Js., dank einer Nachbewilligung, der Lesestoff im alten Umfang wieder ausgelegt wurde, erhöhte sich alsbald die Besucherzahl. Die den Krankenhäusern zur Verfügung gestellten Wanderbibliotheken wurden auch im Berichtjahr nicht benutzt. Die Luftschiffer-Abteilung erhielt regelmäßig eine besonders zusammengestellte kleine Bibliothek, die in 2—3 wöchigen Zeitabständen wechselt. Die an die Ostfront geschickten, in der Bücherei ausgeschiedenen Bücher erregten Freude und tun noch in dem Schützengraben und in der Etappe gute Dienste. Die Ausgaben beliefen sich auf rund 13 767 M., davon wurden [abgerundet] verausgabt für Gehälter 6600, für Hilfeleistungen 288, für Inventar 128, Verwaltung 698, Drucksachen 691, Bücher 3023, Buchbinder 1688, Vereinsbeiträge 18 und für Zeitungen 630 M. 8 sorgfältig gearbeitete statistische Tabellen geben über die Benutzung und die Benutzer und über die Arbeitsleistung in der Bücherei umfassende Auskunft.

Sonstige Mitteilungen.

Ueber eine Deutsche Bücherei in Belgien berichtet nach einem Artikel im „Belgischen Curier“ das Börsenblatt f. Deutschen Buchhandel (Nr. 275 vom 27. Nov. 1916). Vielfachen Wünschen wurde für die Besatzungstruppen und die Deutschen in Belgien am 23. Oktober diese neue Bibliothek im Gebäude der Bildungszentrale in Brüssel eröffnet. Sie umfaßt 6000 Bände, die zur Hälfte der Schönen und der Belehrenden Literatur angehören. Bei der Belletristik sind die namhaftesten modernen deutschen Dichter, aber auch solche des Auslands, vertreten. Sehr zeitgemäß ist auch dem vlämischen Schrifttum ein ehrenvoller Platz eingeräumt worden. Bei der Auswahl ist den verschiedenartigsten Geschmacksrichtungen und Weltanschauungen Rechnung getragen. Hiervon wird man sich an der Hand des Katalogs überzeugen können, der demnächst im Druck erscheinen wird. Die Kosten der Einrichtung sind in erster Linie von dem Herrn Generalgouverneur und von dem Chef der Zivilverwaltung bestritten worden, aber auch aus der Heimat sind Zuwendungen namentlich an Büchern eingegangen. Die Öffnungszeiten ist 11—1 Uhr vormittags und 5—8 Uhr nachmittags und an 3 Wochentagen bis 9 Uhr. Die Bibliothek steht allen in Belgien wohnenden Deutschen zur Verfügung gegen eine Leihgebühr von 20 Pf. für den Band. Angehörige der Besatzungstruppen und der Zivilverwaltung sind gebührenfrei. Bei der Eintragung in die Leseliste muß sich jeder durch den Paß, das Soldbuch oder dergl. ausweisen.

Der gegenwärtige Krieg hat die umfassenden Pläne für eine Neuorganisation des Volksbibliothekswesens in Stettin leider zurücktreten lassen. Indessen ersieht man aus dem Jahresbericht der Stadtbibliothek Stettin 1915 (Sonderab. a. d. Verwaltungsb. der Stadt Stettin f. d. J. 1915), daß gleichwohl zum mindesten am 1. Juli 1915 ein Kinderlesezimmer eröffnet werden konnte, zu dessen erster Einrichtung das städtische Schulamt 100 und der Ausschuß zur Bekämpfung der Sekundärliteratur 50 M. spendete. Offen war das Lesezimmer zunächst werktätlich von 4—6 Uhr, in den Ferien außerdem noch an zwei Vormittagsstunden, und zwar abwechselnd für Jungen und Mädchen. Es zeigte sich indessen bald, daß die Einrichtungen von den Jungen fleißiger benutzt wurden als von den Mädchen, so daß für diese nur noch zwei Tage bestimmt wurden. Der Aufsichtsdienst lag zunächst in der Hand von drei Volontärinnen der Stadtbibliothek, später ergab sich die Notwendigkeit eine bezahlte Kraft anzustellen, die übrigens halbtätig in der Stadtbibliothek tätig ist.

Zur Versorgung unserer Soldaten mit gutem Lesestoff trat zu Wiesbaden bald nach Ausbruch des Weltkriegs eine Kriegslesemappevereinigung ins Leben, die es seither an fleißiger Arbeit nicht hat fehlen lassen. Im ganzen sind bis Anfang Dezember 1916 1638 Pakete mit ungefähr 35 000 Lesemappen, Büchern und Zeitschriften in die Schützengräben, Feld- und Etappenlazarette sowie an rund 50 Gefangenenlager ausgesandt worden. Viele tausend Schreiben bekunden die dankbare Gesinnung der Bedachten. Besonders bevorzugt wurden naturgemäß die Wiesbadener und Mainzer Regimenter.

Hundert Volksbüchereien sind mit Unterstützung des Berliner Goethe-Bundes Herbst 1916 an die im ersten Kriegsjahre am schwersten getroffenen Ortschaften Ostpreußens abgegangen. Jede Bücherei enthält über 80 auserlesene Bände aus der deutschen Literatur. Der Kreis der zu bedenkenden Gemeinden soll noch erweitert werden. Besondere Wünsche werden nach Möglichkeit berücksichtigt.

Die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung hat sich dadurch ein Verdienst erworben, daß sie für alleinstehende unbemittelte Soldaten zu Weihnachten eine besondere Liebesgabe bestimmt hat. Nach vorheriger Anfrage bei den zuständigen Militärbehörden, die sich zur Verteilung bereit erklärten, sind für diesen Zweck nicht weniger als 40 000 Bücher ins Feld geschickt worden.

Zeitschriftenschau usw.

Im „Archiv für Frauenarbeit“ Bd. 4 H. 3 (1916) findet sich ein Artikel von Bona Peiser, der unter dem Titel „Bibliothekarinnen“ einen kurzen Ueberblick über die Bücherarbeit der Frauen in den letzten 20 Jahren geben will. Die Verfasserin spricht zunächst von den wissenschaftlichen Hilfsarbeiterinnen im mittleren Bibliotheksdienst und den Volksbibliothekarinnen, schildert ihre Tätigkeit und stellt fest, daß je nach der Aufgabe der betreffenden Bibliothek die verwaltungstechnische oder die volksbildnerische Seite der Arbeit stärker hervortritt. Nach der neuen Prüfungsordnung für den mittleren Bibliotheksdienst, die sie bei diesem Anlaß wieder abdruckt und bespricht, ist es nicht mehr nötig bei der Wahl des Berufs von vornherein nur die eine Seite im Auge zu fassen, sondern im Beruf der Ausbildung läßt sich erproben, ob die persönlichen Eigenschaften mehr zu dieser oder jener Tätigkeit befähigen. B. Peiser erinnert dann an die Schule, die Prof. Hottinger von 1902—1912 abgehalten hat, und an die Wolfstiegschen Kurse, die von 1902 bis 1916 bestanden. Da diese letzteren aufgehört haben, sei es zu begrüßen, daß von Mai 1916 an Bibliothekskurse an der Zentrale für Volksbücherei eröffnet wurden, die unter der Leitung des Bibliotheksdirektors Dr. Ladewig stehen. Im ersten der auf 2 Jahre berechneten Kurse sind 30 Schülerinnen aufgenommen worden, doch soll eigentlich die Zahl geringer sein und 20 nicht wesentlich übersteigen. Da zwischen der theoretischen Ausbildung im Fachkursus und dem Diplomexamen häufig die Praktikantenzeit absolviert wird, machte sich der Wunsch einer unmittelbar auf das Diplomexamen vorbereitenden Wiederholung häufig geltend. Diesem Bedürfnis tragen die Kurse des Bibliothekars Dr. G. Schneider in Berlin-Halensee Rechnung, zu denen im allgemeinen nur solche Anwärter zugelassen werden, die unmittelbar vorm Diplomexamen stehen. Dieser Kursus dauert ein halbes Jahr, mit wöchentlich je 2 Stunden. Im Hinblick aber auf die neue Prüfungsordnung bestehe die Absicht, diesen Kursus zu erweitern hinsichtlich der zu behandelnden Fächer sowohl wie der Stundenzahl nach. B. Peiser erwähnt dann zum Schluß die

Verhältnisse in den Reichslanden, wo im Anschluß an die Köbigsche Anstalt zur Ausbildung von Sprachlehrerinnen auch Kurse stattfinden, die für das Bibliotheksexamen in Straßburg vorbereiten. Eine Regelung der bibliothekarischen Ausbildung in Sachsen stehe bevor. Nicht staatlich ist bekanntlich die Leipziger „Fachschule für Bibliothekstechnik und -Verwaltung“ unter Leitung der Frau Elise Hofmann-Bosse. Diese bildet nur für den Dienst an volkstümlichen Bibliotheken aus und nimmt gleichzeitig etwa 12–15 Schüler auf. Die Dauer der Ausbildung ist auf 1½ Jahr berechnet. — Den hohen Anforderungen an die Vorbildung entsprechen die Anstellungs- und Gehaltsbedingungen der „Bücherbeamtinnen“ noch nicht. „Erst seitdem die Sekretärinnenstellen an den preußischen Staatsbibliotheken beamtenmäßig geregelt sind, ist eine gewisse Norm geschaffen, die für die anderen Stellen mitbestimmend wirken wird.“ Die Zahlen, die B. Peiser des weiteren beibringt, zeigen, daß die Städte nur sehr allmählich diesem Beispiel des Staats zu folgen beginnen. Neben Charlottenburg verdient besonders Bromberg in der Hinsicht rühmend erwähnt zu werden. Als Anfangsgehalt in Bromberg sind 2000 M. und 880 M. Wohnungsgeldzuschuß vorgesehen, in 18 Jahren soll das Höchstgehalt von 4200 M. erreicht werden. Hoffentlich findet dieser Vorgang einer großzügigen Ordnung der Gehaltsfrage bald in recht vielen anderen Kommunen Nachahmung!

Ueber Feldbuchhandlungen, Feldbüchereien und Feldlesehallen teilt Joh. Greßmann, der zur Zeit im Felde steht, im „Börsenblatt f. d. deutschen Buchhandel“ (Nr. 208 v. 7. Sept.) einige Beobachtungen mit. Nach Beziehen unserer neuen Stellung im Westen war er sehr angenehm durch die Tatsache berührt, daß beim Nachbarregiment jede Kompagnie ihre Bücherei besaß. Nach kurzer Frist bekommt denn auch seine Kompagnie von der Zentralstelle in X. 60 Bände als Grundstock für eine Bibliothek, deren Verwaltung ihm übertragen wurde. „Die erhaltenen Schriften scheinen zu den aus Anlaß der ersten Reichsbuchwoche gesammelten zu gehören. Ein Drittel davon sind wenig oder gar nicht gelesen worden. So habe ich z. B. bei meiner Liste keinen einzigen Entleiher notiert für Wallenstein, Götz von Berlichingen, Tell; auch philosophisch-ethische Abhandlungen über den Krieg und Gedichtsammlungen blieben ungefragt. Da nur wenige Romane vorhanden waren, wanderten diese von Hand zu Hand.“ Durch Stiftungen seitens des Kompagnieführers und der Kameraden wuchs der Umfang im Laufe der Monate auf 120 Bände im Preis von 10 Pf. bis 3 M. In den so erlangten Werken steht immer der Name des Geschenkgebers, wodurch verhindert wird, daß sie sich verkrümeln. In den Büchern der Bibliothek eines Nachbarregiments liegt immer ein Zettel, auf dem die Erwartung ausgesprochen wird, daß der Leser im Fall des Alarms das Buch in den Tornister packen werde, um es dadurch der Gesamtheit zu erhalten. Greßmann will sich bemühen, beim Austausch des überwiesenen Grundstocks gute Romane zurückzuerhalten, die immer dann besonderen Anklang finden, wenn „sie sich richtig kriegen“. Lesehallen, so heißt es zum Schluß, findet man jetzt in jedem größeren Unterkunftsart im Westen. Dasselbe sind außer Büchern im allgemeinen auch noch Tageszeitungen ausgelegt.

Von den Mitteilungen über Jugendschriften an Eltern, Lehrer und Bibliotheksvorstände, die von der Jugendschriftenkommission des Schweizerischen Lehrervereins herausgegeben werden, ist nach zweijähriger Pause Heft 38 (Basel, Verein f. Verbreit. guter Schriften, 1916) erschienen. Die Arbeit, so heißt es im Vorwort, habe in der Zwischenzeit nicht geruht, denn gerade jetzt in der Kriegszeit nehmen der Schund und die mittelmäßige Literatur in erschreckender Weise überhand. „Die auch in der Schweiz stark verbreiteten Schundserien führen oft einen ganz harmlosen Titel; viele treten ungeniert unter der Flagge des Patriotismus auf und machen glänzende Geschäfte.“ Den Bücherbesprechungen, die nach dem Alter dreifach gegliedert

sind (für die Kleinen, für die Jugend vom 13. Jahre an, für die reifere Jugend), folgt ein Verzeichnis empfehlenswerter Jugendschriften, das gegen früher gründlich revidiert und stark gekürzt ist. „Bücher schweizerischer Provenienz wurden tunlichst berücksichtigt, kriegerische ausgemerzt.“ Warum das Letztere geschehen ist, wird nicht gesagt; indessen werden in einer Besprechung auf S. 60 die Hamburger als „Bahnbrecher“ in der Hinsicht aufgestellt. Ob es dieser Richtung ein Lob ist, von den Schweizern, die ganz im Einklang mit ihrer Verfassung, die den neutralen Staat als höchste Form des staatlichen Daseins feiern, als Muster hingestellt zu werden, soll jetzt hier nicht entschieden werden!

Unter der Ueberschrift „Lesehallen und Volksbildung“ spricht sich in der „Frankfurter Zeitung“ Nr. 313 vom 11. Nov. 1916 Johannes Corvey über die steigende Bedeutung des volkstümlichen Bibliothekswesens in der Zeit nach dem Friedensschluß aus. Bei den großen Anforderungen, die der Weltmarkt dann an unser ganzes Volk stellen werde, müsse man bemüht sein, die Volksbildung als die „breite und sichere Grundlage für jede Berufserziehung“ möglichst zu heben. Nicht allein der Bücherschatz sei angemessen zu vermehren, auch die Räume der Lesesäle sollten behaglich und geschmackvoll eingerichtet werden. Denn gar viele der Benutzer würden lieber dort sitzen und lesen, als in der dürftigen eigenen Kammer in einer Mietskaserne. Namentlich die systematische Auskunfterteilung, wie sie z. B. in der Dresdner städtischen Lesehalle geübt wird, sei als hochehrwürdig zu begrüßen. Der die Auskunft leitende Beamte, der alle möglichen an ihn herantretenden Fragen mit größter Sorgfalt beantwortet, ist in einem Jahr etwa 10 000 mal in Anspruch genommen. Alle diese Einrichtungen, so möchte man hinzufügen, kosten Arbeitskraft und Geld. „Der Krieg, so heißt es zum Schluß, bürdet den Städten vermehrte Lasten auf; trotzdem werden sie hoffentlich auch weiter für die Volksbildung eine offene Hand haben. Nur auf der Grundlage einer tüchtigen, breite Volksschichten ergreifenden Berufsbildung wird unser Wirtschaftsleben nach dem Kriege den Anforderungen gewachsen sein.“

Neue Eingänge bei der Schriftleitung.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingehender, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen.

Bachems illust. Erzählungen für Mädchen. Köln, J. P. Bachem, 1916. Jeder etwa 9 Bogen starke mit 4 Vollbildern versehene Bd. geb. 2,50 M.

Es liegen vor Bd. 32: J. v. Garten (Freifrau v. Gregory), Lisabeths Paradies; Bd. 33: J. v. Garten (Freifrau v. Gregory), Die vier Burgwitz.

Bachems Volks- und Jugenderzählungen. Köln, J. P. Bachem, 1915. Jedes etwa 7 Bogen umfassende mit vier Vollbildern versehene Bändchen geb. 1,20 M.

Bd. 68: H. Gathmann, Die eiserne Wehr. Kriegsgeschichten von deutschen Erzählern; Bd. 69: J. Wais, Der Förstertoni; Bd. 70: E. Frank, In der Not der Zeit usw. Erzählungen a. d. Zeit des dreißigjährigen Krieges; Bd. 71: F. Ruffieux, Der Fremdling; Bd. 72: H. Gathmann, Tiergeschichten. Von deutschen Erzählern; Bd. 73: Angelika Harten, Die Wasserfrau; Bd. 74: J. Götz, Unter Habsburgs Fahnen. Skizzen usw. aus Oesterreich-Ungarns Kriegsjahr 1914/1915; Bd. 75: H. Gathmann, Kriegsvolk. Geschichten von Krieg und Kriegerleuten.

Großer Bilder-Atlas des Weltkrieges. Lief. 14—16. München, F. Bruckmann, 1916. Jede Lief. in Querfol. 2 M.

Schon wiederholt wurde über den Fortgang dieses ausgezeichneten Werkes hier berichtet, so daß wir uns diesmal kurz fassen können. Lief. 14

behandelt Nordpolen und Kurland und die Ereignisse daselbst, die vor mehr Jahresfrist unsere uneingeschränkte Bewunderung auslösten: Bilder aus dem Bjlowjeher-Urwald und von Kowno, Wilna usw. Das folgende Heft heißt: Der Krieg Italiens. Hier lernen wir den Krieg gegen die Isonzofront und gegen die österreichischen Alpenstellungen kennen. Die 16. Lief. schildert den „Krieg in England“. Die führenden englischen Männer in Heer, Flotte und Staat, die Aufzüge der männlichen und weiblichen Werber, Ansichten der von unseren Zeppelinen heimgesuchten Küstenorte liefern Stoff zu Abbildungen. Den Beschluß macht eine amerikanische Karrikatur, die Tirpitz darstellt, der einen recht wehmütig dreinschauenden Löwen am Ohr emporhebt und zaust; darunter die Worte: „Wer sprach von Ratten?“

Braun, Reinh., Deutschlands Jugend in großer Zeit. Potsdam, Stiftungsverlag, 1916. (127 S.) Geb. 1,50 M.

Ein verständig zusammengestelltes Lesebuch für die frühere Jugend während des Weltkriegs in guter Ausstattung. Auch die Auswahl der Bilder (meist Porträts unserer Heerführer) verdient Anerkennung.

Buesgen, M., Der deutsche Wald. A. 2. Leipzig, Quelle u. Meyer, 1916. (183 S.) Geb. 1,80 M.

Schon die erste Auflage der vorliegenden reich illustrierten Schrift, die einen Band der von K. Hüller und G. Ulmer herausgegebenen „Naturwissenschaftlichen Bibliothek für Jugend und Volk“ bildet, wurde seiner Zeit mit Genugtuung begrüßt. Es ist erfreulich, daß schon nach wenigen Jahren eine neue Auflage nötig wurde, die manche Verbesserungen und Ergänzungen darbietet. Auch diesmal wünschen wir dem frisch geschriebenen Büchlein, das eine gute Anschauung von Wert und Wesen des deutschen Waldes gibt, weiteste Verbreitung.

Chronik des Deutschen Krieges. Nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Kundgebungen. Bd. 9: Vom 31. Sept. bis 20. Okt. 1915. München, Oskar Beck, 1916. (454 S.) Geb. 3,50 M.

Das vorliegende Unternehmen ist allseits mit Beifall aufgenommen worden. Eine Sammlung zeitgeschichtlicher Urkunden, die es uns ermöglicht, die verschiedenen Geschehnisse dieses furchtbaren Ringens, die bei dem weiteren Verlauf der Kämpfe dem Gedächtnis entschwinden, sich wieder in Erinnerung zurückzurufen. Die Ereignisse, die der vorliegende Band festhält, liegen jetzt länger als ein Jahr hinter uns; wenn sie auch vielleicht nicht so entscheidend waren, wie wir damals annahmen, so bilden sie doch die Grundlage für die Fortsetzung des Krieges und nur an wenigen Stellen ist es dem Feinde gelungen, das eroberte Terrain uns abermals zu entreißen. Erst der Eintritt Rumäniens erweitert wiederum den Kriegsschauplatz und bald wird sich zeigen, ob es uns gelingt, den Machtbereich Mitteleuropas weiter nach Südosten vorzuschieben. Der Mitteilung der deutlichen Berichte und den anderen Urkunden, deren sorgfältige Auswahl schon bei Besprechung der früheren Bände hervorgehoben wurde, geht eine zusammenfassende Darstellung der Kriegereignisse von Mitte September 1915 bis Mitte Februar 1916 voraus, die aus der Feder des Freiherrn von Lupin stammt und also zeitlich der Veröffentlichung der Urkunden vorausliegt. Selbst, wenn das Ende des Kampfes eher bevorstehen sollte, als man im Augenblick zu hoffen wagt, werden also diesem 9. Teil noch viele andere folgen müssen, wenn das Werk — wie zu wünschen — in derselben Weise zu Ende geführt werden soll.

E. L.

Deutscher Geschichtskalender. Begründet v. Wippermann. Jahrg. 31. Bd. 2. Leipzig, F. Meiner, 1916. (1210 S.) 13,50 M., geb. 15 M.

Der vorliegende Band des rühmlich bekannten Geschichtskalenders — der dritte der über den Weltkrieg handelt — umfaßt die folgenschweren Begebenheiten vom Juli bis Dezember 1915. Eine außerordentliche Fülle von Material über die Kriegereignisse, über die Vorgänge in den Parlamenten der einzelnen Staaten, über die wirtschaftlichen Verhältnisse, über Fragen

und Tatsachen der inneren und äußeren Politik werden dem Leser mitgeteilt. Obwohl der Stoff systematisch sowohl wie chronologisch geordnet ist, ist es schwer den Ueberblick zu behalten. Das aber wird dem Leser wesentlich erleichtert durch das umfassende alphabetische Namens- und Sachregister, das beinahe drei ganze Druckbogen einnimmt. Jedenfalls hat man hier ein mit deutscher Gründlichkeit von dem jetzigen Herausgeber des Geschichtskalenders, F. Purlitz, bearbeitetes Nachschlagewerk vor sich, das größere und mittlere Bildungsbibliotheken sehr wohl werden brauchen können.

Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften herausgegeben v. E. Jäckh. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlagsanst., 1916. Jedes Heft 0,50 M.

In geringeren Zwischenräumen als zu Anfang erscheinen jetzt die Einzelhefte dieses großen und vorzüglich geleiteten Unternehmens, über das zuletzt 1916 auf S. 138 und 139 berichtet wurde, nachdem früher bereits öfters die Sammlung als solche charakterisiert ist. Ja man könnte vielleicht sagen, daß nachdem zunächst die landläufigen Themen behandelt sind, jetzt entlegener an die Reihe kommen, über die man sonst nicht so leicht sich zu unterrichten vermag. Es liegen also diesmal vor: H. 78: P. Raché, Wofür kämpfen die Engländer?; H. 79: W. Goetze, England, Dänemark und Griechenland; H. 80: H. Oswalt, Wirtschaftliches Durchhalten; H. 81/82: O. v. Alvensleben, Unterseebotskrieg u. Völkerrecht; H. 83: H. Würfel, Der Sieg der deutschen Volksgesundheit im Weltkrieg.

Deutschland und das Mittelmeer. Herausg. vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit. M. Gladbach, Volksvereinsverl., 1916. (110 S.) 1,20 M.

Die sechs Themen, die von tüchtigen Kräften hier behandelt werden, lauten: Der Weltkrieg und die Orientfrage; Balkanpolitik Italiens; Italien; Weltkrieg und Islam; Oesterreich-Ungarn und der Balkan; Spanien und der Weltkrieg.

Fendrich, Anton, An Bord. Kriegserlebnisse bei den See- und Luftflotten. 11.—20. Tausend. Stuttgart, Franckhsche Buchh., 1916. (140 S.) 1 M., geb. 1,60 M.

Auch dieser Kriegsschrift Fendrichs sind viele Leser zu wünschen. Der Verfasser hat auf seinen Studienreisen in die verschiedenen Kriegsschauplätze nun auch der Deutschen Flotte seinen Besuch abgestattet. In lebhafter Darstellung gibt er die Eindrücke seiner Fahrten wieder, die ihn Gelegenheit zu vielen anregenden Gesprächen mit Offizieren und Mannschaften gaben. Viel Rühmliches weiß er von dem stillen Schaffen der Hochseeflotte in der deutschen Bucht zu berichten, ebenso aber auch von der Resignation, die sich der Mannschaften zu bemächtigen drohte, da eine große Kampfhandlung so lange auf sich warten ließ. Der Verfasser weilte gerade unter den Marinesoldaten am Polderland der belgischen Küste, als die große Botschaft von der Schlacht am Skagerrak ankommt und alle, die mit der Kriegsflotte etwas zu tun haben, zu freudiger Begeisterung hinreißt.

Fontane, Theodor, Märker. Stuttgart, J. G. Cotta, 1916. (206 S.) 1 M.

Aus dem klassischen Werk Fontanes „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ ist hier eine Auswahl biographisch-historischer Darstellungen mit großem Geschick von Herm. Berdrow getroffen. Namentlich kleineren norddeutschen Volksbibliotheken, denen die mehrbändigen „Wanderungen“ zu teuer sind, sei diese Auslese, die Nr. 183 der Cottaschen Handbibliothek bildet, bestens empfohlen.

Goldmann, Paul, Von Lille bis Brüssel. Berlin, Karl Curtius, 1915. (134 S.) 1 M.

Verfasser hat im Auftrag der „Neuen Freien Presse“ in Wien im April und Mai 1915 eine Reise nach der Westfront unternommen und von dort diese ansprechenden Bilder aus den Stellungen und Kämpfen des Deutschen Heeres an der Nordwest-Ecke Belgiens mit nach Hause gebracht.

Hesses Volksbücherei. Leipzig, Hesse u. Becker, 1915 und 1916. Jede Nummer 0,20 M.

Von dieser rühmlich bekannten Sammlung liegen die folgenden Nummern vor, die fast alle, sei es den gegenwärtigen Weltkrieg sei es kriegerische

Ereignisse früherer Jahrhunderte, zum Gegenstand haben: Nr. 1081: Valeska Cusig, Der Spion und andere Erzählungen; Nr. 1082: Edm. Hoefler, Erzählungen eines alten Tambours, T. I; Nr. 1083: Herm. Horn, Des Kreuzers letzte Not usw.; Nr. 1084: Karl Quenzel, Helden u. Kameraden, 3. Bändchen; Nr. 1085—1086: Karl Stieler, Ausgewählte Gedichte in oberbayrischer Mundart; Nr. 1087: P. Dahms, In der fliegenden Division; Nr. 1088: P. Dahms: „Zum Sturm! Gewehr rechts!“; Nr. 1089: E. Niemeyer, Naturbilder aus Brasilien; 1090: H. Zschokke, Kriegerische Abenteuer eines Friedfertigen usw.; Nr. 1091: H. E. Schlüter, S. M. S. Möwe; Nr. 1092: O. Wenck, Humor als Liebesgabe.

Holdschmidt, A., Deutschland, Deutschland über alles! Bd. 1: Unter dem brandenburgisch-preussischen Adler. Paderborn: F. Schöningh, 1916. (181 S.) Geb. 2 M.

Daß wir in einer Zeit, da unsere Feinde voller Grimm den preussischen Militarismus ausrotten wollen, die heilige Pflicht haben, dem deutschen Volke zu zeigen, was Preußens Herrscher und Heer für das gesamte Vaterland bedeuten, wird man begreiflich finden. Dem Zweck dient der vorliegende erste Teil des auf drei Bände berechneten Werks. Er umfaßt die Zeit vom Regierungsantritt des Großen Kurfürsten (1640) bis 1815 und enthält in lebhafter populärer Darstellung charakteristische Bilder, die auf das jugendliche Gemüt wirken werden.

[Klimsch, UH], Feldpostbriefe eines Fahnenjunkers. Berlin, B. Cassirer, 1916. (92 S.) Geb. 2 M.

Von der Schulbank fort zieht der Schreiber dieser Feldbriefe als Kriegsfreiwilliger zu Felde, nimmt teil an dem berühmten Sturm auf den Zwini, wird Leutnant und gerät in russische Gefangenschaft. Die Briefe sind kurz, burschikos, gut beobachtet und anschaulich; daß es aber dem tapfern Jungen, den ein so herbes Geschick ereilt hat, nicht an Herz fehlt, das ver raten doch manche Aeußerungen, die sich in ihm unwillkürlich emporringen.

Koß, Henning v., Mit den Brandenburgern in den Kämpfen um Belgien. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1916. (96 S.) 1,25 M.

Verfasser hat als Vizefeldwebel und später als Leutnant der Reserve im 20. Reserve-Infanterie-Regiment die Kriegserlebnisse in der denkwürdigen Zeit vom August bis Oktober 1914 in Belgien mitgemacht. Die Schilderung ist anschaulich und weilt mit besonderer Liebe bei Einzelheiten aus dem Kriegs- und Lagerleben.

Kriegstaschenbuch. Ein Handlexikon über den Weltkrieg. Herausg. v. Ulrich Steindorff. Leipzig, B. G. Teubner, 1916. (346 S.) Geb. 3,50 M.

Die Ausgedehntheit des Kriegsschauplatzes und die ungewöhnliche Dauer des Kriegs machen ein Nachschlagewerk, aus dem man sich knappe und zuverlässige Auskunft holen kann, zum Bedürfnis. Diesem Zweck will Teubners Kriegstaschenbuch dienen, das in 5000 alphabetisch geordneten Stichworten das Wissenswerteste darbietet. Vor allem sind auch die großen technischen Errungenschaften berücksichtigt, aber auch dem Soldatenhumor wird sein Recht und ebenso haben die verbreiteteren Ausdrücke der Soldatensprache Aufnahme gefunden. Auch die fünf Karten im Anhang werden dem Leser zur schnellen Orientierung willkommen sein.

Lauterbach, F., Der Große Krieg. Von Lüttich bis Semendria. Leipzig, Otto Spamer, 1916. (151 S.) Geb. 2 M.

Der bekannte Jugendschriftenverlag läßt hier den Verlauf des gegenwärtigen Weltkriegs durch einen Schulmann, der augenblicklich im Felde steht, „dem deutschen Volk“ schildern. Von dieser schönen und zweckentsprechenden Darstellung liegt der erste Teil vor, der die Ereignisse bis Mitte September 1915 erzählt. Nicht weniger als 22 Bildnisse und ebensoviel Kartenskizzen erhöhen den Wert des Buchs, das man Schule, Haus und namentlich allen kleineren Volksbibliotheken mit gutem Gewissen empfehlen kann.

Deutsche Luther-Briefe. In Auswahl und mit biographischer Einl. v. J. Fritz. Leipzig, C. F. Amelang, 1916. (110 S.) Geb. 1 M.

Schon früher wurde hier eine umfängliche Sammlung ausgewählter Lutherbriefe angezeigt, deren Leserkreis aber der Natur der Dinge nach nur ein sehr beschränkter sein konnte. Die vorliegende mit einer gehaltvollen Einleitung versehene Auswahl richtet sich an ein breiteres Publikum, sie vergewärtigt mit großem Geschick den Lebenslauf des gewaltigen Reformators in seinen Höhepunkten. Im Uebrigen ist es auch — rein literarisch betrachtet — ein Genuß, diese unmittelbaren Aeußerungen eines großen Mannes und Meisters deutscher Sprache auf sich wirken zu lassen. E. L.

Mielert, Fritz, Im Lande des Khedive. Regensburg, Friedr. Pustet, 1916. (317 S.) Geb. 6,80 M.

Wie auch der Ausgang des Weltkriegs sein möge, die Zertrümmerung oder Aufteilung des türkischen Reichs durch England und Rußland dürfte endgültig verhindert sein. Vielmehr wird das erheblich gestärkte türkische Reich der Grenznachbar Großbritanniens an dessen verwundbarster Stelle, am Suez-Kanal, bleiben und von dort aus sehr viel nachdrücklicher Aegypten bedrohen, das für das englische Weltreich die Brücke vom Westen nach dem Osten bedeutet und ihm außerdem seine Machtstellung im östlichen Teil des Mittelmeeres sichert. Mitteleuropa wird also in der Folge stets die Möglichkeit haben, englische Ueberheblichkeiten empfindlich zu ahnden. Jeden aber wird es interessieren auch über Aegypten selbst Näheres von einem Sachkundigen zu vernehmen, den seine Reisen früher oftmals in das Pharaonenland geführt haben. Auf der Beschreibung und Beobachtung von Land und Leuten der Gegenwart, die durch gut ausgewählte Bilder veranschaulicht werden, beruht der Hauptwert des Buchs, das sich angenehm liest und empfohlen werden kann. L.

Müller, Karl Alexander v., Ueber die Stellung Deutschlands in der Welt. München, C. H. Beck'sche Verlagsh., 1916. (50 S.) 1 M.

Der Verfasser, der manchem Leser aus seinen gehaltvollen Beiträgen in den Süddeutschen Monatsheften bekannt sein dürfte, schildert in populärer Weise den Aufstieg Deutschlands seit dem großen Einigungskriege und berichtet voller Stolz von dem ungeheuren Schatz an aufgespeicherter, organisierter oder leicht organisierbarer Volkskraft, der sich seither in unserem Vaterland angesammelt habe.

Niethammer, Wera, Bei Gacks und andere Geschichten für kleine Leute. Stuttgart, Evang. Gesellschaft, 1916. (79 S.) Geb. 1 M.

Dies kleine lebenswürdige Buch ist von Karl Schmonck vorzüglich illustriert worden, während das ansprechende Bild auf dem äußeren Titel von Gertrud Caspari herrührt.

Pfau, Max, Russisches. Erlebnisse und Eindrücke aus elfmonatiger Gefangenschaft 1914/15. A. 2. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1915. (132 S.) 1 M.

Verfasser berichtet über seine Erlebnisse in russischer Gefangenschaft, in die er beim Kriegsausbruch zugleich mit vielen anderen Leidensgenossen geriet, da es ihm nicht mehr gelang von Lodz aus nach seiner deutschen Heimat zu entfliehen. Ueber Moskau werden die Schicksalagenossen nach einem entlegenen Dorf im Nordosten geschafft. Die Behandlung ist ungleich, besser jedenfalls seitens der Militärverwaltung als seitens der Polizei. Bei jedem kleineren Machthaber läßt sich eine größere Rücksichtnahme nur durch Bestechungen erreichen. Pfau hat vielfach günstige Gelegenheit gehabt, das Volk, vor allem den russischen Bauern, in seinem Leben und Treiben zu beobachten. Lob spendet er im Gegensatz zu der vielfach indolenten und faulen Männerwelt der russischen Frau, an der er Innigkeit des Empfindens, Fleiß und Tüchtigkeit rühmt. Infolge der Abmachungen beider Regierungen über die Rücksendung solcher Personen, die weder feld- noch garnisondienstfähig sind, schlägt endlich — fast nach einem ganzen Jahr — die Stunde

der Befreiung. Ueber Petersburg und Finnland, dessen schmucke Dörfer und Städte schon einen ganz andern Eindruck machen, geht der Zug der Befreiten nach Schweden. — Wie die meisten anderen Kenner bestätigt auch der Verfasser die Beobachtung, daß aus dem armen aber bildungsfähigen Volk sich sehr viel machen ließe, wenn eine verständige und wohlwollende Regierung endlich mit den vielen Mißständen im Innern aufräumen wollte, anstatt imperialistischen Zielen nachzujagen. L.

Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht an höheren Schulen, herausg. v. G. Lambeck u. a. Leipzig, B. G. Teubner. Jedes etwa 2 Bogen starke Heft 0,40 M.

Von dieser trefflichen Sammlung beziehen sich die nachstehenden Hefte auf den Weltkrieg und beanspruchen daher weit über die Schule hinaus allgemeineres Interesse. Den mitgeteilten Quellenstücken geht stets eine kurze Orientierung voraus. Es liegen vor Abt. II Nr. 131: Felix Salomon, Britischer Imperialismus von 1871 bis zur Gegenwart; Nr. 152: Ludw. Bergsträßer, Der Ausbruch des Weltkrieges; Nr. 180: E. Neustadt und H. Kuchling, Vaterland; Nr. 181: E. Neustadt und H. Kuchling, Krieg.

Rosen, Erwin, England. Ein Britenspiegel. Stuttgart, Rob. Lutz, 1916. (337 S.) 2,50 M.

Die Sammlung will „Schlaglichter aus der Kriegs-, Kultur- und Sittengeschichte“ des englischen Volks geben. Der Verfasser macht in dem Vorwort auf den schon oft hervorgehobenen Widerspruch im Leben dieser Insulaner aufmerksam. Aeußerlich betrachtet steht der Engländer wohlgenährt und wohlhabend, im ehrbaren Bürgerkleid, gesittet und fromm vor uns. Sieht man näher zu so ändert sich das Spiegelbild, „die harten dünnen Lippen in dem marmornen Gesicht scheinen sich öffnen zu wollen, um der ganzen Welt entgegenzuschreien: Ich, ich, ich!“ Mag man es bedauern, daß das vorliegende Buch den Haßgesang Lissaners gleichsam als Motto aufweist, der doch von Vielen unter uns abgelehnt oder doch beandstandet wird, es ist nicht zu leugnen, daß einem das Blut zu Kopf steigt, wenn man gewisse Erzeugnisse der englischen Presse über Deutschland und seinen Kaiser liest, der mit einer Langmut sondergleichen die fortwährenden Herausforderungen zu parieren verstanden hat, die seit der Einkreisungspolitik König Eduards unter dem Beifall der öffentlichen Meinung jenseits des Kanals gegen uns unternommen wurden.

Schindler, Herm., Hindenburg. Ein Lebens- und Charakterbild in hundert Erzählungen. Dresden, Verlag Apollo, 1916. (85 S.) 1 M., geb. 1,80 M.

Daß der Weltkrieg uns einen neuen Volkshelden gebracht hat, zu dem wir alle mit Ehrerbietung und Dank emporschauen können, ist mit Freude zu begrüßen. Der Verfasser hat sich bereits als vaterländischer Erzähler bewährt und hat auch diesmal den rechten Ton zu treffen gewußt.

Die Schlachten an der Marne 6. bis 12. September 1914. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1916. (48 S. u. eine Karte.) 1 M.

Die Schlachten an der Marne, deren Ergebnis der strategische Rückzug der deutschen Heere war, haben sich inzwischen in der Phantasie unserer Feinde zu herrlichen Siegen ausgewachsen. Zum erstenmal schildert die vorliegende Schrift den Verlauf des bedeutungsvollen Ringens und lüftet sehr zurzeit den Schleier. Es wäre uns menschlichem Ermessen nach gelungen, den starken Gegner niederzuwerfen, wofern nicht Rußland trotz aller Ab-leugnungsversuche bereits im Frühjahr 1914 mit der Mobilmachung begonnen hätte.

Schussen, W., Der geadelte Steinschleifer. Konstanz a. B., Reuß & Itta, 1916. (71 S.) Geb. 0,50 M.

Gut beobachtete und erzählte kleine Skizzen aus dem süddeutschen Volksleben bietet hier der Verfasser des „Vinzenz Faulhaber“ und anderer tüchtiger Romane. Meist sind es mehr Eindrücke als wirkliche Geschichten.

Drastisch wirkt die niedliche Erzählung aus der schönen Spießbürgerstadt Grimmelfingen: Die Klugheit am Ende.

Storm, Theodor, In St. Jürgen. A. 6. Berlin, Gebr. Paetel, 1916. (63 S.) Geb. 1 M.

Es sei darauf hingewiesen, daß trotz des Weltkriegs von dieser wohlfeilen Taschenausgabe Storms ein neues — eine seiner tiefsten Erzählungen enthaltendes — Bändchen erschienen ist.

Thume, Adolf, Deutsche Treue. Kriegsgedichte. Dresden, Friedewald, 1916. (59 S.) 1,50 M.

Wackre Gesinnung bekundet sich in diesen manchmal etwas ungenlenk erscheinenden Kriegsgedichten.

Trietsch, D., Deutschland. Tatsachen u. Ziffern. München, J. F. Lehmann, 1916. (32 S.) 1,20 M.

Der Nebentitel der vorliegenden Schrift heißt „eine statistische Herzstärkung“ und in der Tat können diese durch Abbildungen verdeutlichten zahlenmäßigen Vergleiche zwischen uns und unsern Gegnern Frankreich und England dem Leser Mut für die Zukunft machen. Die statistische Aufnahme trifft alle Verhältnisse, den Volkswohlstand, die Bevölkerung, das Kriegswesen und schließlich auch die Kulturzustände, für deren Würdigung es nicht an Anhaltspunkten fehlt. Zum Schluß spricht der Verfasser einen Wunsch aus, den er dem neuen Deutschland in seine starke Riesenwiege gelegt haben will: möchten ihm in Zukunft moralische Erfolge beschieden sein, an denen es bisher am meisten gefehlt hat.

Bücherschau und Besprechungen.

A. Bibliographisches, Populärwissenschaft etc.

Bensch, P., Wandlungen u. Stadtkultur. Eine bevölkerungspolitische und sozial-ethische Studie. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag, 1916. (112 S.) 1,90 M.

„Die merkwürdige Entwicklung Deutschlands in dem letzten Menschenalter hat eine völlige Umgestaltung des Siedlungsbildes mit sich gebracht.“ Eine neue Städteblüte ist mit erstaunlicher Raschheit emporgewachsen. In immer nachhaltigerer Weise haben die Städte den Geburtenüberschuß des Landes an sich gezogen. Auch rücke die Stadt immer mehr in die ihr vorgelagerten Orte vor, so daß städtisches Wesen und städtische Gedanken immer weiter ins Land hinausgetragen würden. Der Verfasser geht nun in dieser auf sorgfältigen Studien beruhenden Arbeit den Wirkungen dieser Erscheinung nach und findet in ihr einen Hauptgrund für den Geburtenrückgang und die zunehmende religiöse Gleichgültigkeit. Bensch will eine Orientierung für den Laien geben und diesen auf die ungemeine Bedeutung aller dieser Probleme aufmerksam machen. Bereits vor Ausbruch des Krieges war sein Buch abgeschlossen, es liegt aber auf der Hand, daß der furchtbare Verlust an blühenden Menschenleben, den wir haben erleiden müssen, uns zwingt, allen Bevölkerungsfragen, namentlich aber der Frage des Geburtenrückgangs, die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Im übrigen sei noch hervorgehoben, daß der Verf. nicht etwa an sich städtefeindlich ist, in der Hinsicht verweisen wir auf den Schlußsatz: „Arbeiten die Städte zusammen mit allen wohlmeinenden Elementen an diesen ersten Aufgaben . . ., dann wird der gegenwärtige Urbanisierungsprozeß keine Schwächung, sondern eine Stärkung unserer gesamten Entwicklung bedeuten, und Deutschland wird auch hier seine Weltmission erfüllen.“

L.

Diehl, Karl, Deutschland als geschlossener Handelsstaat im Weltkriege. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1916. (38 S.) 0,50 M.

Der Ausdruck geschlossener Handelsstaat ist bereits ein Abklatsch-Wort geworden; gedankenlos wird es nachgedruckt. D. weist nun nach, was J. G. Fichte mit seinen Erörterungen über diesen Begriff eigentlich gemeint; Zeiten und Wirtschaft damals halten den Vergleich mit den heutigen nicht aus; Fichtes Vorschlag ist und bleibt unerfüllbar, ja utopisch. Aber der Gemeinschaftsgedanke, welchen Fichte predigte, soll dauern und weiter wachsen. Gute Zahlen und Vergleiche zwischen Uebersee und Binnenhandel, zwischen Industrie- und Bodenerzeugnissen, die entsprechenden durch den Krieg erzwungenen Forderungen der Aenderung unserer Wirtschaft, stehen am Schluß der recht lesenswerten Schrift.

B. Laquer.

Dittrich, Ottmar, Neue Reden an die deutsche Nation. Nach Vorgang von J. G. Fichte. Leipzig, Quelle & Meyer, 1916. (221 S.) Geb. 2 M.

Ob es richtig war den großen Namen Fichtes für das vorliegende Buch anzubieten, soll hier nicht entschieden werden! Gut aber ist jedenfalls die Gesinnung, die aus den 10 Reden des geschmackvoll ausgestatteten Buches zu uns spricht. Ueber unsere Vergangenheit, über unsere Gegenwart und unsere Zukunft verteilt sich ziemlich gleichmäßig der dargebotene Stoff, der in eine würdige und ergreifende Mahnung zur Einigkeit ausklingt. Um die Gesamtpersönlichkeit in der rechten Weise zu formen, dazu bedarf es der Einzelpersönlichkeiten nicht nur im Kreis der Führer, sondern auch der Geführten. Was ist uns, so fragt der Verfasser zum Schluß, dieser Krieg „Was Leid und Tod?“ Seine Antwort lautet: „Zusammengeschmiedet hat er uns für die Ewigkeit, ein einig, mächtig Volk mit reinem Willen und reinem Können. Die Seele unseres Volkes hat er hineingesandt in diese Welt zu heiligem, feierlichem Tun in Gottes Dienst.“

E. L.

Erdmann, Gust. Adolf, Die Dardanellen. Leipzig, Velhagen u. Klasing, 1915. (80 S.) 1,20 M.

Daß unser Volk auf den Weltkriegsschauplätzen praktische Geographie lernt, und daß diese persönliche Anschauung den zukünftigen weltwirtschaftlichen Aufgaben und Leistungen zu gute kommen wird, ist in diesen Zeiten oft niedergeschrieben worden. Um so dankenswerter erscheint obiges Doppelheft der Velhagen-Klasingschen Volksbücher; es ist vorzüglich ausgestattet, weist 67 Abbild. und 2 Karten auf und bringt nicht nur Geographisches und Volkskunde, sondern auch eine kurze Geschichte der Dardanellen-Kämpfe der jüngsten Zeit. — Doppelt erfreulich ist der Inhalt, denn die am Schluß ausgedrückte Hoffnung auf die Uneinnehmbarkeit der Dardanellen (Mai 1915) ist glänzend in Erfüllung gegangen.

B. Laquer.

Hedin, Sven, Nach Osten! Leipzig, F. A. Brockhaus, 1916. (511 S.) Geb. 10 M.

Der schon früher besprochenen vorläufigen Volksausgabe ist jetzt die reich illustrierte Hauptausgabe des vorliegenden Werkes gefolgt. Eine gewaltige Episode des Weltkrieges taucht wieder in unserer Erinnerung auf. Im Februar 1915 verließ der große schwedische Gelehrte Berlin, um sich zunächst nach Ostpreußen in das Hauptquartier des Feldmarschalls Hindenburg zu begeben. Die Schilderung dieses in seiner Schlichtheit gewaltigen Mannes und seiner Umgebung gehört mit zu den schönsten Partien des Buches. Dann geht die Fahrt nach Galizien, wo in den Karpathen österreichische und deutsche Truppen die feindliche Uebermacht abwehren, bis Mackensens Offensivstoß die feindliche Schlachtreihe in Bewegung setzt und die Verbündeten so kräftig nachdrängen, daß schließlich auch die große Weichselstellung aufgegeben werden muß. Auch hier treten uns bedeutende Persönlichkeiten entgegen Conrad von Hütendorf, Mackensen und Woysch, der Führer der tapferen Schlesier. Aus Galizien geht der Weg zurück nach Norden. Wir erleben die Einnahme Warschaus mit, wo das großstädtische Leben ein-

fach weiterflutet, obwohl von Praga aus von den abziehenden Russen die Stadt beschossen wird. Hinter den Russen her eilt Hedin mit den siegreichen Truppen in Gewaltmärschen durch Wald und Sumpf bis die Grenzen erreicht sind, die noch jetzt von beiden Teilen eingenommen werden. Immer klingen Erinnerungen an den Schwedenkönig Karl XII. an; um es kurz zu sagen, ein herrliches Buch. E. L.

Kjellén, R., Die politischen Probleme des Weltkrieges. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1916. (146 S.) 2,25 M.

Herre, Paul, Weltpolitik und Weltkatastrophe 1890—1915. Berlin, Ullstein & Co., 1916. (271 S.) Kart. 1 M.

Beide Autoren sind den Lesern der „Blätter“ keine Fremden mehr, und beide vorliegende Schriften zeichnen sich aus durch Schärfe des Urteils und Weite des Blicks. In der Sache selbst ist ein unverkennbarer Unterschied: Kjellén betrachtet den Weltkrieg und seine Gründe mehr von dem Standpunkt des Geographen oder, um mit ihm selbst zu reden, vom „planetarischen“ Gesichtspunkt aus, während Herre, der Historiker, sich auf die „anthropische“ Perspektive beschränkt und also dem subjektiven Wollen der Staatsmänner und politischen Führer der Nationen einen wesentlichen Anteil an der Entstehung des Weltkriegs einräumt. Mag die theoretische Auffassung bei beiden Autoren auseinander gehen, in ihren Folgerungen kommen der schwedische Geograph, der ein Freund Deutschlands ist, dem aber die Wahrheit über allem steht, und der deutsche politische Historiker, der sehr wohl das Empfinden unserer Feinde sich vergegenwärtigen kann und mit seinem Gesichtskreis die Weltgeschichte umspannt, ungefähr zu denselben Ergebnissen. Da Kjelléns Ansichten über die europäischen Großmächte und ihre Ziele schon gelegentlich der Besprechung seiner kürzlich erschienenen Bücher behandelt ist, mag hier nur der besondere Inhalt der vorliegenden Schrift namentlich hervorgehoben werden. Er spricht zunächst über die geopolitischen Probleme Rußlands und Englands und dann Deutschlands; ferner über Nationalitäts- und Rassenprobleme und schließlich über die allgemeineren soziopolitischen und kulturpolitischen Fragen, deren Lösung der Weltkrieg näher bringen muß. Von den vier Karten, die im Text wiedergegeben sind, zeigt die eine „Afrika nach dem Uebereinkommen von 1914“, das nicht mehr zur Ausführung hat kommen sollen, die andere „Afrika nach dem Weltkriege“, beide nach den bekannten Mitteilungen des Engländers Johnston. In der Herreschen Darstellung, der eine sorgfältig gearbeitete Zeittafel der wichtigsten Ereignisse von dem Frankfurter Frieden bis Ende 1915 angehängt ist, mögen die beiden letzten Teile, „Der Ausbruch des Weltkriegs“ und der „Eintritt Japans, der Türkei, Italiens und Bulgariens in den Weltkrieg“, als sehr gelungen genannt werden. Jedenfalls sollten sich unsere Bildungsbibliotheken diese vorzüglichen Bücher nicht entgehen lassen, die beide lehren, daß nur bei äußerstem Maßhalten in den verschiedenen Lagern dieser Krieg, der eine neue Weltära einleitet, hätte vermieden werden können. E. L.

Landsberg, Bernh., Streifzüge durch Wald und Flur. Eine Anleitung zur Beobachtung der heimischen Natur in Monatsbildern. 5. Aufl. vollst. Neubearb. von A. Günthart und W. B. Schmidt. Mit zahlreichen Originalzeichn. und Abbild. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1916. (X, 251 S.) Geb. 5,40 M.

Von dem Verfasser dieses Buches rühmt einer seiner früheren Schüler (Hermann Reich), wie gut er es verstanden habe, bei seinen Zöglingen Forscherlust und Entdeckerfreude zu wecken und sie „vom toten Lehrbuch an die lebendige Natur zu weisen“. Derselbe Geist lebt in seinem Buche und ist auch der vorliegenden Bearbeitung treu geblieben, die wir zwei gleichgesinnten Männern verdanken. Der Stoff ist in sehr zweckmäßiger Weise dem Kreislauf des Jahres angepaßt und in Monatsbilder eingeteilt, doch macht ein sorgfältiges Register es dem Lernenden möglich, sich im Einzelfalle nach

Wunsch und Bedarf von der zeitlichen Anordnung freizumachen. Man hat den Eindruck, daß alles Geschilderte nicht bloß selbst gesehen, sondern im Verein mit den Schülern gewissermaßen erlebt worden ist, daher die lebendige, leichtfaßliche Darstellung. Die Ergebnisse der neueren Biologie sind berücksichtigt. Das Buch ist nicht nur ein trefflicher Leitfaden für den Lehrer, besonders bei naturwissenschaftlichen Schülerwanderungen, sondern kann auch zum Selbstunterricht warm empfohlen werden. Zum Mitnehmen ins Freie ist das Buch etwas groß, daher müßten wir für künftige Auflagen eine kleinere Buchform vorschlagen, der die (übrigens wohlgelungenen) Abbildungen, von denen nur wenige ganzseitig sind, kaum hinderlich sein dürften. P. H.

Schilling, R., Das alte malerische Schwarzwald-Haus. Freiburg i. B., Freiburger Druck- u. Verlagsgesellschaft, 1916. 40. (156 S.) Geb. in Leinw. 12 M.

„Eine Schilderung der verschiedenen Bauarten, des Außen und Inneren des Schwarzwaldhauses unter besonderer Berücksichtigung der alten handwerksmäßigen Volkskunst sowie der Sitten und Gebräuche seiner Bewohner“, so lautet der Untertitel des vorliegenden prachtvollen Buches, dem zwei berühmte Schwarzwaldkinder, Hans Thoma der Maler und Heinrich Hansjakob, der jüngst verstorbene Volksschriftsteller, ein Geleitwort geschrieben haben. Beide sind einig in dem Lobe der sorgfältigen und gewissenhaften Arbeit, die der Verfasser hier geliefert hat. Auch mag bemerkt werden, daß der Künstler vor allem auch den Text lobt, während dem Dichter, Hansjakob, die Zeichnungen so gut gefielen, daß er nun auch den Text mit steigendem Interesse las. In beiden Hinsichten kann man dem Urteil dieser beiden bewährten Männer nur beipflichten, die 152 Bilder und Abbildungen hat der Verfasser, der ein künstlerisch veranlagter Zeichner ist, mit gutem Geschmack ausgesucht und ausgeführt. Bald bekommen wir Landschaftsbilder zu sehen, in denen sich ein Bauernhaus der Halde anschmiegt, bald tun wir einen Blick in die Wohnräume oder die Nebenräume eines Gehöfts, bald wiederum lernen wir charakteristische Gebäudeteile oder Geräte aus den Häusern oder den Kapellen und Dorfkirchen kennen. Der Verfasser glaubte seine Beobachtungen beschleunigen zu sollen, da auch das Gebiet des Schwarzwalds von umstürzenden Neuerungen auf dem Baugebiet nicht verschont geblieben ist, und man bereits begonnen hat die alten Bauformen zu vernachlässigen oder ganz aufzugeben. Von der Liebe zu seiner schönen Heimat waren seine Bemühungen getragen, möge sein Buch dazu beitragen, die Freude dieses tüchtigen Volksschlags an der eigenen Art zu steigern und aufrecht zu erhalten. E. Kr.

Tanner, Frontberichte eines Neutralen. Teil 1: Polen und Karpathen. Berlin, Aug. Scherl, 1916. (267 S.) 3 M.

Den schweizerischen Major, der dieses vortreffliche Buch verfaßt hat, drängte es hinaus an die Front der deutschen Truppen, um sich angesichts des schmachlichen Verleumdungsfeldzuges selbst ein Urteil zu bilden über deren inneren um nicht zu sagen moralischen Wert. Zunächst begab sich Tanner im Winter 1914/15 zur österreichischen Armee in den Karpathen, hinein in die bitterste Kälte zur Nida. Ende März langte er dann am Uzsokerpaß, durch den die Russen nach Ungarn eingebrochen waren. Später geht Tanner dann zur deutschen Südmee und nimmt an deren gewaltigen Kämpfen bewundernd teil. Jedenfalls gehört diese Schrift zu den besten der fast unübersehbaren Kriegsliteratur und kann daher angelegentlich empfohlen werden. L.

Wiese, J., Belgisch-Kongo. Geschichtliche, geographische und volkswirtschaftliche Studie. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1916. (109 S. mit einer Uebersichtsk.) 2,75 M.

Unstreitig ist es die Sorge um den Kongo gewesen, die den neutralen Staat Belgien entgegen der Einsicht seiner klugen Diplomaten, die sehr wohl

wußten, wo finstere Pläne gegen den Frieden Europas geschmiedet wurden, in das Lager unserer Feinde getrieben hat, deren Uebermacht ihnen den Sieg zu gewährleisten schien. Mit um so größerem Interesse wird man das vorliegende Buch zur Hand nehmen, das nacheinander die geschichtliche Entwicklung und die geographisch-wissenschaftlichen Verhältnisse der Riesenkolonie schildert, mit der sich ein wirklich neutraler Staat nicht hätte belasten dürfen. Der Verfasser hat es taktvoll vermieden, zu den mancherlei Fragen, die sich ihm aufdrängten, kritisch Stellung zu nehmen, vielmehr kam es ihm mehr darauf an, den Leser im allgemeinen aufzuklären und zu unterrichten. Dies Ziel hat er durchaus erreicht und gern folgt man seiner sachlich gehaltenen auf umsichtiger Benutzung der gedruckten Literatur aufgebauten Darstellung. Ueber die Zukunft des zentralafrikanischen Reichs zu einer Zeit zu reden, da der Weltkrieg noch nicht ausgetragen ist, wäre unangebracht; doch mag daran erinnert werden, daß auf dem blutgetränkten Boden Nordfrankreichs die Würfel fallen auch über die Verteilung des Kolonialbesitzes, dessen die Großmächte der Gegenwart heutigentags nicht wohl mehr entraten können. E. L.

B. Schöne Literatur.

Brausewetter, Artur, Don Juans Erlösung. Roman. Braunschweig, George Westermann, 1915. (383 S.) 4,50 M., geb. 5,50 M.

Vielerlei Menschen und vielerlei Schicksale hat Artur Brausewetter in seinem letzten, noch in der Friedenszeit entstandenen Roman zusammengeschweißt. Wenn derselbe auch innerhalb eines sehr weiten Rahmens spielt, so erscheint die Unmenge der Personen doch als ein Nachteil, zersplittert das Interesse des Lesers, und lenkt ihn von dem Grundmotiv ab. „Don Juans Erlösung“: nach allem Welttaumel das Verzichten lernen in Stärke! Eines der tiefsten Probleme wird hier mit zu viel leichter Unterhaltungselektüre verquickt. Der Dichter Ackermann in all seinen Don Juanabenteuern, Sehnsüchten und Qualen löst kein wirkliches Mitgefühl bei uns aus, das Beiwerk aus Hof- und Theaterkreisen verflacht das Buch, und die Ehetragödie der jungen, tief angelegten Frau sondert sich aus der Allgemeinheit zu sehr ab. Aber ihr siegreicher Charakter führt zu Ueckermann-Don Juans Erlösung. Des Verfassers ernstes Wollen jedoch und, mit den genannten Einschränkungen auch sein Können, wird man trotz alledem gerechterweise anerkennen müssen. E. Kr.

Dörfler, Peter, Der Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich. A. 6. Kempten-München, Jos. Kösel, 1916. (265 S.) Geb. 3,50 M.

Wer es noch nicht wußte, daß Peter Dörfler ein Dichter ist, den lehrt es dieses Buch, das in schlichter Darstellung zeigt, wie der Weltkrieg in das Leben und Sein auch des kleinsten Dorfes eingreift. Die Mobilmachung, die schweren Stunden des ersten Harrens auf Kunde von den Taten unserer Feldgrauen und von ihnen selbst, die Mühen der verlassenen Frauen um das Heimwesen, der Kummer der Angehörigen über den Verlust ihrer Lieben, alle diese Ereignisse bis zu der ersten Blutweihnacht im Jahre 1914 erleben wir wieder in ergreifenden Einzelbildern. Ueber allem aber liegt der Zauber echter und rechter Vaterlandsiebe, einer schlichten echt menschlichen Frömmigkeit und des festen Vertrauens auf den Sieg der guten Sache. Die wackeren Bauern des Schwäbischen Himmelreichs, die 1870 noch ebenso gern gegen die Pickelhauben als gegen die Franzmänner losgezogen wären, wissen diesmal sehr gut um was es sich im gegenwärtigen Kriege handelt. Und wenn Graf Haeseler auch nicht mehr den hohen Erwartungen entsprechen konnte, die der alte Dorfschulmeister in seiner Kriegsrede unter allgemeinem Jubel auf ihn setzte, so tröstete man sich bald, als der Name Hindenburg ruchbar wurde. Auch zeigen die eisernen Kreuze, die sich die bayrischen Löwen in Lothringen und den Argonnen erworben, daß die Sühne der Väter würdig sind, die aus dem letzten großen Volkskriege uns Einheit und Reich zurückbrachten. E. L.

Gjellerup, Karl, Reif für das Leben. Roman in fünf Büchern. Jena, Eugen Diederichs, 1916. (447 S.) 6 M., geb. 7,50 M.

Ein reifes und tiefes Buch, von echtster Lebensweisheit gesättigt, von langweiliger Lehrhaftigkeit so entfernt wie möglich. Der Kammerjunker Oberförster Harstorf in Südseeland ist, ohne daß dies äußerlich hervortritt, die geistig überragende Persönlichkeit, der seelische Mittelpunkt eines Kreises von sehr verschiedenen, prachtvoll lebendig gemachten Leuten. Durch Anlage, Schicksale und ernste Arbeit an der Bildung seines Herzens und Verstandes, geistig geführt von deutschen Denkern, ist er selbst reif geworden für das Leben und für das Sterben. Darum wird er nun nicht nur seiner Nichte Agnes, einer im tiefsten Sinne liebenswerten Mädchengestalt und dem im Anfang sich, vom modern-naturwissenschaftlichen Standpunkt aus, so fertig wahnenden Arzte Dr. Stan ein Führer zu solcher Reife, sondern bringt auch anderen, die viel mehr mit dem Irdisch-Sinnlichen verflochten sind, unendliche Förderung. Dieser aus der Tiefe geschöpfte, nachdenklich stimmende und doch auch ein interessantes Stück realen Lebens gestaltende Roman wird auch reifen Lesern unserer Volksbibliotheken vieles bieten. E. La.

Häring, Oskar, Der Märtyrer. Eine Geschichte aus dem 17. Jahrhundert. Berlin, Karl Curtius, 1914. (166 S.) 3 M., geb. 4 M.

Diese Geschichte behandelt das Leben und vor allem das tragische Ende König Karls I. von England. Fesselnd wirkt das Buch zumal durch das Schlaglicht, das auf Cromwells Person dabei fällt, der die Fäden der Intrigue gegen den König in Händen hält. Es liegt eine feierliche Stimmung über der Geschichte, in deren Mitteilung Getreue des hingerichteten Königs sich teilen. Um so störender wirken häufig wiederkehrende Verstöße gegen den deutschen Satzbau, die nicht zufällig sein können und maniert anmuten — trotz Empfehlung und Lob der Sprache des Werkes von gewichtiger Seite her. Pieth.

Külpe, Frances, Ring. Roman. München, Georg Müller, 1914. (414 S.) 5 M.

Der Roman ist kurz vor Beginn des Weltkriegs geschrieben. Noch leben hier deutsche und russische Großgrundbesitzer verträglich nebeneinander. Auch die Judenfrage wird berührt, verliert sich aber nach und nach in Liebeshandel. Im Zusammenhange damit befremdet die große Nachsicht der Verfasserin (Frau Pastor Külpe) gegen sittliche Verfehlungen und die verschwommene Art, mit der sie das Problem der Rassenreinheit behandelt. Bb

Otto, Friedrich, Die fliegenden Pioniere. Sieben Kriegsnovellen von gepanzerten Menschen und Maschinen. 3. Aufl. München, Georg Müller, 1915. (181 S.) 2 M.

In den sieben hier vereinigten Stücken, die etwas kühn sich „Novellen“ nennen, sind Kämpfe, Fahrten und Schicksale aus dem gegenwärtigen Weltkriege mit solcher Sachkenntnis, so packend und mit solcher Sprachgewalt geschildert, daß man gelegentliche Zweifel über die Möglichkeit von Einzelheiten unterdrückt, daß man nicht unbedenkliche „Besonderheiten“ der Sprache verschiedenster Art gern als Ueberschäumen des Temperaments hinnimmt. Unsere Flieger stehen im Vordergrund, aber auch die Leistungen der Zeppeline („Heimkehr“), der Unterseebote, der Panzerzüge, um nur einiges anzuführen, treten uns begeistert und ergreifend vor Augen. Das Buch wird zweifellos viele Leser finden und verdient sie: heldenhafte Menschen aller möglichen Typen lernen wir darin kennen. E. La.

Stieler, Karl, Werke. Fünf Teile in einem Band. Ausgewählt usw. v. Karl Quenzel. Leipzig, Hesse & Becker, 1916. (110, 80, 79, 63 u. 176 S.) Geb. 3,50 M.

Der bayrische Hochlanddichter Karl Stieler, der vor der Zeit am 12. April 1885 verstarb, hat sich weit über den Bereich seiner engeren Heimat

hinaus treue Freunde erworben. Sie alle werden diese sorgfältig und verständlich hergestellte Auswahl seiner Werke, die in dem 5. und letzten Teil auch die Prosaschriften mitberücksichtigt, dankbar begrüßen. Vielen Norddeutschen aber wird erst diese neue Ausgabe die Bekanntheit mit manchen der wohl gelungenen Dichtungen Stielers vermitteln. Zum eisernen Bestand des Besten, was unser Schrifttum aufzuweisen hat, gehört ohne Frage sein kleines Epos das Winteridyll, das Paul Heyse bald nach Stielers Ableben herausgegeben und mit sinnvollen Worten eingeleitet hat. Mit Mörikes Bodenseeidyll oder mit Hebbels „Mutter und Kind“ möchte man es vergleichen. Alle die Gestalten, die dem Dichter im Leben die teuersten gewesen, versammelt er unter dem ländlichen Dach in winterlicher Abgeschlossenheit, „um sich noch einmal recht von Herzen in das Glück eines so reichen Besitzes zu versenken“. Wenn sich nach dem Kriege, wie zu erwarten und zu hoffen, der allgemeine Geschmack wieder mehr dem Vaterländischen und Echten zuwendet, dann möge man an diese kleine Sammlung denken und an diesen lebenswürdigen, humorvollen Dichter, den Quenzel im Vorwort voller Sympathie aber ohne jede Uebertreibung oder Lobhudelei schildert und lieben lehrt. E. L.

Weinicke, Bernhard, Der Tugendbold oder die wunderbare Kur.

Schwank in drei Akten. Zürich, Orell Füßli, 1914. (96 S.) 1,50 Fr.

Ders., Die Bergführer von Hohendorf. Volksstück. Ebenda. (86 S.) 1,50 Fr.

Der ganzen Reihe seiner heiteren Liebhaberstückchen hat Weinicke zwei neue Arbeiten hinzugefügt, den dreiaktigen Schwank „Der Tugendbold“ und das Volksstück „Die Bergführer von Hohendorf“. Beide sind flott und bühnenwirksam geschrieben, harmlos, ohne läppisch zu sein. Der lustige „Tugendbold“ steht über dem, was man im allgemeinen als Schwank bezeichnet, und bemüht sich erfolgreich um die Charakterisierung seiner Personen. Die „Bergführer von Hohendorf“ sind ernster gehalten, aber alles mögliche Beiwerk und der zum Guten führende Schluß verleiht auch diesem Werkchen die leichte, angenehme Unterhaltungsgabe, die Weinickes Arbeiten besonders auch zur Aufführung in volkstümlichen Vereinen empfehlenswert macht. E. Kr.

Zobeltitz, H. v., Die Fürstinwitwe. Stuttgart, J. Engelhorn's Nachf., 1915. (314 S.) 4 M., geb. 5 M.

Abgesehen von dem geschmacklosen äußeren Umschlag liegt hier ein in jeder Beziehung erfreuliches Buch vor, das durchweht wird von echter Begeisterung für unser vaterländisches Heer. Ein junger einigermaßen verschuldeter Kavallerieoffizier in einem der Garderegimenter bei Berlin gelangt durch den plötzlichen Tod seines Onkels völlig unerwartet in den Besitz einer großen Reichsstandschafft und eines ungeheuren Vermögens. Es wird ihm schwer, sich in der neuen Würde zurechtzufinden, obwohl es ihm an gutem Willen wahrlich nicht fehlt. Den Rat der jungen Witwe seines Oheims weist er von sich, da ihn die etwas überlegene Art der Cousine zunächst abstößt. Erst nach argen Wirren des Herzens und nach einem schweren Rückschlag, den er sich durch allzu kühne industrielle Spekulationen zuzieht, kommt der Fürst zur Einkehr und zur Einsicht, seine edle Natur tritt wieder mehr hervor und gewinnt ihm endlich die Liebe der jungen stolzen Fürstin, in der sich die vornehme Tradition des Hauses verkörpert. Noch bevor es zur öffentlichen Verlobung zwischen den beiden Liebenden kommt bricht der Weltkrieg aus, und eingedenk der Mahnung, die der Kaiser ihm beim Abschied aus dem aktiven Soldatenstand zugerufen hat, allzeit treu zu Kaiser und Reich zu halten, zieht er den Waffenrock wieder an. Inwieweit der Geschichte, die unverkennbar auf eine bestimmte Familie hinweist und auf manche bekannte Vorgänge anspielt, wirkliches Geschehen zu Grunde liegt, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls aber hat die Erzählung dadurch an Lokalkolorit und Anschaulichkeit gewonnen.

L.

für Volksbibliotheken und Lesehallen.

Herausgeber: Professor Dr. Erich Liesegang in Wiesbaden. — Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig. — Preis des Jahrgangs (12 Nrn.) 4 M. Zu beziehen durch jede Buchhandlung und Postanstalt.

Kriegsbücher für die Jugend.

Von Johanna Mühlenfeld.

Der Jüngsten Kriegsbuch ist das Bilderbuch. Es ist nicht leicht, dem kleinen Kinde durch Reim und Bild einen Begriff von dem Völkerringen zu geben, oder doch wiederzuspiegeln, was sein Verstand sich vom Kriege denkt.¹⁾ In Form von Märchen und Träumen hat man es versucht, Karikatur und Satire mußten herhalten, wie auch die nüchtern gereimte Wirklichkeit.

Am nächsten gelangte dem kindlichen Verständnis A. Schmidhammer mit seinen auf das lustige gestimmten Büchern. Zu nennen ist hier vor allem das in Reim und Farbe wohlgelegene Bändchen „Lieb Vaterland magst ruhig sein“, eine Kinderräuferei, deren Sinn selbst den Kleinsten verständlich ist. (Man vermeide die Ausgabe mit den eingeschobenen vaterländischen Gedichten, die hier wenig am Platze sind). „Die Geschichte vom General Hindenburg. Lustig gereimt“ ist bei Kindern sehr beliebt, während Erwachsene hier leicht ein gewisses Unbehagen überwinden müssen. Die Gestalten sind, wie Schmidhammer es liebt, ins Kleine verzerrt. Das verträgt sich nicht ganz mit Heldenverehrung. Die Bilder sind frisch in der Farbe, die Figuren stehen gut im Raume, die Verse sind harmlos nett. — Eine rechte Entgleisung dagegen sind Schmidhammers neue Bilderbücher. „Hans und Pierre“ soll eine lustige Schützengrabengeschichte sein. Die Bilder sind unoriginell, die Verse geschmacklos. Man höre den Schluß: „Es siegt auch, wer auf Gott vertraut, Mit Frankfurter und Sauerkraut.“ Die „wunderschöne Räubergeschichte von Maledetto Katzelmacher“ ist alles andere eher als wunderschön, und „John Bull Nimmersatt“ — steht auf derselben Stufe. Alle diese Bände sind bei Scholz erschienen. Von Scholz' illustrierten Volksbüchern ist Kutzer „Wir spielen Krieg“ nicht zu loben. Die Vierzeiler von Linkenbach sind ohne Witz und vielfach roh: „Serbenbengel, Hammeldiebe . . .“, während der andere Band dieser billigen Sammlung: Linkenbach „Unsere Feldgrauen“ anspruchslose Verse zu etwas harten, aber flott gezeichneten Bildern bringt. Ebenfalls für die ganz Kleinen sind: „In Feindesland“ und „Gloria Viktoria“ (Scholz) mit Zweizeilern von Holst und ziemlich unlebendigen Bildern von Müller-Münster. — „Gloria Viktoria“ nennt sich auch ein bei Stroofer erschienenenes Buch,

1) Vgl. Jahrg. 16. S. 177.

mit lauter pausbäckigen Soldatenbuben, die Krieg spielen. Gewollt harte, hölzerne Bilder, durchaus kindlich aufgefaßt, mit einfachen Versen erregen stets das Entzücken der Jüngsten. Künstlerische Werte bietet das Büchlein nicht. Das „Lustige Kriegsbilderbuch“ (Nister) enthält wieder eine Knabenprügelei. Die Bilder von Kutzer wirken etwas unruhig, die einfachen Verse von Holst fallen leicht ins Ohr. — Rikli erzählt in seinem Buche „Hurra!“ (Loewe) den Kriegstraum eines kleinen Jungen in fließenden Versen. Den Bildern in Schmidhammers Art ist durch die Uebertreibungen der Taten des kleinen Helden alles Grausige genommen. Einzelne sind in Farbe und Zeichnung verunglückt, die meisten frisch und voll kindlicher Phantasie. Es ist eins der am liebsten von Kindern gelesenen Bücher. Dem Kriegstraum begegnen wir reichlich häufig wieder. In dem vom vaterländischen Frauenverein herausgegebenen „Michel Hannemanns Traum“, Verse von R. Bars, sind die Zeichnungen gar zu schlecht. Auch in Thelemanns „Sieger“, (Michel, Charlottenburg), ebenfalls ein Kriegstraum, sind die Bilder unruhig und nicht kindlich genug. In Kainradls Kriegsbilderbuch mit Verwandlungsfiguren „Unsere Feinde“ werden die Uniformen unserer Gegner durch Dreiteilung der Bilder ins Lächerliche gezogen. Das erste Bild mit dem Stelzfuß ist eine große Geschmacklosigkeit, ebenso das Titelbild. Ganz Karikatur ist auch das Buch von Jaeger-Mewe: „Michel und Sepp die tapferen Zwei, dreschen die Lug- und Trugkompanei. Mit Versen von Widmann“ (Stuttgart, Loewe). Nicht ungeschickt. Die Zeichnungen in Buschs Manier. Einige Bilder, das Grausige noch verzerrend, wirken abstoßend, andere sind harmlos und lustig, wie z. B. Der Spion, der in allen möglichen Gestalten dargestellt wird. Ob man das Buch für geeignet hält, hängt davon ab, ob man es ertragen kann, wenn unsere Kinder diese bitter ernste Zeit im Spiegel der Karikatur betrachten. — M. Olczewski hat in dem „Kriegsstruwwelpeter“ (Holbein-Verl.) die Bilder des alten Hoffmannschen Struwwelpeters geschickt in aktuelle Kriegsbilder umgezeichnet. Der Text ist für Kinder ungeeignet, da ihnen die politisch-satirischen Anspielungen ganz unverständlich sind.

Unter den Bilderbüchern, die in zusammenhängendem Texte Ereignisse aus dem Kriege bringen, ist nicht viel Brauchbares zu finden. Teils sind, bei gutem Text, die Bilder mäßig, wie in Planck „Haltet aus“ (Nister), oder der Text unlebendig, wie in Müller-Münster „In Treue fest“ (Scholz), teils ist beides mangelhaft, wie in den Büchern von K. und A. Reich „Der Weltkrieg“, „Die Welt in Waffen“ u. a. (Hellas-Verl.). Auch Müller-Münster „Die Musik kommt“, Text von Kotzde (Scholz) erhebt sich nicht über den Durchschnitt. Einigermassen gelungen ist Arnim „Der Weltkrieg“, Orig. Zeichnungen von Uzerski (Ohle). Die kurzen Geschichten aus den ersten Kriegsmonaten sind kindlich und anschaulich, heute aber sehr durch neuere Ereignisse in den Hintergrund gerückt. Die Farbe der an sich guten Bilder ist nicht ganz herausgekommen. Text und Zeichnung stehen zu wenig in Einklang mit einander. Als gelungen kann man das Buch „Deutsche

„U-Bootstaten“ mit Bildern von Stöwer bezeichnen, das vom Marine-Verlag herausgegeben worden ist. Größere Kinder lesen und besehen gern die illustrierten Bände, die der gelbe Verlag unter dem Titel „Unser Krieg“ (Luftkrieg, Seekrieg usw.) herausgegeben hat, wie auch die Montanus-Bücher, die Wirklichkeitsaufnahmen mit kurzen Einleitungen sachlich geordnet bringen.

Kriegserzählungen, d. h. erfundene Geschichten mit erfundenen Helden aus dem Kriege, werden von den meisten Kindern lieber gelesen, als Selbsterlebnisse und wahrheitsgetreue Berichte. Das ist zu bedauern, aber mit dieser Tatsache ist zu rechnen, und es gilt daher aus der Unzahl der erschienenen Kriegserzählungen das Beste herauszusuchen. Wenn auch bei der Beurteilung dieser Bücher der ästhetische Standpunkt allein nicht maßgebend sein kann, gewisse Forderungen muß man als unerlässlich bezeichnen: Reinheit der Gesinnung, genaue Beachtung der geschichtlichen Tatsachen, einwandfreies Deutsch, Möglichkeit der erfundenen Handlung.

Unter den Erzählungen für das jüngere Alter, für die 8—10jährigen, ist wenig Gutes. E. Lorenzen erzählt in seinem Büchlein „Was der kleine Heini Will vom Weltkrieg sah und hörte“ (Dürr) einfache Dinge, die dem Kinde im Hause und auf der Straße begegnen, was es selbst in der beschützten Heimat vom Kriege erfährt, wie der Landsturm ausdrückt, wie der Lehrer aus dem Felde schreibt, wie ein Soldat begraben wird usw. Stil und Inhalt sind ein wenig nüchtern und poesislos. Die etwas phantasielosen Großstadtkinder lesen das Buch durchweg gern. W. Momma hat für jüngere Kinder die Erzählung „Wir halten aus“ (Levy & Müller) geschrieben. Die Freundschaft eines Verwundeten mit zwei kleinen Mädchen wird darin geschildert. Das Buch ist leider sehr unlebendig, die Charakterisierung der Personen oberflächlich. Der Verfasser hat vor einigen Jahren eine recht gute Jugenderzählung aus dem Kriege 1870/71 geschrieben. Er scheint sich bei keiner der vielen Geschichten, die er schon aus diesem Kriege verfertigt hat, die Zeit genommen zu haben, sie ausreifen zu lassen. Allen haftet das eilig Zusammengeschriebene an. — Es ist schwer zu sagen, für welches Alter sich der Novellenband „Kriegsbüchlein für unsere Kinder“ von A. Sapper eignet (Gundert). Einzelnes wird schon von den Kleineren verstanden, während anderes selbst Größeren Schwierigkeit bereitet. Die Erzählungen sind auch an Wert sehr ungleichmäßig. „Der kleine Franzos“, der Retter eines ganzen Dorfes, wie die moralisch stark aufgetragene Erzählung „Die Konservenbüchse“, werden von den Kindern gern gelesen. — Recht an der Oberfläche haften bleibt dieselbe Verfasserin in ihrer Geschichte „Ohne den Vater“ (Gundert). Um seine Familie vor den Russen zu retten, wird der Förster scheinbar ein Verräter seines Vaterlandes. Nur sein Junge kann das nicht glauben. Und er behält recht, denn in Ehren kommt der Vater zurück. Sein Augenlicht hat er verloren, weil er treu war. Der Stoff fesselt die Kinder, schade, daß die Durchführung so viel zu wünschen übrig läßt. — A. Harder gerät mit ihrem „Trautsten Marielchen“ (Perthes) stark

in das Süßliche hinein. Das ist zu bedauern, da der Anfang der Erzählung, die Flucht der ostpreussischen Dorfbewohner, kräftige Züge aufweist. — Auch Th. v. Harbou's Buch „Du junge Wacht am Rhein“ ist süßlich, dazu im Stil mangelhaft. Die fortwährende Anwendung von Diminutiven stört sehr. — Für große und kleine Leute passend ist das Kriegsmärchen von Paul Keller „Grünlein. Eine deutsche Kriegsgeschichte von einem Soldaten, einem Gnomen, einem Schuljungen, einem Hunde und einer Großmutter“ (Bergstadt-Verl.). Dem Märchen liegt die hübsche Idee zugrunde, daß die Hausgeister als Sehnsuchtsboten zwischen der Heimat und dem Felde hin und her wandern müssen. Schon jüngere Kinder lesen das frisch geschriebene Buch mit Vergnügen. Was sie nicht verstehen, deuten sie sich auf ihre Weise um. — Keine eigentliche Kriegererzählung ist das „Rotstrümpfchen“ von Marie Batzer (Nister). Es ist die Erzählung einer Kindheit, in die der Krieg — ich möchte sagen zufällig — hineintritt; und er kommt nicht als schweres grausames Schicksal, er bringt nur neues Leben und neue Aufgaben für das reiche Kindergewüt. Ich erwähne das Buch, weil ich es für eine der besten Erzählungen für jüngere Kinder halte, die in den letzten Jahren geschrieben sind. Frisch, lebenswarm und gesund steht das Rotstrümpfchen mit seinen Gespielen aus dem Schlangengäßchen vor uns. Will es uns auch manchmal scheinen, als trete das Kind gar zu sehr in den Vordergrund „wie es sich von Schwestern und Patienten furchtbar gern loben läßt und noch selbst dabei mithilft, denn Rotstrümpfchens Liebestätigkeit ist keine stille“, so wollen wir uns an den Ausspruch der feinen, alten Großmutter erinnern, die ihr Enkelkind am besten versteht: „Es ist wie ein fleißiges Bäuerlein, das sein Ackerland außerordentlich liebt und sich abends, wenn es so schlafen geht und morgens wenn es aufsteht immer wieder auf die Arbeit in seinem Felde freut.“ — Das Buch „Die Schelme von Steinach“ von Josephine Siebe, ein ländliches Gegenstück zum Rotstrümpfchen reicht lange nicht an dieses heran. Was die Schelme alles treiben, stimmt einigermaßen bedenklich. Soll das etwa zur Nacheiferung empfohlen werden? In der zweiten, ernsteren Hälfte, als der Krieg auch in das Leben dieser Jugend tritt, gewinnt die Erzählung an Tiefe. — Mit D. Darenbergs „Russenschreck“ (Spamer) kommen wir wieder zu den eigentlichen Kriegsbüchern zurück. Ein Buch, das schon von 10 jährigen gelesen werden kann. Der Sohn eines Waldarbeiters aus dem Kreise Neidenburg erzählt seine Erlebnisse während des Russeneinfalls, den die Familie, im Waldesdickicht versteckt, glücklich übersteht. Das Leben in dem Schlupfwinkel ist mit einer Kleinmalerei geschildert, die an den Robinson erinnert. Die Sprache ist einfach. Leider vergißt der Verfasser einige Male, daß ein 14-jähriger Junge erzählt, und ganz unkindliche militärische oder politische Auseinandersetzungen stören den Eindruck des sonst so guten Buches. — W. Arminius hat seine bei Levy & Müller erschienene Erzählung ebenfalls „Der Russenschreck“ genannt. Die Geschichte spielt größtenteils vor dem Kriege. Vom

Leben der Grenzbewohner, von Spionage und Grenzwächterdienst gibt der Verfasser ein anschauliches Bild. Der Waldarbeiter Kuloweit, eine fast mythisch wirkende Gestalt, der die Russen in die Sümpfe führt, ist mit großer Kunst geschildert. Die etwas verwickelte Handlung ist bis auf eine unmögliche Mädchenentführung gut durchgeführt. Das Buch ist gut geschrieben, aber nicht leicht zu lesen. Erst für Aeltere, etwa vom 13. Jahre an. — Wer im Prinzip die erzählende Jugendschrift nicht ablehnt, in die der Verfasser bewußt allerlei Belehrendes eingeflochten hat, wird den Kindern gern die frisch geschriebenen Bücher von K. Floericke „Auf drei Kriegsschauplätzen“ (Nister) und „Der Schiffsjunge der Emden“ (Franckh) in die Hand geben. Das erste erzählt von zwei Söhnen deutscher Ansiedler im Kaukasus, die sich über Konstantinopel nach Deutschland durchschlagen und hier an allen Fronten kämpfen. Der Verfasser hält sich frei von allen abenteuerlichen Uebertreibungen und bemüht sich, den Kindern ein anschauliches Bild von der modernen Kriegsführung zu geben. Auch die vornehme Art, in der von unsern Feinden gesprochen wird, berührt wohlthuend. In dem „Schiffsjungen der Emden“ benutzt Floericke, wie Gräbner in seiner Robinson-Bearbeitung, einen bekannten, fesselnden Stoff, um seinen Lesern geographische und naturwissenschaftliche Belehrungen zu geben. Auf der „langsamen Fahrt der Ayesha“ läßt sich so gut erzählen: von Vulkanausbrüchen auf Java, von Käfern und Schmetterlingen auf Sumatra, von den Korallenstöcken im Roten Meer. In Damaskus wird eine Hochzeitsfeierlichkeit beschrieben, auf der Jagd über die Tiere des Landes berichtet. — Daß die Emden Stoff für eine ganze Anzahl mehr oder weniger abenteuerlicher Jugendschriften geliefert hat, ist nicht zu verwundern. Eins dieser Bücher möchte ich wegen seiner frischen Ursprünglichkeit noch aus der Menge herausheben: G. Lehfelds „Der Herr des Meeres“ (Velhagen & Klasing). Nicht daß das Abenteuerliche hier vermieden wäre. Durchaus nicht! Aber die Geschichte ist so flott erzählt, daß man trotz mancher Bedenken die Lust, die man an diesen absonderlichen Erlebnissen empfindet, nicht unterdrücken kann. Dazu ist der Ton des Buches grundanständig. Nur ein Bedauern: Mußte es gerade die Emden sein, auf die die Helden der Erzählung gelangen? Immerhin besitzt der Verfasser den Geschmack, bei bekannten Persönlichkeiten die Nennung des Namens zu vermeiden. Viel stärker noch, als bei den oben erwähnten Büchern Floerickes tritt das Belehrenwollen in dem bei Franckh erschienenen Werke desselben Verfassers „Blockadebrecher und U-Boote“ hervor. Trotzdem glaubt Floericke die einkleidende Erzählung nicht entbehren zu können. Das Ganze wird dadurch sehr ungeschickt. Alle Matrosen reden wie Dozenten. Der Steuermann Monkedik muß ein fabelhaftes Gedächtnis haben, daß er die Geschichte und Entstehung des Tauchbootes, die er vor seiner Abreise in der Hamburger Bibliothek gelesen, so mit allen Namen und Einzelheiten wiedergeben kann. Das Buch berichtet über die Fahrten von U 51, der Möwe und der Deutschland, alles durch

eine Erzählung zusammengestoppelt. Da jedoch der Verfasser auf die Quellen zurückgeht, dabei auch vieles aus dem Tierleben im Meere bringt, werden ältere Kinder mit naturwissenschaftlichen Neigungen das Buch gern und mit Nutzen lesen. — Die meisten Seegeschichten krankten an der Häufung von abenteuerlichen Unmöglichkeiten, so auch Fr. Reck-Malleczewens „Mit Admiral Spee“ (Levy & Müller). Hervorzuheben ist daraus die lebendige Schilderung der Schlacht bei Coronel und des Unterganges des Geschwaders. — Damit die Kinder keinen gar zu verkehrten Begriff vom modernen Seekrieg bekommen, sollte man sie immer wieder zu einwandfreien Schilderungen, vor allem Selbsterlebnissen, führen. Sowohl die Bücher von Mücke wie Graf Dohnas wundervolles „Möwebuch“, Königs „Deutschland“ und Aust' „Karlsruhe“, sowie manche andere sind größeren Kindern nicht nur verständlich, sondern fesseln sie auch stark. Ludwigs spannend geschriebene „Fahrten der Goeben und Breslau“ bieten ihrer Lust an Abenteuern Stoff genug. Wir besitzen aber auch eine ganze Anzahl guter Schilderungen aus dem Seekriege, für die Jugend zusammengestellt. Flott geschrieben ist Schlieper „Klar Schiff!“ (Fock), ebenso Kirchhoff „Deutschlands Wehr auf dem Wasser, am Meer“ (Schillerbuchh.). Schaffstein bringt in den Volksbüchern, wie auch in den grünen Bändchen Sammlungen von Berichten. Die Lebensbücher der Jugend enthalten einen von K. Kuchler sehr frisch geschriebenen Band „Die deutsche Flotte im Weltkriege“. Im Plauderton, ohne dabei platt zu werden, erzählt der Verfasser von der Königin Luise, der Magdeburg, vom U 9, dem Ende der Auslandskreuzer, der Seeschlacht am Skagerrak uam. und bringt am Schluß eine nützliche Erklärung seemännischer Ausdrücke.

Daß sich abenteuerliche Uebertreibungen nicht auf Seegeschichten beschränken, dafür bieten F. v. Zobeltitz' Heinz Stirling Bände (Ullstein) ein allzu treffliches Beispiel. Nach einem unterhaltsam-frischen Anfang verlieren sich die Erzählungen so im Grob-abenteuerlichen, daß sie einfach nicht mehr ernst zu nehmen sind. — Auch Floerickes Buch „Unter dem Halbmond 1914/16 (Nister), das die Kämpfe um Kut-el-Amara und Erzerum schildert, sucht die Wirklichkeit an Spannung zu übertrumpfen. Es müssen zwei Brüder in die Erzählung eingeführt werden, die sich seit ihrer Kindheit nicht gesehen. Der eine steht als Offizier in türkischen Diensten in Mesopotamien, der andere will dorthin kommen als Berichterstatte einer amerikanischen Zeitung. Ein schurkischer Engländer schafft seinen Freund, den Berichterstatte, in Konstantinopel beiseite und begibt sich, mit dessen Papieren versehen, zu dem Bruder, bis er endlich als Spion entlarvt wird und seinen Lohn findet. Wo Floericke frei erfinden und gestalten will, versagt er vollständig. Einige Schilderungen von Land und Leuten sind gut. Das Buch ist in schlechtem Zeitungsdeutsch geschrieben (der hier befindliche Pseudobruder!). — Die Stuttgarter Jugendbücher bringen eine Erzählung von V. Schulz „Auf der Wacht in Polen“, in welcher der Zufall auch keine kleine Rolle spielt. Sie ist aber leidlich gut ge-

schrieben und trägt den geschichtlichen Tatsachen Rechnung. — F. v. Schorns „Treuest vereint“ (Wigand) tut das nicht immer, zumal bei der Schilderung der siegreichen Kämpfe der Oesterreicher zu Beginn des Krieges. Der Verfasser erzählt fließend und unterhaltend. Daß die Helden in diesen Geschichten stets große Kriegshelden sind, ist beinahe selbstverständlich. Das hat G. Falke in seinem letzten Jugendbuche „Viel Feind, viel Ehr“ (Fock) mit Geschick vermieden. Leider enttäuscht die Erzählung als Ganzes. Sie ist zu abgehackt. Auch werden Kinder durch falsche militärische Voraussetzungen gestört. (Sie sind in militärischen Dingen gut unterrichtet.) Daß das Buch manche hübsche Einzelheit bringt, versteht sich bei einem Falke von selbst. Diese und noch mehr die folgende Erzählung sind erst für Reifere passend. — J. Dose behandelt in seinem Buche „Freiwillige und Unfreiwillige“ (Thienemann) die schwierige dänische Frage. Der Unfreiwillige ist der in dänischen Anschauungen groß gewordene Bauernsohn Hansen aus Nordschleswig. Bei Ausbruch des Krieges läßt er sich von den Eltern bereden nach Dänemark zu entfliehen. Unterwegs trifft er Schwester Anna, die Pastorentochter, die er heimlich verehrt. Durch sie zur Rückkehr veranlaßt, meldet er sich als Freiwilliger, nicht als überzeugter Deutscher: das Notabitur lockt ihn vor allem. Als er dann überall zurückgewiesen wird, erwacht in ihm der Bauernstolz, er will mit. Schließlich kommt er beim Train an. Wie nun der Krieg den langen Dänen allmählich zum Deutschen werden läßt, bis er aus vollem Herzen „Deutschland, Deutschland über alles“ mitsingt, ist gut dargestellt. Die Kriegserlebnisse seiner Freunde, der Pastorsjungen, sind reichlich romantisch, aber flott erzählt. Dose hat lebendige Menschen geschildert. Schablonen hingegen sind die Gestalten in R. Bachmanns gut ausgestatteten Buche „Aus der Schulbank ins Feld“ (Abel & Müller), einer Pfadfindergeschichte. Den beliebten Vorwurf: schlechter Schüler und guter Soldat, wissen sowohl W. Schulte vom Brühl im „Kraftfahrer“ (Mein Vaterland), noch P. Grabein in „Um des Reiches Sturmflagge“ (Union) lebenswahr zu gestalten. C. F. Stauffers Bücher „Der Fahnenträger von Verdun“ und „Der Flieger von Ypern“ (Anton) sind Machwerke ohne Wert. Vielschreiber wie Heichen und Gellert haben nichts Erwähnenswertes geschaffen.

Auch die Kämpfe in den Kolonien sind schon bearbeitet worden. Ueber Tsingtau hat D. Darenberg in der alten Jugendschriftenmanier — man wird an Lindbergs Fritz Vogelsang erinnert — eine belanglose Erzählung „Der Kampf um Tsingtau“ (Spamer) verfaßt. Fr. Reck-Malleczewens „Aus Tsingtau entkommen“ (Levy & Müller) hat dieselben Fehler und Vorzüge wie sein Admiral Spee. Das Gemisch von Wahrheit und Dichtung ist hier noch störender, weil die Wirklichkeit sich, selbst von Kindern, diesmal noch leichter nachprüfen läßt. Ist doch der eine Held der Geschichte der einzige Flieger von Tsingtau, dessen abenteuerliche Fahrten viele von ihnen in Plüschows Buche mit Spannung verfolgt haben. Nun erlebt dieser Flieger ganz andere

Abenteuer. Auch beim zweiten Helden, dem Führer des Schiffes Beowulf, wissen viele, daß die Taten des Torpedobootes E 90 geschildert werden. War selbst hier die Wirklichkeit nicht spannend genug, daß sie noch durch Verrätereien und Meutereien unterstützt werden mußte? — Wieder muß Floericke erwähnt werden, der aus den Kämpfen in Südwest und Ostafrika die Erzählung „Deutsches Schwert auf schwarzer Erd“ (Nister) zusammengestellt hat. Abermals das alte Rezept, viel Naturbeschreibung, viel aus dem Tier- und Pflanzenleben, wodurch die Erzählung einen gewissen Wert erhält, und wenig vom Kriege, von dem naturgemäß nicht viel zu schreiben ist. Gute Bilder aus Afrika schmücken das Buch.

Als Zeichen, wie schnell gearbeitet wird, sei erwähnt, daß jetzt, wo wir noch mitten in den Kämpfen in Rumänien stehen, bereits eine Geschichte von P. Lindenbergl erschienen ist, die die Kämpfe in der Dobrudscha behandelt „Auf, gegen Rumänien!“ (Phönix-Verl.). In elendem Deutsch werden die Heldentaten, die ein bulgarischer Junge als Spion und als Beobachter auf einem Flugzeuge vollbringt, ohne Gestaltungskraft berichtet. Mit „Mickel-Pickels Abenteuer auf drei Kriegsschauplätzen“ (Bachem) tritt ein Kriegs-Münchhausen auf den Plan. L. Kiesgen hat seine Erzählung geschickt durchgeführt. Die Abenteuer sind so übertrieben, daß jedes Kind sie als Münchhausen-Geschichten erkennen muß. Die rechte Zeit für das Buch wird erst nach dem Kriege kommen.

An Büchern mit kürzeren Erzählungen ist kein Mangel. Durchweg gut sind alle Kriegsgeschichten aus Schaffsteins blauen Bändchen, meist erst für Größere geeignet. — Von Lehrern und Freunden der Jugend sind bei Anton zwei Bände „Feldgraue Geschichten“ herausgegeben. Man wollte hier den von Kriegsteilnehmern gemachten Angaben eine literarische Form geben. Das ging nicht immer ohne Zwang ab. Dennoch enthalten die Bände, vor allem der zweite „Im Unterseeboot u. a. feldgraue Geschichten“, wertvolle Beiträge. — In anspruchsvollem äußeren Gewande bringen die Montanusbücher „Unser Kriegsbuch“ und „Unser Seekriegsbuch“ innerlich unwahre Geschichten. — Ernste und lustige Ereignisse aus dem Schulleben während des Krieges erzählt Fr. Pistorius in der „Kriegsprima u. a. Geschichten vom Dr. Fuchs“ (Trowitzsch); psychologisch fein beobachtet, voller Gemüts Tiefe, die sich gern hinter Berliner Schnodderigkeit verbirgt. — Eine ausgezeichnete Sammlung österreichischer Dichter bietet E. Triebnigg: „Der Kaiser rief“ (Thienemann); Müller-Guttenbrunn, Molo, Ginzkey u. a. sind vertreten. Die meisten Geschichten sind nicht ganz leicht. Eine wundervolle Uebersetzung aus dem Ukrainischen mutet wie ein Stück alter Volksmythen an. — „Tiergeschichten aus dem Kriege“ hat J. Kammerer gesammelt (Levy & Müller); auch Schaffsteins blaue Bändchen bringen eine Sammlung Tiergeschichten und verewigen die Taten der treuen Leidensgenossen aus dem Felde.

Die Backfisch- oder Jungmädchenbücher bieten auch in der Kriegezeit das Unerfreulichste, das man sich vorstellen kann. Unsagbar

schlechtes und süßliches Zeug ist hier wieder zusammengeschrieben. Weichlich, frömmelnd und sentimental. Man braucht nur einmal in Bücher wie Braunfels-Honsell „Ein deutsches Herz in großer Zeit“, oder Clément „Sturmgebräus“ hineinzusehen, um sich einen Begriff von dieser Art Geschreibsel zu machen. Höher steht Ch. Nieses „Barbarentöchter“ (Wigand). Hier ist doch ein Streben nach Entwicklung zu spüren. Schade, daß die Verfasserin durch Häufung von Zufälligkeiten den Wert des Buches, das manches Wahre und gut Beobachtete bringt, herabsetzt. — In der Erzählung „Die wir mitkämpfen“ (Interim-Verl.) schildert Johanna Klemm „eine jener seltenen Naturen, die zu allem, was ihnen gerade vorkommt die eigenste Anlage zu besitzen scheinen“. Daß diese Gestalt nicht sehr lebenswahr gerät, läßt sich denken. Gute Anläufe finden sich in dem Buche, das im ganzen aus der Mittelmäßigkeit nicht herauskommt. — Thea v. Harbou's „Gold im Feuer“ (Levy & Müller) spielt auf einem ostpreussischen Gute zur Zeit des Russeneinfalls. Die Hauptpersonen, Herrin wie Dienerin, benehmen sich sehr edel. Ein paar Kinderszenen sind recht frisch, einige Schilderungen aus den Schreckenstagen wohlgelungen. Zu vollem Gestalten gelangt die Verfasserin nicht. Nebensächlichkeiten werden zu Hauptsachen. Fester packt Helene Christaller ihren Stoff an in der Erzählung „Die unsere Hoffnung sind“ (Thienemann). Restlos gelingt es aber auch ihr nicht, ihn zu bewältigen. Durch gute Gedanken allein formt man keine Menschen. Die Erlebnisse der Bildhauerfamilie gestalten sich oft seltsam, aber man glaubt es gern, daß es so sein könnte. Um der guten und warmen Gesinnung willen geben wir unsern heranwachsenden Mädchen ein solches Buch gern, auch wenn es kein großes Kunstwerk geworden ist. Unsere Zeit braucht tüchtige, klarblickende Menschen. Auch unsere Mädchen sollen den ganzen Ernst der Gegenwart in sich aufnehmen. Darum führe man sie vor allem zu Schriften von Frauen, in denen dieser Ernst sich am klarsten zeigt: den Selbsterlebnissen. J. v. Michaelsburg hat in dem Tagebuch „Im belagerten Przmysl“ (Amelang) menschlich wahr und ergreifend die Zeiten geschildert, die sie an der Seite ihres Mannes, eines Militärarztes, in der österreichischen Festung verlebt hat. Emmy v. Rüdgersch beschreibt ihre Erlebnisse als Oberin eines Feldlazarettes in dem Buche „Unterm roten Kreuz“ (Heim und Herd).

An Selbsterlebnissen sind im Laufe des letzten Jahres eine ganze Anzahl Bücher erschienen, die sich gut für die reifere Jugend eignen. Leopold erzählt „Im Schützengraben in Polen“ die Erlebnisse eines schwäbischen Musketiers und warmherzigen Menschen. In dem gleichen Verlage (Thienemann) sind zwei Bücher von dem österreichischen Offizier Rifat Gozdownic Pascha erschienen „Im blutigen Karst“, aus den ersten Kämpfen in Montenegro, und „Am Col di Lana“, frisch geschriebene Erlebnisse aus dem Kampfe gegen Italien. Beide Bücher enthalten mancherlei Belehrendes aus der Landes- und Völkerkunde. Des Oesterreichers Michel „Briefe eines Hauptmanns an seinen Sohn“

bringen neben geschraubten, unkindlichen Auseinandersetzungen wunderschöne Episoden aus dem Felde und geben ein anschauliches Bild von österreichischer Art.

Zusammenstellungen von Berichten, Feldpostbriefen u. dgl. sind in den Lebensbüchern der Jugend, bei Schaffstein, in der Kameradbibliothek erschienen. Sie sind alle ganz gut, ermüden aber leicht durch das Zuvielerlei. Eine „Geschichte des Weltkrieges“ mit guten Kartenskizzen hat Stein für die Montanus-Jugendbücher geschrieben. Auch der bei Levy & Müller erschienene „Weltkrieg“ von O. Brandstaedter ist einfach und klar im Texte und bringt viele Abbildungen. Der 4. Band reicht bis zum Frühjahr 1915. Ob das Unternehmen mit derselben Ausführlichkeit durchgeführt werden kann? Die „Kriegsbücher für die Jugend und das Volk“ (Franckh), von denen bereits 9 Bände erschienen sind, halten sich weiter auf guter Höhe und werden gern gelesen. R. Braun „Deutschlands Jugend in großer Zeit“ (Stiftungs-Verl. Potsdam) enthält wertvolle Beiträge, und Riedrich „Jung-Deutschlands Kriegsbuch“ (Belz) gefällt durch seine klaren Zeichnungen von Bauer. Gute Gedichtsammlungen für die Jugend sind „Schwert aus der Scheide“ (Blaues Bändchen) und der vom Berliner Schulrat Fischer herausgegebene Band „Aus eherner Zeit“ (Oehmichen).

In den letzten Monaten ist eine Abnahme der Neuerscheinungen zu verzeichnen. Die Spekulanten verlassen wegen Ueberproduktion das Feld und schaffen hoffentlich denen Raum, die der Jugend wirklich etwas zu sagen haben.

Anna Schieber.

Von Erwin Ackerknecht.

Im vielstimmigen Chor der zeitgenössischen schwäbischen Erzähler und Erzählerinnen macht sich immer deutlicher eine Stimme bemerkbar, die anfangs, da ihr die rechte Stärke zu mangeln schien, in ihrer anspruchslosen Innigkeit zwar von vielen gern gehört, von den strengen Kunstrichtern aber nicht besonders ausgezeichnet wurde. Doch immer erlebnisstärker, immer kunstvoller wurde diese mütterliche Altstimme und jetzt, in den Tagen der Bewährung, hat sie sich in so trostreichen, goldklaren Tönen vernehmen lassen, daß auch der strengste Kunstrichter sich durch sie gemahnt fühlt, sein schönstes Vorrecht auszuüben und sich rückhaltlos als Kunstfreund zu erweisen.

Die Erzählerin, deren redlichem Streben eine solche späte Edelreife vergönnt ist, heißt Anna Schieber und ist in der alten schwäbischen Reichsstadt Eßlingen am 12. Dezember 1867 geboren. Wer die turmgezierte Stadt am Neckar mit der breiten, massigen Burg auf dem rebengrünen Talrand kennt, dem braucht man nicht erst zu sagen, wieviel es für die werdende Dichterin bedeuten mochte, eine solche Heimat zu haben. (Ein unmittelbares Zeugnis dafür ist die Erzählung „Aus Kindertagen“, von der später noch die Rede sein wird.) Von

ihrem äußeren Lebensgang ist mir nicht viel bekannt. Leicht hat sie's sicher nicht gehabt, sich einen sorgenfreien Platz im Leben und damit die nötige Muße zu künstlerischen Schaffen zu erkämpfen. Aber gewiß hat sie aus dem Elternhaus ein reiches Erbteil sittlicher Kraft und frohmüttiger Frömmigkeit mitbekommen, das ein stärkerer Rückhalt ist als alle Schätze, welche die Motten und der Rost fressen. So konnte sie auch, ohne den Einklang ihres Herzens zu verlieren, den schwersten Schlag ihres Lebens überwinden: den Tod ihres Verlobten, eines jungen Geistlichen, dessen frische, aufrechte Männlichkeit mir von der gemeinsamen Tübinger Studentenzeit her noch in lebhafter Erinnerung ist. In den letzten Jahren vor dem Krieg lebte Anna Schieber in Alpirsbach im württembergischen Schwarzwald. Ende August trat sie als Pflegerin in den Dienst des kämpfenden Vaterlands und pflegte in Saarburg und in Freiburg. Augenblicklich ist sie zur Wiederherstellung ihrer angegriffenen Gesundheit wieder in Alpirsbach.

Ueber die Anfänge ihrer schriftstellerischen Laufbahn hat mir Anna Schieber selbst folgendes geschrieben: „Mein erstes Publikum waren meine jüngeren Geschwister und ein Kreis von Nachbarskindern, denen ich Geschichten erzählte und die gerne, wenn sie satt und voll waren von Märchen und den immer wieder erzählten Geschichten von der Mutter her, dann noch „eine selbergedichtete“ hören wollten. Ich hatte immer Kinder um mich, auch später, und so kam es von selbst, daß, als ich anfang, etwas von den selbstgesponnenen Gebilden aufzuschreiben, ich mich damit wieder an die Kinder wandte. Aus diesem Zug heraus entstanden einige Bändchen „Geschichten für Kinder und Kinderfreunde“, die jetzt in einem Sammelband „Allerlei Kraut und Unkraut“¹⁾ vereinigt sind.“ Auch ihre „Gesammelten Immergrüneschichten“²⁾ gehören hierher. In jener Selbstcharakteristik und diesen Erstlingswerken tritt uns nun die besondere Art Anna Schiebers, wenn auch künstlerisch unvollkommen, so doch menschlich klar und deutlich entgegen: Die unerschöpfliche Mütterlichkeit und die unbefangene Fabulierfreudigkeit ihrer Erzählungskunst. Als die sorgende, mahnende, gerührte oder zärtlich heitere Mutter, die alle Hilfs- und Liebedürftigen, Große und Kleine, Gesunde und Kranke, Menschen und Tiere betrent und allgemeine, innigste Teilnahme für sie erwecken will, steht sie in ihren sämtlichen Büchern vor uns und sie sagt selbst: „Ich komme zwar nicht mehr dazu, Kindergeschichten zu schreiben, aber doch ist immer in allen das Kind (die Beziehung von Großen und Kleinen zueinander) eins von dem, was mich am meisten reizt, und was auch bei fortgeschrittenem Können immer wieder ein lieber Vorwurf für mich bleiben wird. Das ist ja wohl der Zug, in dem meine aufs Mütterliche angelegte Natur sich ein Ausleben schafft; er wird eins vom Eigensten an mir sein.“ Es geht ihr wie ihrem Präzeptor Himmelein in der schönen Erzählung

1) Gesammelte Bilder und Geschichten für große und kleine Leute. Stuttgart, D. Gundert, 1910. (455 S.) Geb. 4,50 M.

2) Stuttgart, Verlag der Ev. Gesellschaft, 1910. (269 S.) Geb. 3 M.

„Ein Kinderleid“, den sie auf der Universität die Gluckhenne geheißen hatten, „weil er einen so unwiderstehlichen Trieb hatte, alles Hilfloze, Kleine, Geringe unter die Flügel zu nehmen.“

So ist es denn kein Wunder, daß in den beiden genannten Erstlingswerken gerade solche Stücke auch schon am besten erzählt sind, in denen jene Mütterlichkeit sich besonders reichlich ausleben konnte, z. B. die Skizze „Bethesda“ in den Immergrünierzählungen. Bemerkenswert ist ferner, daß schon jetzt neben den Kindern die Tiere nicht zu kurz kommen, daß der Gefahr der Rührseligkeit durch einen kräftigen Humor begegnet wird und daß neben die schwäbischen Schauplätze zuweilen italienische treten.

Auch über den nächsten Schritt Anna Schiebers ins eigentlich dichterische Schaffen hinein kann ich eine aufschlußreiche Briefstelle anführen, die mir bestätigte, was mich ein kritischer Ueberblick über ihre Werke, die ich meist schon bei ihrem ersten Erscheinen jeweils öffentlich angezeigt habe, bereits gelehrt hatte. Sie sagt: „Als mir dann auf weiteren Pfaden das Leben Herbes und Süßes, Schönes und Schreckliches brachte, wurden auch die Gedankengänge andere. Im „Sonnenhunger“¹⁾ legte ich zum erstenmal einiges davon nieder, was mich in Anschauung des Lebens bewegte, und da spürte ich auch zum erstenmal die Freude am Schaffen in Schönheit der Sprache und der Darstellung. Doch hatte ich mich da und später noch durch viel innere Unfreiheit und dadurch Zaghaftigkeit hindurchzuschaffen, die, wie ich jetzt sehe, allem anhängt, was ich schuf, mit Ausnahme der „Heimat“ und etwa der beiden Bändchen aus der Taschenbücherei (s. unten). Ich glaube, ich bin nun damit durch, und das umso mehr, je mehr ich aus der Enge des Einzelschicksals in die Weite des „zum Ganzen Gehörens“ gegangen bin. Darum möchte ich mich so gern auf das, was noch kommt, freuen — wenn's die Zeit hergibt, die selber so schwer und schrecklich groß schafft, daß man davor verstummen muß“. Wir werden sehen, wie richtig die Dichterin damit — positiv und negativ — ihr eigenes Schaffen beurteilt.

Zunächst bestätigt sie uns das Recht, weder in der oben von ihr erwähnten Sammlung „Sonnenhunger“ noch in ihrem Roman „Alle guten Geister“²⁾ noch in dem Büchlein „Wanderschuhe und andere Erzählungen“³⁾ eigentliche künstlerische Höhepunkte ihres bisherigen Schaffens zu sehen. Das heißt freilich nicht, daß wir nicht auch schon über sie manches Gute zu sagen hätten oder gar, daß wir sie in unseren Volksbüchereien entbehren könnten und möchten.⁴⁾

1) Geschichte von der Schattenseite. 9.—12. Tausend. Stuttgart, D. Gundert. (272 S.) Geb. 2,40 M.

2) 51.—60. Aufl. (466 S.) ist soeben als sehr hübsch ausgestattete, biegsam kartierte Feldausgabe bei Salzer in Heilbronn zum Preis von 3 M. erschienen.

3) 6.—10. Tausend. Heilbronn, F. Salzer. (241 S.) 2,50 M., geb. 3,50 M.

4) Auch die beiden vorhin besprochenen Erstlingswerke seien den Volksbüchereien — wenigstens für einfachere, patriarchalisch gerichtete Leser — aufs beste empfohlen.

Was zunächst die im „Sonnenhunger“ vereinigten fünf Erzählungen betrifft, so möchte ich vor allem zwei von ihnen ausdrücklich erwähnen, die besonders bezeichnend für die Erzählweise Anna Schiebers sind — nach der rührenden und nach der heiteren Seite hin — nämlich „Kinderleid“, eine Geschichte aus dem Leben eines mutterlosen Missionarskindes, und „Wie der Großvater das Lachen gelernt hat“, eine Geschichte voll drolligen, aber nirgends läppischen oder gefallstüchtigen Kinderhumors. — Zweifellos einen Schritt weiter auf dem Wege zur Eigenform bedeutet der Roman „Alle guten Geister“, der den Namen Anna Schiebers zum erstenmal im ganzen deutschen Sprachgebiet bekannt gemacht und der Dichterin Tausende von begeisterten Verehrern und Verehrerinnen gewonnen hat. Es macht ihr daher doppelt Ehre und spricht deutlich für den unbestechlichen Ernst ihres künstlerischen Strebens wie für ihre edle Bescheidenheit, daß sie sich nicht mit dem in jenem Buch Erreichten begnügte — was hätte eine industriell veranlagte Dichterin aus einer so günstigen „Konjunktur“ an weiteren Erfolgen herausgeschlagen! —, ja daß sie rückschauend selbst seine Unzulänglichkeit erkennt. Nun waren die Beurteiler, die den Roman „Alle guten Geister“ als ein Hauptstück ausgesprochen deutscher Erzählungskunst willkommen hießen, zweifellos insofern im Recht, als darin alle guten Geister hingebungsfreudigen, aufs „Wesentliche“ gerichteten deutschen Gemüts ihr stilles Wesen treiben und auch der Ton, in dem die Geschichte von Georg Ehrensperger und seiner Jugendfreundin Gertrud Cabisius erzählt wird, von jener schwerblütig bedächtigen, bei allem scheinbaren Abschweifen ins Einzelne stets auf das hinter der Erscheinungswelt stehende Ganze zielenden Art ist, die man etwa auch im Schaffen Wilhelm Raabes als das ausgesprochen deutsche Stilelement anzusehen pflegt. Aber gerade wenn wir an Raabe denken, an dem Anna Schieber vielleicht zeitweise ihr Talent gebildet hat¹⁾ (vgl. bes. auch die Charakteristik des alten Rektor Cabisius) wird uns klar, daß dem Schieberschen Roman — zwar durchaus nicht im Einzelnen, aber im Ganzen — das letzte Ueberzeugende, der Stempel jener dichterischen Notwendigkeit fehlt, die ich als die sich selbst als solche ausweisende „letzte Form“ eines literarischen Stoffes bezeichnen möchte. In ihrem letzten Novellenbuch hat unsere Erzählerin, wie wir noch sehen werden, für einige Kriegsgeschichten diese „letzte Form“ gefunden. Hoffentlich wird es ihr vergönnt sein, diese höchste Reife ihres dichterischen Könnens nun auch an einem Romanstoff erfolgreich zu erproben. Denn daß sie von

1) An Raabe fühlen wir uns auch durch manches Einzelwort bezeichnend erinnert (ohne daß natürlich darin eine unmittelbare Abhängigkeit gesehen werden darf), wie durch das übrigens heute besonders zeitgemäße Wort „Was für ein wackerer Helfer ist doch ein Kinderlachen, wenn es gilt, über so viel Leid und Sorgen hinüber wieder froh und jung und hoffnungsvoll zu werden“, das wie aus einer Predigt über den Raabespruch „Kinderschreien ist ok een Gesangbankversch“ (Chronik der Sperlingsgasse) angezogen klingt. — Aehnlich verhält sich das Vorwort des Büchleins „Sonnenhunger“ zu den Raabeworten über den Hunger nach Licht und Liebe im „Hungerpastor“.

Hause aus das Zeug gerade auch zur Romanerzählerin hat — insbesondere den langen Atem, die sichere Linienführung, die beherrschende, bei ihr übrigens wie bei Raabe fast etwas zu bewußte Gelassenheit des Vortrags — das zeigen „Alle guten Geister“ schon unverkennbar. — Das dritte Werk dieser Schaffensperiode, das bereits genannte Sammelbüchlein „Wanderschuhe“, enthält mit einer einzigen Ausnahme nur Erzählungen aus der künstlerischen Höhenlage des Romans, aber gerade diese eine Skizze, „Aus Kindertagen“, ¹⁾ weist deutlich voraus auf den nun einsetzenden neuen Aufstieg der Dichterin. Hier ist es ihr zum erstenmal geglückt, für ein Erlebnis eben die ihrer Art gemäße „letzte Form“ zu schaffen. Wie ist es ihr gelungen, den alten Mattheiß aus der Perspektive ihres kindlichen Erlebens heraus ganz lebendig zu machen! Wie verklärt erscheint der landschaftliche Hintergrund, ihre Eßlinger Heimat! Ein süßer Duft wie von Rebenblüten, fein und stark, steigt aus dieser völlig zum Kunstwerk gereiften Kindheitserinnerung auf.

Hier knüpfen — zwar nicht stofflich aber der Qualität nach — die beiden Bändchen an, die den gegenwärtigen Schaffensabschnitt unserer Erzählerin einleiten. Sie sind beide in der Salzerschen „Taschenbücherei deutscher Dichter“ ²⁾ erschienen. Das erste ist eine Sammlung ganz prachtvoller Weihnachtsgeschichten und heißt „... und hätte der Liebe nicht“ (1912). Es ist besonders anzuerkennen, daß Anna Schieber — trotzdem doch gerade bei Weihnachtserzählungen für eine so mütterliche Seele die Versuchung dazu sehr groß ist — nirgends allzu gefühlsselig wird, sondern die beiden traurigen Geschichten, die erste und die letzte, mit gehaltenem Ernst erzählt, über die drei andern aber einen feinen und herzlichen Humor reichlich ausgegossen hat. Und wie meisterhaft hat sie es verstanden, kleine Begebenheiten im Lichte des Christbaums tiefbedeutsam aufleuchten zu lassen! Und nirgends, auch da nicht, wo sie behaglich plaudert, gerät sie in anspruchsvolle Breite, sondern weiß sich stets auf den der einzelnen Geschichte gemäßen Raum einzurichten. Die große Verbreitung, die das seelenvolle kleine Büchlein seit seinem Erscheinen gefunden hat, ist wohlverdient. Nicht weniger gilt das von dem andern Bändchen, „Amaryllis und andere Geschichten“ (1914), in dem besonders die letzte Erzählung „Wer Gottes Fahrt gewagt“ hervorzuheben ist. Anna Schieber nähert sich mit ihr — nicht zu ihrem Nachteil — der herben, wuchtigen Art ihrer Landsmännin Auguste Supper. Erwähnt sei auch noch „Vetter Engelbrecht“, eine Erzählung voll echter, sieghafter Weihnachtsstimmung, und „Bubi“, die wehmütige Geschichte von dem einsam alternden Mädchen, das beim ersten Versuch, ihre zurückgedrängte Mütterlichkeit einem fremden Kinde als Freundschaft zuteil werden zu lassen, gar schmerzliche Erfahrungen macht. Es ist

1) Auch einzeln zu haben zum Preis von 10 Pfg. als Nr. 76 des vom Dürerbund im Verlag Callwey in München herausgegebenen „Schatzgräbers“.

2) Jedes Bändchen in sehr geschmackvollem Leinenband 1 M.

allen Lobes wert, wie gerade hier die einfache Lebenstüchtigkeit der Heldin alle sentimental oder gar hysterischen Untertöne, die so oft bei der literarischen Behandlung dieses Themas überlaut erklingen, ausschaltet und die leise Tragik des — von außen betrachtet — geringfügigen Erlebnisses deshalb um so reiner und tiefer im Gemüt des empfänglichen Lesers nachzittern läßt.

Damit sind wir schließlich bei dem letzten und bedeutendsten Werk angelangt, das uns Anna Schieber bis jetzt geschenkt hat, der „Heimat“,¹⁾ einer Sammlung von Kriegsgeschichten, wie sie — um dies gleich zu sagen — die ganze ungeheure Kriegsliteratur bis jetzt nicht zum zweitenmal aufweist. Hier hat die Mütterlichkeit der Dichterin, die sie ja auch gleich aus ihrem ruhigen Schwarzwaldheim hinaustrieb auf ihren Posten an den Betten der Verwundeten, unter dem fast übermenschlichen Druck des neuen Erlebens ihr Letztes und Tiefstes hergeben müssen und können und sie eben damit zu dem Rang einer bedeutenden Erzählerin erhoben. Recht eigentlich aus dem deutschen Gemüt heraus ist hier der Krieg erlebt — an der Heimat. Die künstlerisch vollkommenste und menschlich tiefste und kraftvollste Zusammenfassung dieses Erlebnisses dürfen wir wohl in der zweiten der fünf Geschichten sehen, der unvergeßlich schönen Erzählung „Zum zweitenmal“. Schon wie hier zu Beginn der Geschichte die Frau frühmorgens ihren Mann, den sie noch draußen im Kriege glaubt, mähend auf dem Acker antrifft, das ist so wahrhaft dichterisch erschaut, daß es sich als eine der fast urbildlichen Szenen der deutschen Erzählungskunst — etwa in der Art jenes Pflügens der beiden Bauern am Anfang von „Romeo und Julie auf dem Lande“ — unverwischbar unserem Gedächtnis einprägt. Und neben ihr möchte ich noch besonders — obwohl es mir fast wie ein Unrecht gegen die andern erscheinen will — die Geschichte „Von der stummen Kreatur“ erwähnen mit ihrer vorzüglich gegebenen Lazarettstimmung und ihrem innigen, mütterlichen Verhältnis zu all der Kreatur, die mit uns die Schrecken dieser Zeit erleben muß, ohne daß ihr gegeben ist, zu sagen, was sie leide. „Die Heimat ist behütet“, heißt es in ihr einmal „und liegt im Frieden. Ganz deutlich sehen sie (die Verwundeten) sie vor sich. Stille Dorf-gassen, Mütter, die Kinder ins Bett legen, einen plätschernden Röhrenbrunnen, einen mächtigen Nußbaum an einer alten Scheuer, Kühe im Stall, eine Schreibstube, einen gedeckten Tisch, an dem eine blonde Frau sitzt, einen Zaun, an dem ein Mädchen mit hängenden Zöpfen steht. Die behütete Heimat, das ist der Preis für alles, für Mühe und Schweiß, für eisige Nächte im Freien und tobendes, höllisches Feuer im Gefecht, für brennende Wunden und versehrte Manneskraft. „Grüßet die daheim, ihr Sterne, grüßet die draußen. Einmal, einmal muß doch wieder Friede sein.“ Das sagt keiner. Solche Sachen sagen sie nicht. Wenigstens nicht mit solchen Worten. Aber wer sie kennt, versteht sie doch.“ Und mit diesen Worten wollen wir für diesmal von der

1) Erzählungen. Heilbronn, E. Salzer, 1915. (222 S.) 2 M., geb. 3 M.

Dichterin Abschied nehmen. Wir wissen sie auf einer guten Bahn und hoffen innig, sie auf ihr noch eine recht große Strecke fortschreiten zu sehen. Und wir sind sicher, daß ihr mütterliches Herz immer reicheren Lohn ernten wird.

Fahrbare und tragbare Feldbüchereien!

Von Wilhelm Sandmann.

„Fahrbare oder tragbare Feldbüchereien?“ ist die Ueberschrift eines Aufsatzes von Dr. Heinrich Dicke in Jahrgang 1916 S. 205 der „Blätter“. Schon das Wörtchen „oder“ in dieser Ueberschrift verrät, daß nur eine der beiden genannten Einrichtungen Gnade vor den Augen des Verfassers findet, und tatsächlich geht sein Bestreben dahin, der „fahrbaren Kriegsbücherei“ (dies der offizielle Name!) zugunsten der „tragbaren Feldbücherei“ das Wasser abzugraben.

Da ich nun seit April v. J. als „fahrbarer Bücherwart“ im Felde stehe und an den verschiedensten Orten des Westens und bei den verschiedenartigsten Truppengattungen meine Bücherei aufgetan habe, so kann ich nicht mitleidslos zusehen, wie meiner getreuen Fahrbaren „von innen heraus“ so arg zugesetzt wird. Ich erhebe daher meine Stimme nachdrücklich zu ihrer Verteidigung, und zwar behaupte ich, gestützt auf meine neunmonatliche praktische Erfahrung, daß auch nicht einer der gegen die fahrbare Kriegsbücherei vorgebrachten Gründe den kleinsten Grad von Berechtigung hat.

Zu dieser Verteidigung habe ich nicht nötig, die tragbare Feldbücherei herabzusetzen; im Gegenteil, den Tatsachen entsprechend, erkläre ich sie für eine liebe, unzertrennliche Gefährtin der fahrbaren Bücherei, wenn ich auch nicht alles, was ihr Lobredner an ihr rühmt, unterschreiben kann. Es sieht sich eben hier draußen manches ganz anders an, wie man daheim glaubt, eine Tatsache, deren Beachtung namentlich unsern Frontsoldaten manches Kopfschütteln und manchen Aerger ersparen, allerdings auch manchen Grund zu herzlichem Lachen nehmen würde.

Eine Bücherei von rund 1000 Bänden, meint Dr. Dicke, sei für eine Division viel zu klein. Zunächst läßt er da außer acht, daß die Divisionsbücherei nur für ruhende Truppen bestimmt ist. In den Schützengraben darf keines ihrer Bücher mitgenommen werden. Für diesen rechnet eben die Divisionsbücherei mit ihren treuen Gehilfen, den tragbaren und sonstigen Schützengrabenbüchereien, und den vielen einzelnen unter den Soldaten verbreiteten Bänden. Nichts liegt der fahrbaren Kriegsbücherei ja ferner, als sich die Alleinherrschaft in der Bücherversorgung hier draußen anzumaßen. Sie bietet zweifellos nach Inhalt und Ausstattung ihrer Bücher ein großes Mehr gegenüber allen andern Feldbüchereien, aber dieses Mehr ist erkauft durch einen beschränkten Wirkungskreis, insofern nämlich die größere Kostspieligkeit der einzelnen Bände sie zwingt, sich nur dort zu betätigen, wo sie auf schonendere Behandlung rechnen kann, als ihr im Schützengraben zuteilwerden kann.

Jedenfalls aber brauchte schon nach Vorstehendem die fahrbare Kriegsbücherei immer nur etwa die Hälfte einer Division — dem in Ruhestellung befindlichen Teile — zur Verfügung zu stehen. Nun gibt es aber auch noch fast überall — und zwar z. T. recht gute — Soldatenheim-, Regiments-, Kompanie- und andere Büchereien. Ferner ist die fahrbare Bücherei stets in der Lage, ihren Bestand ohne Kosten ganz nach Bedarf zu vergrößern, bin ich doch, um nur ein Beispiel anzuführen, gelegentlich der letzten Reichsbücherwoche so mit Büchern, und zwar z. T. recht guten Büchern überschüttet worden, daß ich herzlich froh war, als man mit der Bitte an mich herantrat,

je eine Bücherei für ein Rekrutendepot und ein Feldlazarett auszustatten. Als wir darauf wieder einmal unsere Zelte abbrechen, konnte ich noch einen Tisch hoch mit Büchern „zum Mitnehmen“ bepacken, obgleich ich natürlich auch meine eigenen Bestände erheblich vermehrt hatte.

Gewiß, hätten wir noch Büchermangel hier draußen, so wäre die Sachlage eine andere; dann würde ich selbst der Ansicht beipflichten, man möge das für fahrbare Büchereien bestimmte Geld in Büchereien mit billigeren und dafür zahlreicheren Bänden anlegen. Aber, wie gesagt, die Lage ist die, daß jede fahrbare Bücherei bei einiger Umsicht des Bücherwirts einem Mangel an Büchern niemals ausgesetzt ist. Ich selbst habe noch niemals nötig gehabt, einen Kameraden unbefriedigt heimzuschicken oder ihn, obgleich er sich in Ruhestellung befand, mit einem „Schützengrabenbüchlein“ abzufinden. Von diesen habe ich übrigens auch noch immer einen hinreichend großen Vorrat gehabt, den ich zudem fast ganz ohne mein Zutun erhalten habe, und der sich auch trotz häufig notwendig werdender Plünderung nicht erschöpft hat bis auf den heutigen Tag. —

Die optimistischen Anschauungen Dickes über die Lebensdauer und die Ausnutzung der billigen, ins Feld hinausgesandten Bändchen kann ich leider nach meinen persönlichen Erfahrungen durchaus nicht teilen. Mit dem „von Hand zu Hand gehen“ der Bändchen sieht es meistens sehr böse aus. Sehr, sehr viele Bändchen werden einmal gelesen und dann verworfen, liegen gelassen oder bei dem chronischen Papiermangel zu andern Zwecken verwendet. (Leider wird bei den Sendungen ins Feld auch immer noch nicht genügend berücksichtigt, daß der Soldat nur sehr wenig Interesse für Kriegsliteratur hat!) Viele Kompagnien und Schwadronen, die es besonders gut meinen mit den Büchern, stellen diese in ihren Geschäftszimmern zum Verleihen auf, wobei nur nicht beachtet wird, daß selbst der vor dem Feinde tapferste „Landser“ nicht ohne dringendsten Grund sich in das Geschäftszimmer, das Heiligtum des Feldwebels, begibt; und so haben denn diese Bücher allerdings meistens eine unverhältnismäßig lange Lebensdauer, ihr Daseinszweck, das Gelesen- und Zerlesenwerden, bleibt aber unerfüllt. In mehreren Fällen überwiegt man mir solche Büchereien, um die „Nichtsnutzigen“ nur los zu werden und unter die Leute zu bringen. Manche andere sind bei Standortwechsel spurlos verloren gegangen.

Großen Abbruch tut auch den Bemühungen um Verbreitung und Ausnutzung guter Schriften die unlautere und die lediglich auf Verdienst ausgehende „Konkurrenz“. Gründlich zerlesene Bändchen der Sammlungen „Krieg und Liebe“, Mignonbibliothek usw. habe ich schon in Mengen vorgefunden. Sogar „edle Spender“ stellen sich des öfteren mit fett- und schmutzstrotzenden Exemplaren solcher Art bei mir ein. Man sah allen diesen Bänden wirklich an, daß sie von Hand zu Hand gegangen waren. Kriminalgeschichten schlimmster Sorte sind gleichfalls verbreitet. Dann das viele wertlose Zeug, was wir gemeinhin als „Reiselektüre“ bezeichnen! Und wie manche tragbare, ja fahrbare Bücherei könnte eingerichtet werden mit dem Gelde, das für Ullstein-Bücher, dieser kunterbunten Sammlung von Gutem und Mittelmäßigem, Originalromanen und rohen Verstümmelungen, hinausgeworfen wird! Derartige Bücher stehen natürlich der allgemeinen Benutzung und Ausnutzung der guten billigen Sammlungen sehr im Wege und zwar um so mehr, als man diesen Sammlungen vielfach das Mißtrauen entgegenbringt, als verfolge man mit ihnen tendenziös-erzieherische Absichten.

Jedenfalls greife ich sehr hoch, wenn ich veranschlage, daß die Bändchen, die den einzelnen Soldaten zur freien Verfügung übergeben werden, durchschnittlich zweimal gelesen werden. Selbstverständlich erreichen die in Kleinbüchereien zusammengestellten Bändchen eine weit höhere Leserszahl. Rechne ich aber durchschnittlich fünf Leser auf jedes der ins Feld gesandten Bändchen und einen Durchschnittspreis von 20 Pf. für jedes, so kommen auf jeden Leser 4 Pf. Unkosten. Die Kosten für ein Buch der fahrbaren Kriegsbücherei aber stellen sich im Durchschnitt auf etwas weniger als 2 M. Setze ich 2 M. als Preis an, so braucht jedes dieser Bücher nur 50 mal entliehen

zu werden, um sich im Gebrauch nicht teurer zu stellen als eins der 20 Pf.-Bändchen, denn es kämen in diesem Falle ebenfalls 4 Pf. Unkosten auf jeden Leser. Ich aber habe Bücher, die bereits über 50 Entleihungen hinter sich haben, und die mindestens noch einmal so viele überstehen werden, ehe sie überhaupt nur des Buchbinders bedürfen, viel weniger zerlesen sind. (Die, wie leicht begreiflich, sehr oft nötige Erneuerung der Schutzumschläge und kleine Ausbesserungen hat der Bücherwart selbst zu erledigen.) Selbst die im Felde unausbleiblichen Verluste eingerechnet, wird dennoch hiernach jeder zugeben müssen, daß die fahrbare Kriegsbücherei bei weitem billiger arbeitet als jede andere Einrichtung zur Bücherversorgung. Dasselbe Ergebnis erhält man aus der Betrachtung, daß auf die nach Dr. Dicke für 2000 M. lieferbaren 8000—10 000 Bändchen höchstens 50 000, auf die gleich teuren 1000 Bände der fahrbaren Kriegsbücherei zum wenigsten noch einmal soviel Leser entfallen.

Weiter erklärt Dr. Dicke, daß bei der fahrbaren Bücherei „die Benutzungsordnung, von der die meisten Bestimmungen selten innegehalten werden könnten“, ihm nicht zusage. Da muß ich ihm nun zunächst verraten, daß es eine einheitlich vorgeschriebene Benutzungsordnung gar nicht gibt, daß es vielmehr jeder Division freigestellt ist, eine solche nach ihrem Gutdünken aufzustellen. Ich nehme an, daß Dr. Dicke irrtümlich die in einem Auftrufe „Fahrbare Kriegsbüchereien an die Front!“ lediglich als Muster mitgeteilten „Ordnungsregeln für Unteroffiziere und Mannschaften der fahrbaren Kriegsbücherei der 33. Reserve-Division“ als verbindlich für alle Divisionen erachtet hat. Wäre das aber auch der Fall, so ist es dennoch eine arge Uebertreibung zu sagen, die meisten Bedingungen könnten selten innegehalten werden. Erschwert es dem Soldaten die Entleihung eines Buches, wenn er sein Soldbuch, das er stets mit sich führt, vorzeigen muß? Wird er nicht auch hier draußen wohl stets instande sein, 30 Pf. als Pfandgeld zu hinterlegen, die er sich jederzeit gegen Rückgabe des Buches kann zurückzahlen lassen? — Wohlgermerkt, ich spreche hier von der Leseordnung der 33. Res.-Division, nicht etwa von einer für die fahrbaren Büchereien allgemein verbindlichen! In der von mir geleiteten Bücherei hat noch kein Leser Pfandgeld hinterlegt. — Ist es nicht auch einfach selbstverständlich, daß ein entliehenes Buch bis zu einem bestimmten Tage zurückgegeben oder neu vortragen werden muß, und daß der Leser es auch abgeben muß, wenn er sich von seinem Truppenteil ganz oder auf unbestimmte oder längere Zeit entfernt, daß er ferner das entliehene Buch nicht weiterverleihen darf und es schonend behandeln muß? Ich denke, bis hierher sind die Bestimmungen nicht darnach, daß sie „unsern Krieger die Entleihung eines Buches nur zu bald verleiden muß“, und da die oben genannte Vorlage nur noch eine weitere Bestimmung enthält, kann man doch wahrlich nicht behaupten, daß „die meisten Bestimmungen“ selten innegehalten werden könnten. Die eine noch fehlende Bestimmung aber ist die von Dr. Dicke selbst angeführte, daß bei Alarm die Bücher bei den Feldwebeln oder Wachtmeistern abzugeben sind. Ich bitte nun Dr. Dicke und die Leser, die mit ihm diese Bestimmung für so außerordentlich abschreckend halten, einmal einen Urlauber zu befragen, ob er sich dadurch würde irgendwie abhalten lassen, ein Buch zu entleihen. O nein, einen solchen Respekt vor papiernen Bestimmungen hat kein „Landsr“ hier draußen. Er läßt halt Alles an sich herankommen und denkt sich etwa: „Wenn's möglich ist, wird's gemacht!“ In den allermeisten Fällen ist's aber recht gut möglich, und vier Alarme (Probealarme!), bei denen ich meine Bücher mit ganz wenigen Ausnahmen (die mir im Ernstfall auch höchstens einige Lauferei, kaum einen Verlust eingebracht hätten), ordnungsgemäß zurückerhielt, haben meine anfängliche Besorgnis in jeder Hinsicht völlig zerstreut. Ganz genau weiß auch jeder hier draußen, daß ihm im Alarmfalle entweder reichlich Zeit bleibt, seine Sachen zu ordnen — in sehr vielen Fällen wird bereits lange vorher „höchste Alarmbereitschaft“ angeordnet —, oder aber daß, wenn es „Hals über Kopf“ geht, soviel liegen bleibt, daß ihm auch wegen eines nicht zurückgegebenen Buches der Kopf nicht abgerissen

wird. Gerät übrigens dem Soldaten im Alarmfall beim Packen seiner Sachen nicht das entliehene Buch ganz von selbst vor die Hände und Augen, und ist es demnach eine Zumutung, wie Dr. Dicke behauptet, daß er an sein entliehenes Buch denken soll?

Bei mir hängt übrigens nicht einmal eine Leseordnung aus. Ich begnüge mich damit, dem neuen Leser zu sagen, daß er das entliehene Buch spätestens in acht Tagen oder aber vor dem Ausrücken in die Stellung abzugeben habe, und daß er es nicht weiter verleihen dürfe. Das ist in praxi meine ganze Leseordnung, mit der ich auch sehr gut fahre, da alles weitere selbstverständlich oder hinsichtlich des Alarmfalles bei meiner Division durch die dienstliche Alarmordnung geregelt und den Truppen bekanntgegeben ist.

Wo sind nun da noch die Schrecken der Leseordnung, auf die Dr. Dicke dreimal mit vernichtenden Worten hinweist?! —

Nun noch zu der angeblichen „Zentralisation des Büchereibetriebes einer Division“, die Dr. Dicke als Hauptgrund seiner Ablehnung der fahrbaren Kriegsbücherei hinstellt!

Die Bücher dieser können nach einem gedruckten Anhang zum Bücherverzeichnis so auf die acht (als Bücherschrank aufklappbaren) Bücherkoffer verteilt werden, daß sie acht Teilbüchereien bilden, die somit an acht verschiedenen Orten aufgestellt und benutzt werden können. Im Laufe der Zeit können dann die Teilbüchereien eingetauscht werden (ein Vorzug, den also die tragbaren Feldbüchereien nicht für sich allein haben!), sodaß jedem Orte nach und nach die ganze Kriegsbücherei zugänglich gemacht wird. Eine so weitgehende Verteilungsmöglichkeit genügt aber für eine Division unter allen Umständen, ist hier im Westen im allgemeinen gar nicht nötig. (Meine Bücherei ist z. Z. in zwei Teilbüchereien zerlegt.) Abseits liegende kleinere Truppenteile können durch Vermittlung ihrer Postholer dauernd in bequemer Verbindung mit einer Teilbücherei stehen. Es mag ja nun sein, daß dem Verwalter einer kleinen Teilbücherei der Büchervorrat knapp wird, aber er und vor allem der Hauptbücherwart sind dazu da, einem solchen Uebelstande, wo er sich zeigt, sofort abzuweichen, und das ist, wie schon gesagt, jetzt kein Kunststück mehr. Und der Leiter einer fahrbaren Bücherei ist auch dazu da, dort, wo es nottut, nach Kräften für „Verteilung kleinerer Feldbüchereien auf kleinere Truppenteile und einzelne Leute“ Sorge zu tragen. Es ist ja eben einer der Hauptvorzüge der „Fahrbaren“, daß sie „hauptamtlich“ verwaltet wird, daß die leblosen Bücher hier nicht nur hinausgesandt und dann ihrem Schicksale überlassen werden, sondern von einem erfahrenen Bücherwart regiert werden, der sie hegt und pflegt, nach Bedarf auf die verschiedenen Standorte der Truppen verteilt, für Nachschub aus der Heimat sorgt, für Lesestoff im Schützengraben, auf der Wachtstube, in der Revierstube usw., der gegebenenfalls auch sich einsetzt für die Einrichtung von Leseräumen und Soldatenheimen, der Tageszeitungen und Zeitschriften dafür beschafft und Bilder zur Ausschmückung der Wände, der dem ungewandten Kameraden hilft bei Abfassung von Gesuchen und Meldungen und nötigenfalls auch bei Briefen in die Heimat.

Von einer Zentralisation kann man bei der fahrbaren Kriegsbücherei jedenfalls nur reden im Sinne einer zentralen Oberleitung, einer Einrichtung, die anstatt einengend und beschränkend zu wirken, gerade erst die Möglichkeit einer Organisation schafft, die das gerade Gegenteil von dem bewirkt, was Dr. Dicke glaubt der fahrbaren Bücherei als größten Mangel anrechnen zu müssen, die weit leichter eingerichtete Verteilung des Lesestoffs, dessen zweckmäßige Verwendung und bestmögliche Ausnutzung bewirkt als es unmittelbar von der Heimat aus möglich ist. —

Die völlige Haltlosigkeit aller Einwände Dr. Dickes gegen die fahrbare Kriegsbücherei dürfte hiernach zur Genüge dargetan sein. Um das richtige Bild, das sich der Leser nunmehr wohl von ihr machen wird, abzurunden, erwähne ich noch einen großen Vorzug: Die fahrbare Kriegsbücherei hat ein

gedrucktes, übersichtliches Bücherverzeichnis, das jeder Leser einsehen, auch für 10 Pf. käuflich erwerben kann. (Bei Teilbüchereien gibt der früher bereits erwähnte Anhang Aufschluß über die jeweils vorhandenen Bücher.) Was aber ein Bücherverzeichnis für eine Bücherei wert ist, brauche ich in dieser Zeitschrift nicht auseinanderzusetzen.

Die fahrbare Kriegsbücherei ist also in allem das getreue Abbild einer heimatlichen Bildungsbücherei, nur in Aeüßerlichkeiten, vor allem in der Beweglichkeit, dem Kriege angepaßt. Kann man sie demnach noch für etwas anderes ansehen als für die schlechthin höchste und vollkommenste Form aller Einrichtungen zur Versorgung der Feldtruppen mit Büchern? Nicht ist damit gesagt, daß sie die einzig berechnigte Form sei, im Gegenteil — noch einmal sei es betont —, sie bedarf notwendig der Unterstützung durch Kleinbüchereien und Einzelbändchen. Diese sind der Untergrund, ohne den sie in der Luft schwebt und überhaupt keine Daseinsberechtigung hat, ohne den der Massenbedarf an Büchern nicht gedeckt werden könnte, die Kämpfer im Schützengraben neben den vielen kleinen, vom Ganzen losgelösten Truppenteilen ohne Lesestoff bleiben müßten.

Jede Form hat somit gleiche Berechnigung, jede erwirbt sich gleiches Verdienst um die Lösung der einen Aufgabe, unsern braven Truppen guten Lesestoff in ausreichender Weise zu bieten.

Berichte über Bibliotheken einzelner Städte.

Die Volksbücherei zu Berlin-Tempelhof blickt auf das Geschäftsjahr 1916 mit Befriedigung zurück. Ausgeliehen wurden 41 261 Bände gegen 32 311 im Vorjahr, also 8950 mehr oder etwa ebensoviel als zurzeit des Ausbruchs des Weltkriegs. Um eine schnellere Abfertigung des Publikums zu erreichen, wurden die Bücher der belletristischen Abteilung anders gruppiert, so daß jetzt die Werke eines und desselben Schriftstellers unter einer Hauptnummer vereinigt sind. Die einzelnen Werke tragen nunmehr außer der Hauptnummer und den Abteilungszeichen eine fortlaufende Nebennummer, so daß leicht zu übersehen ist, welche Bücher von dem Verfasser zur Ausleihe gelangen können. Ende 1916 betrug die Zahl der Bände 6897, davon kamen 57,3 auf Belletristik und Zeitschriften und 42,7 % auf Belehnende Literatur. In der Benutzung fielen auf diese letztere 83,4 und auf Schöne Literatur 16,6 %. Die Zahl der Leser belief sich auf 2414 gegen 1965 im Vorjahre, davon waren nur 49,6 männlich und 50,4 % weiblich. Wie der Leiter der Volksbücherei, Herr W. Paulus, mitteilt, stellte die Gemeinde 3000 M. für Büchereizwecke zur Verfügung und ebenso bewilligte der Kreisausschuß des Kreises Teltow wiederum 500 M.

Der „Verein Volkslesehalle Braunschweig“ berichtet (Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer) über das sechste Verwaltungsjahr 1915/16 und meldet, daß der Mitgliederbestand am 1. April 1915 bis dahin 1916 sich von 1680 auf 1711 verringerte. Darunter haben die Einnahmen gelitten. Diese stellten sich (bei einem städtischen Zuschuß von 12 400 M.) auf 22 681 M. Hinzukommen aber an Sanktionen aus der Jüdelstiftung und von der Eisenbahn-Bauanstalt Jüdel noch 6000 und 1000 M. Da die Ausgaben sich auf 31 162 M. stellten, mußte auf das Vereinsvermögen zurückgegriffen werden, das sich von rund 45 457 auf 43 976 M. verringerte. Daß unter diesen Umständen die Aufstellung des Voranschlags für 1916/17 nicht leicht ist und mit einem weiteren Fehlbetrag rechnen muß, liegt auf der Hand. Im Lesesaal wuchs der Umfang der Handbibliothek auf 1600 Bände. Außerdem liegen über 300 Broschüren, 130 Jahresberichte Braunschweigischer Anstalten, 215

Zeitschriften und 33 Tageszeitungen aus. Zum erstenmal ist die Besucherzahl gefallen, immerhin betrug sie noch 82346; der Anteil der Frauen stieg auf 23 %. Die Ausleihe verfügt nunmehr über 14000 Bände, in Zukunft kann die Vermehrung langsamer vorsichgehen. Die Ausleihe ist trotz der Kriegszeit um 15000 Bände und zwar auf 117552 gestiegen: „dabei ist der Anteil der belehrenden Literatur, veranlaßt durch die bedeutende Erhöhung der weiblichen Leserzahl, um 1,8 % gesunken.“ Wertvolle Tabellen geben eine Uebersicht über die Gliederung der Leser und über den Anteil der einzelnen Fächer an der Entleihungsziffer.

Der Bericht über die Verwaltung der städtischen Volksbibliotheken und Lesehallen zu Breslau (Sonderabdruck aus Band 35 der Breslauer Statistik) für das Rechnungsjahr 1915 teilt mit, daß trotz mancher kleiner Störungen durch Maßnahmen der Militärverwaltung der Betrieb ungefähr im alten Umfang aufrecht erhalten werden konnte. An der Versorgung unserer Feldgrauen mit gutem Lesestoff haben sich auch die Volksbibliotheken beteiligt. Unter den Eingängen der Kriegsbuchwoche fanden sich viele Hunderte gut erhaltene Kinder- und Jugend- sowie Schullesebücher. Sie wurden den städtischen Waisenhäusern und den Kinder- und Jugendhorten überwiesen. Dort bilden sie den Grundstock einer neuen Eigenbücherei neben dem Lesestoff, der seit diesem Jahre in geregelter Leihverkehr aus den 8 Volksbibliotheken dorthin gegeben wurde. Größere Pläne, wie die Vorbereitung des Zentralkatalogs der belehrenden Literatur aller 8 Volksbibliotheken und Herrichtung eines Zeitschriftenverzeichnisses aller Lesehallen, mußten diesmal zurückgestellt werden. Die Entwicklung des Verkehrs der Volksbildungsbibliotheken wurde durch Ausdehnung der Leihfrist von 12—1½ Uhr von sieben auf alle zwölf Monate des Jahres gefördert. Ferner wurden Schulkinder von 9—14 Jahren, nachdem ein im Jahre 1914 in Volksbibliothek VIII unternommener Versuch gut ausgefallen war, vom 1. Jan. 1916 als Leser zugelassen. Sie dürfen mit Zustimmung der Eltern die nächstgelegene Bibliothek benutzen, erhalten aber höchstens ein unterhaltendes und daneben allenfalls ein belehrendes Buch. In der gegenwärtigen Zeit mangelnder Aufsicht der Jugend wurde diese Maßnahme freudig begrüßt. Die Zahl der Ausleihungen an allen 8 Bibliotheken stieg von 919902 im ersten Kriegsjahr auf 1019982, also um 100080, so daß beinahe der Stand des letzten Friedensjahrs 1913 (1056772) wieder erreicht wurde. Von dem Zuwachs fallen fast zwei Drittel in die Mittagsausleihstunden! Es wurden am Schluß des Verwaltungsjahrs 32777 Leser gegen 28465 im Vorjahr gezählt. Von diesem Zuwachs an 4312 Personen waren 3721 oder 85 % weiblich. Die Benutzung der belehrenden und fachwissenschaftlichen Literatur ist von 6,8 % auf 6,5 % gesunken, die Unterhaltungsliteratur (einschließlich Klassiker u. Dichtungen) stieg also auf 90,2 %. Der Rückgang in der Benutzung von Familienblättern hängt mit dem verminderten Ankauf dieser Literatur zusammen. Verausgabt wurden für Volksbibliotheken 88556,38 M., darunter 38000 für Gehälter, 25000 M. für Vermehrung und Buchbinderei. Weniger erfreulich ist der Bericht über die fünf Lesehallen, deren Benutzerzahl von 487497 auf 342268 sank. Der Rückgang beträgt mehr als das doppelte der vorjährigen Verlustziffer (70395) und erstreckt sich auf alle, wenn auch die von Akademikern am stärksten benutzte Lesehalle II am meisten gelitten hat. Für die Lesehallen waren 74500 M. im Haushaltplan vorgesehen, wovon 44882,50 für Gehälter und Löhne und 16000 M. für Lesematerial und Buchbinder.

Im Etatsjahr 1914 hat sich der Bücherbestand der Städtischen Volksbücherei zu Charlottenburg (Sonderabdruck a. d. Verwaltungsbericht der Stadt Charlottenburg) von 54087 Bänden auf 55136 erhöht. Von diesen waren 7959 Bände auf die Handbibliotheken der vier Lesesäle verteilt. Im Lesesaal der Hauptbücherei lagen außerdem 272, in Ost 53 in West 46 und in Nord 58 Zeitschriften und Zeitungen aus. In die Leserliste wurden ein-

getragen in der Hauptbücherei 5511, in der Zweigstelle Ost 2096, in West 1049, in Nord 1164, in Süd 952, insgesamt 10772 Personen: 5569 männliche, 5203 weibliche. Auf die fünf Ausleihstellen entfielen 295 985 Bandentleihungen (1913: 400 549), d. i. 104 464 oder 26,06 % weniger als im Vorjahr. Die Abnahme wurde verursacht durch die infolge des Kriegs einsetzende Verminderung der Leser und durch die Einschränkung der Ausleihstunden in der Hauptbücherei und an den Nebenstellen, von denen drei vorübergehend überhaupt geschlossen wurden. Die Gesamtentleihungen vor dem Kriege (April—Juli) betrugen 108 075 Bände gegen 102 781 in dem ersten Quartal des Vorjahrs. — Außerdem wurden an 14 Jugendvereine 830 Bände ausgeliehen. Seit der Eröffnung der Bibliothek (am 2. Januar 1898) bis zum 31. März 1915 wurden insgesamt 3705 336 Bände ausgeliehen. Die vier Lesesäle wurden von 255 178 Personen besucht (gegen 253 839 im Vorjahr). Der durchschnittliche Tagesbesuch des Lesesaals der Hauptbücherei stieg von 448 auf 553. — Die mit Süd verbundene Musikalische Volksbücherei des Berliner Tonkünstlervereins hatte am 31. März 1915 einen Bestand von 4212 Nummern (Noten und musikwissenschaftliche Werke), von denen 487 neu eingestellt waren. Ausgeliehen wurden insgesamt 7717 Nummern.

Der 19. Jahresbericht (bis 30. Juni 1916) der Volksbibliothek Stuttgart (Stuttgart, Karl Hammer, 1916) teilt mit, daß die Wirkung des Kriegs sich in einem weiteren Rückgang des Besuchs des Lesesaals, der von 55 460 und 44 195 in den beiden Vorjahren auf diesmal 38 366 gesunken sei, widerspiegelt. Dagegen hatten sich mit Ausnahme der Zweigstelle Berg die übrigen „Tätigkeitsfelder“ wieder einer weit regeren Benutzung zu erfreuen. In der Jugendabteilung stiegen die Entleihungen von 4368 auf 7702 und in den Zweigstellen von 45 232 auf 48 105 und in den zwei Kinderlesesälen in Berg und Heslach von 11 661 auf 12 582. — Die Zusammensetzung des Leserkreises erfuhr wiederum insofern eine Verschiebung, als sich der Anteil der männlichen Leserschaft von 65,44 und 49,06 in den beiden Vorjahren auf 46,93 % verringerte. Die Zahl der Ausleiher vermehrte sich um 271. Aus der Hauptstelle wurden 99 818 Bände an Erwachsene und 7702 an Jugendliche, insgesamt also 107 520 Bände entlehnt. Außerdem wurden in Lazaretten in 6222 Fällen Bücher entliehen.

Sonstige Mitteilungen.

Auf der 45. Hauptversammlung der Gesellschaft für Volksbildung, die am 3. Dez. 1916 in Berlin stattfand, gab der Vorsitzende auch einige Mitteilungen über die Kriegsarbeit des Vereins. Ueber 700 000 Bücher wurden seit Beginn des Kampfes an die Front, in die Etappen und in die Lazarette gesandt. Hierzu wurden aus eigenen Mitteln 250 000 M. aufgewendet; hinzukamen 100 000 M. als Erträgnis von Sammlungen sowie die in der Reichsbuchwoche zusammengebrachten Bücher. Die größeren Zweigvereine ihrerseits haben vielfach in demselben Sinne gewirkt und sich namentlich auch um die Veranstaltung von Vorträgen in Lazaretten bemüht. — Eine gleichzeitige Mitteilung in Heft 25 der „Volksbildung“ ergibt, daß bis zum 30. Nov. die Büchersendungen bereits 608 102 Bände und 115 690 Hefte umfaßten.

Auf der im Oktober 1916 zu Kristiansund abgehaltenen 9. norwegischen Bibliothekerversammlung äußerte sich der Bibliothekskonsulent im Kultusministerium Karl Fischer über die Einwirkungen des Krieges auf den Betrieb der norwegischen Volksbibliotheken. Er sagte: „Der Krieg hat seinen Einfluß auch auf die Volksbibliotheken geltend gemacht. Das zeigt sich unter anderm in der Lektüre. Von einer ganzen Reihe von Volksbibliotheken wird darüber geklagt, daß die Bücher nicht mehr dieselbe Anziehungskraft haben wie früher.

Teils sind es die Zeitungen, zu denen das Volk in müßigen Stunden greift, teils ist es Arbeit verschiedener Art — nicht zum wenigsten alle die außergewöhnlichen Jobbereien, die eine Folge der außerordentlichen Zeit sind, in der wir leben. Nun gilt es Geld zu verdienen, die Bücher mögen so lange ruhen. Oft ist auch der Bibliothekar draußen bei der Neutralitätswehr gewesen, und die Bibliothek mochte sich so gut helfen, wie sie konnte. Aber der Krieg hat auch auf den Beitrag der Kommunen in der ersten Zeit nach Kriegsausbruch gewirkt. Die Verteilung des Staatsbeitrages für die Volksbibliotheken, die 1915 stattfand, zeigte einen Niedergang von 66 000 Kronen auf nicht ganz 56 000 Kronen. Die Verteilung dieses Jahres wird jedoch wieder einen Aufstieg auf 67 000 Kronen aufweisen.“

Am 15. Dezember starb vor Verdun den Heldentod der Stadtbibliothek und Leiter der Bücherhalle in Hagen i. W. Dr. Reyelt. Die „Blätter“ verlieren in dem Gefallenen einen geschätzten Mitarbeiter, dessen Verdienste in seinem Beruf im nächsten Hefte von Freundeshand gewürdigt werden sollen.

Zeitschriftenschau usw.

Einen interessanten Aufsatz über die Arbeit gegen den Kriegschund veröffentlicht F. Nurawski in Nr. 2 der „Jugendschriften-Warte“ vom 2. Dez. 1916. Der Verfasser hat hierbei vor allem seine Tätigkeit in der Schule während des Weltkriegs im Auge, über die er in einer lesenswerten Broschüre „Mittel und Wege einer Jugend- und Volksbildung durch Lektüre“ (Leipzig, K. F. Koehler, 1914. 1 M.) eingehender gehandelt hat. Oftmals sei er mit einem guten Kriegsbündchen vor seine Kinder getreten und habe mit Benutzung der Darstellung von Augenzeugen erzählt „Wie Lüttich fiel“ oder andere Begebenheiten. Zugleich spannen sich vom historischen zum geographischen Unterricht Fäden hinüber, so daß er mit weiten Gebieten der Schularbeit in Fühlung war. Manchmal schloß sich an die Berichte eine rege Aussprache in freier Form. „Die Augen der Kinder glänzten, die Kinder wollten immer weiter hören, sie wollten weiter singen mit den Truppen da draußen, sich weiter freuen über den frischen Heldenmut einer oft kleinen deutschen Schar. Der Wert solcher Leseunden liegt in der inneren Teilnahme am gebotenen Stoff, der an sich wahr und unverfälscht ist und durch die Mittel einer lebhaften Darstellung lebendig wird wie eine vor seinem Auge sich abschließende dramatische Handlung.“ Ein so gebildetes, so geschultes Kind, so bemerkt der Verfasser sehr treffend, wird entschieden den Verlockungen schlechter Lektüre schwerlich verfallen, namentlich wenn die bewußte literarische Beeinflussung sich durch eine Reihe von Jahren erstreckt. Wir müssen es uns versagen, näher auf diese interessanten Darlegungen einzugehen und verweisen nur auf das Schlußwort des wackeren Mannes: „Frisch ans Werk! Nur auf diesem Wege, der durch die Arbeit der Schultube führt, kommen wir wahrhaft und sicher vorwärts.“

Neue Eingänge bei der Schriftleitung.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingehender, nicht verlanger Rezensionsexemplare wird nicht übernommen.

Bordeaux, Henry, Der Irrweg der Freiheit. Genehmigte Uebersetzung von H. Kerner. Köln, J. P. Bachem. (316 S.) 4 M., geb. 5 M.

Wenn die Vorrede zu einem französischen Roman während der Greuel des Weltkrieges geschrieben wurde, muß man sich billigerweise fragen, ob

für deutsche Leser wirklich eine Uebersetzung nötig war. In der Tat fehlen alle Anzeichen zu ihrer Berechtigung. Weder interessiert uns die Entwicklungsgeschichte eines französischen Jungen, noch fühlen wir die innere Nötigung, uns durch die langatmige, spannungslose Prosa durchzuarbeiten. Bb.

Gruner, Ferd., Sieg. Ein Kriegstagebuch. Wernsdorf i. B., Ed. Strache, 1916. (256 S.) Geb. 3,30 M.

Ein frischer Soldatengeist weht durch diese Erzählungen, die uns das österreichische Heer und die verschiedenen Völkerschaften des Königreichs nahe bringen. Die großen Schwierigkeiten, die das Völkergemisch auch für die Führung des Krieges im Gefolge hat, treten oftmals hervor. Aber auch für unsere Bundesgenossen gelten die Worte am Schluß: Es ist eine große, ernste und furchtbare Zeit. Nie sah die Welt soviel Größe und soviel Schmerz. In keiner Zeit hatte das Leben weniger Wert für den Einzelnen, nie wurde es so freudig hingegeben um des Größten willen, was wir auf der Erde besitzen, das Vaterland. L.

Um die Heimat. Bilder aus dem Weltkrieg 1914/16. Gesammelt von J. Kammerer. Bd. 7. Stuttgart, Steinkopf 1916. (128 S.) Geb. 1 M.

Frühere Bändchen dieser sorgfältig redigierten Sammlung wurden schon früher eingehender besprochen und empfohlen. Auch der vorliegende Teil bietet ein mannigfaltiges Material dar. Von den Liedern am Schluß sei die „Bundestreue“ von Max Beyer hervorgehoben.

Herz, Hermann, Wandlung, und andere Erzählungen aus dem geistlichen und weltlichen Leben. München, Lucas-Verlag, 1916. (166 S.) 2,20 M.

In den Kriegsjahren entstanden, spürt man bei den kurzen Erzählungen doch wenig die Wucht der großen Zeit. Der Autor, anscheinend selbst Geistlicher, berichtet aus seinem Umkreis kleine Begebenheiten. Am meisten abgerundet und durch die Seelenkämpfe eines katholischen Pfarrers innerlich vertieft, erscheint die „Wandlung“, während die anderen Sächelchen außer einem gewandten Stil wenig literarische Vorzüge aufweisen. E. Kr.

Hock, Stefan, Deutsche Literaturgeschichte für österreichische Mittelschulen. Ausgabe für Gymnasien und Realgymnasien. Wien, F. Tempsky 1916. (306 S.) Geb. 3,80 K.

Guten Schulbüchern, die einen Gegenstand allgemeineren Interesses behandeln, sollten auch Volksbibliotheken Beachtung schenken. In dem vorliegenden Abriss treten hauptsächlich die Großmeister der Dichtkunst beherrschend hervor, während von den *diis minorum gentium* — dem Zweck des Ganzen entsprechend — nur wenig die Rede ist. Diese Vereinfachung macht sich auch bei der Behandlung und Charakteristik ganzer Literaturepochen geltend. Das Buch zeichnet sich durch guten deutlichen Druck aus; es enthält 21 Abbildungen.

Kaiserworte. Ausgewählt v. Friedr. Everling. Berlin, Trowitzsch & Sohn 1917. (247 S.) Geb. 2,50 M.

In dem gegenwärtigen Weltkrieg wenden sich die Blicke des deutschen Volkes noch öfter als sonst dem Manne zu, dessen gutes und edles Herz von all' dem Schweren, das der Weltkrieg mit sich bringt, besonders hart betroffen wird. Der reiche Stoff, den der Veranstalter der vorliegenden Sammlung mit Fleiß und Geschick zusammengetragen hat, ist sachlich in der Weise gegliedert, daß die erste Gruppe Aeußerungen Wilhelms II. über seinen hohen Beruf und seine Herrscherpflichten zusammenstellt, während die drei folgenden den „Landesherrn“, den „Friedenskaiser“ und den „Obersten Kriegsherrn“ charakterisieren sollen. Mit Befriedigung sei festgestellt, daß Aussprüche, Erlasse usw. bis in den Januar 1917 nachgetragen sind.

Moszeik, C., Kriegserlebnisse ostpreussischer Pfarrer. Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge. (497 S.) 3,50 M., geb. 4,50 M.

Der 1915 zuerst erschienenen Sammlung der „Kriegserlebnisse ostpreussischer Pfarrer“ ist in diesem Jahre eine wohlfeile Ausgabe gefolgt, auf die wir besonders aufmerksam machen möchten. Die früheren zwei Einzel-

bände hat der Verlag hier vereinigt, ohne den Text zu kürzen oder den Druck irgendwie zu verkleinern, und der Preis hat sich annähernd auf die Hälfte verringert! Was wir im vorigen Jahre über die teilweise sehr schriftgewandten, teilweise schlicht unbeholfenen Aufzeichnungen der verschiedenen Pfarrer schrieben, erübrigt sich noch einmal zu wiederholen: es ist die unbedingte Wahrhaftigkeit und die furchtbare Größe der Geschehnisse, die einem ans Herz greift, wenn unsere Grenzprovinz ja auch längst wieder in kraftvollem Aufblühen begriffen ist. E. Kr.

Novellen aus dem Tierleben. Entnommen dem Werke: Lebensbilder a. d. Tierwelt v. H. Meerwarth n. K. Soffel. Leipzig, Voigtländer 1917. (186 S.) Geb. 3 M.

Der vorliegende Band, dem noch einige andere folgen sollen, enthält 7 „Novellen“, wie man solche Erzählungen aus dem Tierleben jetzt zu nennen pflegt, und 116 naturgetreue Photographien, die mit großer Sorgfalt hergestellt sind. Namen von gutem Klang finden sich unter den Verfassern. Löss, den man als Klassiker auf diesem Gebiet bezeichnen darf, ist zweimal vertreten; ebenso oft ist Else Soffel und ferner O. Luge, A. Bülow und H. Otto. Man möchte dem namentlich im Verhältnis zu dem bescheidenen Preis vorzüglich ausgestatteten Buch weiteste Verbreitung wünschen.

Prieß, Clara, Der Weg ins Leben. Stuttgart, J. F. Steinkopf 1916. (204 S.) Geb. 3,60 M.

Eine wohlgelungene Erzählung, in deren Mittelpunkt eine Oberlehrerfamilie im schönen Holstenlande steht, für die reifere weibliche Jugend. Der Inhalt läßt sich mit wenigen Worten nicht wiedergeben. In das Leben der jungen Ehepaare, die allmählich die ältere Generation ablösen, schlägt zum Schluß der Weltkrieg ein und hebt die Herzen empor zur Betätigung im Kampf und für die Frauen in der Betätigung im Lazarett und sonst. Das alte Wort eines guten Patrioten, daß in solchen Stunden die Menschen größer, besser und auch entsagungsvoller werden, beweist auch diese Geschichte, die kleineren und mittleren Volksbüchereien empfohlen werden mag. E. Kr.

Ranke, L. v., Die großen Mächte. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta 1916. (77 S.) Geb. 0,80 M.

Für die Oberklassen unserer höheren Lehranstalten ist diese gedankenreiche programmartige Schrift des großen Historikers herausgegeben. Ebenso wie die Jugend sollte man aber auch die reiferen Leser der Volksbibliotheken mit dieser besten Einführung in die verwickelten Probleme moderner Staatengeschichte bekannt machen. Die Wirkung des gegenwärtigen Weltkrieges darf keine Verengung des deutschen Horizonts zur Folge haben, ganz im Gegenteil, wir müssen lernen, wohin die bornierte Ueberhebung die Völker bringt. Es sind, um mit Ranke zu reden, moralische Energien, die den Lauf der Weltgeschichte bestimmen; so wenig es aber einerseits mit laufender Machtpolitik getan ist, ebensowenig kann und darf auch die Förderung der Kultur der einzige Zweck des politischen Daseins sein. E. L.

Rantzau, Adeline Gräfin zu, Hein Spinners Feldzug. Roman. Berlin, Martin Warneck, 1916. (216 S.) Pappbd. 4 M.

Die Zahl der überflüssigen Kriegsbücher ist um eins vermehrt worden. Wie Schatten schleichen durch das Buch ein grüblerischer Leutnant und die Frau eines andern, beide in Liebe einander zugetan, bis der Fliegetod des Leutnants dem unerquicklichen Verhältnis ein Ende macht. Bb.

Ruhmestage der österreichisch-ungarischen Wehrmacht 1914/16, Dokumente von Mitkämpfern. Herausg. v. K. und K. Kriegsarchiv redig. v. A. Veltzé. Heft 1. Wien, Manz, 1916. (63 S.) 0,80 M.

Für die tapfere österreichische Armee wird der gegenwärtige Weltkrieg von allergrößter Bedeutung sein. Von ihrer Schlagfertigkeit und Stärke hängt die ganze Zukunft der Donaumonarchie ab und ebenso sind wir als Bundes- und Waffenbrüder daran äußerst interessiert. Daher wird auch das Unternehmen auf freundliche Aufnahme rechnen können, dessen

wohlgelungenes erstes Heft hier vorliegt. Das jeweilige Kommando hat die Ueberprüfung und allenfalls die Richtigstellung der einzelnen Artikel der verschiedenen Mitkämpfer, die über ihre und ihrer Abteilungen Taten meist lebhaft berichten, in die Hand genommen und auch weiter für kurze Orientierung gesorgt. So liest man einzelne Episoden aus diesem wechselreichen Heldenkriege, wie etwa die Vernichtung der serbischen Timokdivision, mit steigender Spannung. E. Kr.

Sandt, Emil, Das Karussell des Lebens. Hamburg, Quickborn-Verlag, 1916. (155 S.) 2 M., geb. 3 M.

Von dem Verfasser des seinerzeit gerühmten Zukunftsromans „Cavete“ geschriebene 17 seltsam verzerrte Skizzen aus Welt und Zeit, mit scharfem Verstand ausgeklügelt, aber ohne merkliche Gefühlswärme. Viele Leser werden das Buch kopfschüttelnd beiseite legen. Bb.

Schieber, Anna, Alle guten Geister. Feldausgabe (51.—60. A. d. Gesamtausgabe.) Heilbronn, E. Salzer 1916. (466 S.) Geb. 3 M.

Den Freunden der feinen und echt weiblichen Kunst Anna Schiebers wird mit dieser Feldausgabe ihres populärsten Werkes gewiß gedient sein. Auf den Inhalt des Buches hier nochmals einzugehen, müssen sich die „Blätter“ um so mehr versagen, weil in eben diesem Hefte die ganze tüchtige literarische Persönlichkeit der Verfasserin eingehend gewürdigt worden ist.

Schrott-Pelzel, Henriette, Edle Staffalo, Vom Hochquell bis ins Tieftal. Berlin, Martin Warneck, 1914. (195 S.) 2,40 M.

Die siebzehn hier vereinigten Tiroler Erzählungen tragen in ihrer Mehrzahl so sehr den Stempel der Unreife, um nicht zu sagen des Dilettantismus, daß die wenigen ansprechenderen und gemütvollen Stellen in dem Ganzen verloren gehen, und bei dem Leser nur das Gefühl des Mißbehagens zurück bleibt. E. Kr.

Seeberg, Reinhold, Volkserhaltung und Volksvermehrung. Berlin, Karl Curtius 1916. (34 S.) 0,60 M.

Ernste und von tiefer sittlicher Ueberzeugung getragene Mahnungen richtet der Verfasser an unser Volk. Alle äußeren Gründe, die man für die Abnahme der Bevölkerung angeführt hat, reichen nicht aus zur Erklärung. Hinzukommt ein übertriebener Individualismus, der Kult der eigenen Persönlichkeit, der sehr häufig sich zum nackten Egoismus auswächst und es ablehnt, die vielfachen Sorgen und Mühen der Kindererziehung auf sich zu nehmen. Wie in Frankreich und England der Neumalthusianismus blühte, fand er auch in Deutschland vor dem Weltkriege nicht wenige Anhänger. Ein Hauptproblem aber, das mit der ganzen Frage eng zusammenhängt, ist eine Besserung der städtischen Wohnungsverhältnisse; hier muß man nach dem Friedensschluß nach einem großzügigen Plan vorgehen. „Hier darf mit den Millionen nicht gespart werden, denn es handelt sich nicht minder als bei Kreuzern und Kanonen um eine Wiederherstellung unserer Wehrkraft.“

Sturmhoefel, Konrad, Geschichte des Deutschen Volkes. T. 1: Von den Anfängen bis zum Tode Friedrichs des Großen; T. 2: Bis zum Ausbruche des deutsch-französischen Krieges (1870). Leipzig, Alfr. Kröner, 1917. (244 u. 255 S.) Geb. jeder Bd. 3 M.

Das vorliegende Buch will vor allem die politische Geschichte des deutschen Volks kurz und klar zur Anschauung bringen, und bei der Ausführung dieser Absicht hat der Verfasser es an Fleiß nicht fehlen lassen. Leider war es ihm nicht vergönnt, sein Werk zu Ende zu bringen. Sturmhoefel war erst bei der Darstellung des deutsch-französischen Kriegs angelangt, als eine heimtückische Krankheit seinem Schaffen ein Ziel setzte. Der Verlag hat diese reife Arbeit gleichwohl erscheinen lassen. Ein dritter in Vorbereitung begriffener Teil, für den eine berufene Kraft gewonnen ist, soll die Entwicklung des neuen Reichs bis zum Schluß des Weltkriegs veranschaulichen. L.

Was ich in mehr als 80 Schlachten und Gefechten erlebte. Schilderungen von den Kriegsschauplätzen im Osten und Westen von einem Mitkämpfer. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1916. (115 S.) 1,25 M.

Der Verfasser dieses aufschlußreichen Büchleins hat als Regimentskommandeur lange Zeit hindurch auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz mitgefochten. An der Schlacht bei Tannenberg, an den Kämpfen in Russisch-Polen hat er teilgenommen, um dann im Januar des vergangenen Jahres auf den französischen Kriegsschauplatz verpflanzt zu werden. Wie früher die Kampfweise der Russen, so schildert er uns nunmehr die der Franzosen. Die Tätigkeit der Flieger und der Sappeure, Kämpfe mit Handgranaten und Bajonett, alle diese Bilder ziehen in lebhafter Erzählung in reichem Lokalkolorit an unserem Auge vorüber. Im Reichtum an dieser prächtigen Detailmalerei liegt der Wert der Schrift, die auch äußerlich einen ungewöhnlichen Erfolg aufzuweisen hatte. E. Kr.

Weule, Karl, Der Krieg in den Tiefen der Menschheit. Stuttgart, Kosmos, 1916. (156 S.) 2 M.

Im gegenwärtigen Augenblick wird man sich gern aus dem vorliegenden Buch aus der Feder eines hervorragenden Kenners der Urgeschichte über die früheren Formen des Kriegs unterrichten. So lernen wir den „Urkrieg“ kennen, an der Hand alter Ueberreste und Kulturdenkmäler aus Ozeanien, Amerika, Afrika, Asien und Europa, die in sorgfältiger Auswahl dem Leser auch in Abbildung dargeboten werden. Die Darstellung geht auf Vorträge zurück, die Weule vor einem weiteren Publikum gehalten hat, und ist populär im guten Sinne.

Zellweker, E., Ein Leben. Goethes Leben und Wirken in Urkunden. Leipzig, J. M. Meulenhoff, 1917. (365 S.) Geb. 1,90 M.

Dem Text dieses interessanten und gut orientierenden Buchs ist das Leben Goethes in Schattenrissen vorausgeschickt. Auch sonst ergeben die zahlreich eingestreuten Porträts von Goethe und denen die ihm nahe standen, eine erwünschte Ergänzung dieser Äußerungen von und über Goethe, die übrigens geschickt ausgewählt sind.

Zitelmann, Katharine, Der Adoptivsohn. Eine japanische Geschichte. Stuttgart, Engelhorn, 1916. (150 S.) 0,75 M.

Nur eine ungewöhnlich gute Kennerin der japanischen Volksseele konnte diese Skizze schreiben: sie erhebt sich hoch über Pierre Lotis Madame Chrysanthemum. Wir wünschen nur, daß die Verfasserin noch tiefer ausholte und auf breiterer Grundlage die Seele des Ostens uns zeichnete.

B. Laquer.

Bücherschau und Besprechungen.

A. Bibliographisches, Populärwissenschaft etc.

Bahr, Herm., Expressionismus. München, Delphin-Verlag, 1916. (170 S.) 3 M., geb. 4,50 M.

Der Expressionismus ist eine Richtung moderner Kunst, die dazu berufen ist, gewisse Einseitigkeiten des Impressionismus uns zum Bewußtsein zu bringen und insofern bedeutet er entwicklungsgeschichtlich gesprochen einen gewissen Fortschritt. Inwieweit es den Neuerern gelingt, Bleibendes zu schaffen, steht auf einem ganz anderen Brett und dürfte gegenwärtig noch kaum zu entscheiden sein. Eine eingehende Erörterung über diese schwierigen und interessanten Fragen erwartet man von diesem Buche, aber man legt es enttäuscht aus der Hand. Bahr berichtet allerlei über die Empfindungen, die der Expressionismus bei ihm und anderen ausgelöst habe, über die Geschichte

des Sehens, über Goethe, Joh. Müller, Haeckel, Boelsche usw., aber alle diese gewiß geistreichen Reflexionen halten sich auf dem Gebiet des Allgemeinen, ein wirkliches Eingehen auf bestimmte Künstler und ihre Malweise, die natürlich Typen sein müßten, vermißt man. Daran können auch die interessanten Bildertafeln aus der Kunst aller Länder und Völker, die von Aug. L. Meyer ausgesucht sind, nichts verbessern. Ueberhaupt ist es bedenklich, die Kunstschöpfungen von irgend welchen Naturvölkern bei der Erörterung künstlerischer Probleme, die moderne Kulturnationen auszumachen haben, als Beweismaterial heranzuziehen. Es mag hier auf die mahnenden Worte Karl Woermanns verwiesen werden (oben Bd. 17, S. 143), der zu vollem Recht an das alte Dürerwort erinnert, daß die Kunst in der Natur stecke und daß nur der ihr Meister ist, der sie herauszureißen vermag. E. L.

Der Briefwechsel von Jakob Burckhardt und Paul Heyse. Herausg. von Erich Petzet. München, J. F. Lehmann, 1916. (206 S. mit 2 Bildn.) 4 M., geb. 5 M.

Der Herausgeber des im vorliegenden Buch enthaltenen Briefwechsels hat eine schöne Aufgabe zu erfüllen gehabt. Von den Beziehungen zwischen den beiden Künstlernaturen, die 41 Jahre hindurch einen brieflichen Niederschlag gehabt haben, war bisher nur wenig bekannt geworden. Freilich rinnt der Quell reichlicher nur in der Zeit von 1849—1864, wohingegen von den 59 mitgeteilten Freundesbriefen auf die Zeit bis zum 1897 erfolgten Tode Burckhardts nur noch 7 kommen, von denen der letzte aus dem Jahre 1890 herrührt. Die Bekanntschaft zwischen dem großen Kunst- und Kulturhistoriker und dem Dichter stammt aus dem häufigen Zusammensein im Hause Franz Kuglers in Berlin, das sich dem jungen schweizerischen Gelehrten wie dem ganz jungen Studenten, der dort später sich seine Hansfrau holte, gastlich öffnete. Auch nachdem Burckhardt nach Basel zurückgekehrt war und Heyse seine Studien in Bonn fortgesetzt hatte, ist die Erinnerung an das Kuglersche Haus eins der Bande, die die daselbst entstandene Freundschaft zusammenhält. Verschiedene Besuche des jungen Poeten in Basel und Zürich und glückliche gemeinsame Tage in Rom und München führen die Beiden näher zusammen, bis schließlich doch ihre Wege auseinander gehen, wenn auch die unveränderte Gesinnung bis zu Ende dauerte. Für die Frühzeit aber liegt über diesem Briefwechsel ein mächtiger Zauber. Heyses Treue als hingebender Freund und lieber Kamerad ist ja bekannt genug, aber grade auf den Partner, der sich in seinen späteren Lebensjahren so ganz in sich zurückzog, fällt ein helles und freundliches Licht, das den feinsinnigen Gelehrten und verstandesklaren Forscher als temperamentvollen Teilnehmer an den Erstlingen der Heyseschen Muse zeigt. Der Herausgeber, der das Glück hatte, einen solchen Schatz zu heben, hat sich dieser Aufgabe durch liebevolle Hingabe an seinen Gegenstand würdig erwiesen. Reichen Aufschluß über alle kunsthistorischen, poetischen Gegenstände usw., die zwischen den beiden verhandelt werden, gewähren die Anmerkungen, die darüber hinaus eine Fundgrube von Briefen und Aussprüchen berühmter Zeitgenossen geworden sind. Ich schließe mit dem Wunsche, daß das schöne Buch der Freundschaft zwischen einem Norddeutschen und einem Deutschschweizer überall die verdiente Aufnahme finden möge. L.

Christiernsson, Nils, Paris und die französische Front. Eindrücke von der schwedischen Studienfahrt. Nov.-Dez. 1915. Aus d. Schwed. übers. von Rolf Müller. Berlin, E. S. Mittler & S., 1916. (96 S.) 1 M.
Böök, Fredrik, Im französischen Kampfgebiet. Reisebericht eines Neutralen. Aus d. Schwed. übers. von Friedrich Stieve. Berlin, E. S. Mittler & S., 1916. (128 S.) 1,50 M.

Beide Bücher behandeln denselben Gegenstand: die Verfasser schildern die Eindrücke und Erlebnisse aus einer Studienfahrt nach Paris und der französischen Front, die sie auf Einladung der französischen Regierung ge-

meinsam mit einer Anzahl von andern Schweden machten, einer Fahrt, die einen rein privaten Charakter haben sollte, aber mehr und mehr von französischer Seite so gewendet wurde, daß sie offiziell zu sein schien und eine Annäherung Schwedens an Frankreich vortäuschen konnte. Trotz der bestechenden Liebenswürdigkeit, mit der die schwedischen Gäste überall aufgenommen wurden, und trotz des nicht zu leugnenden Geschicks, mit dem es die Franzosen verstanden, nur das für sie vorteilhafte sehen zu lassen, haben die Verfasser, die in ihrem Urteil im wesentlichen übereinstimmen, doch ihren klaren Blick bewahrt, und in ihrer Darstellung kommen im Vergleich mit deutscher Ordnung, Disziplin und Sauberkeit die Schwächen auf französischer Seite oft genug zum Ausdruck. Mit Recht sind beide empört über die ganz unwürdige Behandlung der gefangenen deutschen Offiziere, die ein eigentümliches Licht auf die „Ritterlichkeit“ der Franzosen wirft, von der noch immer so viel Rühmens gemacht wird. Es ist bezeichnend, daß die an der Reise teilnehmenden schwedischen Offiziere es ausnahmslos ablehnten, der demütigenden Schaustellung der Gefangenen beizuwohnen. Von den beiden Büchern ist das des Literaturhistorikers Bök sicher psychologisch bedeutend tiefer, geistreicher und feiner, sowie von größerer Formvollendung, aber auch die frische Erzählung des Gothenburger Redakteurs Christiernsson wird man als Ergänzung dazu mit Interesse und Vergnügen lesen. Jürges.

Meister Johann Dietz, des Großen Kurfürsten Feldscher und Königl. Hofbarbier. Nach d. alten Hdschr. in der Kgl. Bibliothek zu Berlin zum erstenmal in Druck gegeben von Ernst Consentius. (Schicksal u. Abenteuer. Lebensdokumente vergangener Jahrhunderte. Bd. 11.) Ebenhausen b. München, W. Langewiesche-Brandt, 1915. (368 S.) 1,80 M., geb. 3 M.

Der alte brave Hallenser Barbiermeister hat seiner eignen Lebensbeschreibung selbst den Titel gegeben: Meister Johann Dietz, das ist: die getreu, von ihm selbst gemachte Beschreibung seines Lebens, item alles dessen, was er wider die Türken, am Nordpol, in deutschen Gauen u. Gassen, unter Soldaten, Barbaren u. Bürgern, Jungfern u. Gespenstern, endlich in seiner Vaterstadt Halle mit zweien Frauen erfahren, u. so auf dieser Welt insgesamt hat leiden müssen? In diesem Titel ist der wesentliche Inhalt der Biographie, die die Jahre 1665—1738 umfaßt, angedeutet. Es handelt sich in der Tat um ein an Ereignissen und Abenteuern aller Art reiches Leben, das neben allerlei interessanten persönlichen Zügen aber auch so viel Allgemeingültiges aus dem bürgerlichen Leben um 1700 enthält, daß man sich über die so späte Veröffentlichung der handschriftlich überlieferten Lebensbeschreibung wundern muß. Das Buch Dietzens verdient durchaus einen Platz neben den allbekannten älteren Selbstbiographien eines Barth. Sastrow, eines Thomas Platter, eines Hans v. Schweinichen. Auch Dietz ist eine Persönlichkeit, die vielerlei erlebt hat und die unterhaltend und belehrend darüber zu erzählen versteht. Was er über seine Lehr- und Wanderzeit, über die Schwierigkeiten der Ansässigmachung, über den Neid der Zunftmeister u. ä. berichtet, kann durchaus als Abbild der durchschnittlichen alten handwerklichen Lebensverhältnisse gelten. In das Zeitbild gehört auch das Gemisch von Aberglaube, Frömmigkeit und Verständigkeit. Was der brave Dietz dagegen von den unerquicklichen Beziehungen zu den Verwandten und vor allem zu der ersten Ehefrau sowie über Prozesse aller Art erzählt, steht hoffentlich nur als düstere Ausnahme in dem Bild des damaligen bürgerlichen Lebens da; auch dem alten Meister lächelt ja noch ein freundliches Geschick, wenn er als Siebziger mit der zweiten Gemahlin noch ein paarmal taufen läßt. — Was die Ausstattung des hübschen billigen Buches anlangt, so ist noch auf die vielen gut passenden Städte- und Sittenbilder, die der Herausgeber älteren Werken entnommen hat und die das ganze aufs beste beleben, aufmerksam zu machen. Die gleich in 22000 Exemplaren aufgelegte Dietz-Biographie wird ohne Zweifel Leser und Freunde finden. G. K.

- Friedrich, Fritz, Die christlichen Balkan-Staaten in Vergangenheit und Gegenwart. München, Oskar Beck, 1916. (95 S.) Geb. 2 M.
 Kaßner, Karl, Bulgarien. Land und Leute (Bibliothek des Ostens Bd. 2.) Leipzig, W. Klinkhardt, 1916. (136 S.) 1,50 M.
 Endres, Franz Karl, Die Türkei. Mit 215 Abbildungen. München, Delphin-Verlag, 1916. (XXX, 96 S.) 2 M., geb. 3 M.

Die deutsche Literatur über den Balkan, der sonst zu den vernachlässigten Gebieten gehörte, hat schon während des Weltkriegs außerordentlich zugenommen. Als erste „geschichtliche Einführung“ für die Kenntnis dieses Landes und seiner Völker, die allmählich in den mitteleuropäischen Block hereinwachsen und ein wertvolles Glied eines neuen Staatenbundes werden dürften, eignet sich das an erster Stelle genannte Buch durchaus. Es ist hervorgegangen aus Vorträgen, die allgemeinen Beifall gefunden haben, obwohl der Verfasser keine originale Forschung bieten wollte. — Auf eingehenden Studien beruht demgegenüber die Landeskunde Bulgariens, wenn auch der Verfasser als Nichtgeograph diese Bezeichnung seines Buchs ablehnt. Jedenfalls aber ist er mit seinem Gegenstand gründlich vertraut und auch an Liebe dafür, die das Verständnis zu erleichtern vermag, fehlt es ihm nicht. So kann man dies Buch, das uns in angenehmer Form reichhaltige Nachrichten über das wirtschaftliche und politische Leben unserer Bundesgenossen vermittelt, nur mit großer Genugtuung begrüßen. Beigegeben sind auf 8 ungezählten Seiten 16 Abbildungen hervorragender Bauten, Landschaften usw., die dem Leser gewiß willkommen sein werden. — Bei dem an dritter Stelle aufgeführten Werk hat der Verlag die Anregung gegeben. Es verfolgt die Absicht, dem deutschen Publikum eine lebendige Anschauung der Türkei zu verschaffen. Dazu dienen die Aufnahmen, die Endres während seiner dreijährigen Tätigkeit als türkischer Generalstabsoffizier überall im Reiche gemacht hat. Andere Kenner Kleasiens und der anderen Länder haben in freundlicher Weise zur Erweiterung dieser Sammlung beigetragen. Der Verfasser, dem man bereits mehrere Schriften über denselben Gegenstand verdankt, hat sich diesmal mit einer knappen Einleitung und mit Erläuterungen zu dem reichen und geschickt ausgewählten Bilderschmuck begnügt. E. Kr.

- Hallström, Per, Der Volksfeind. Vier zeitpolitische Aufsätze. München, F. Bruckmann A.-G., 1916. (69 S.) 1 M.

Wir sind nicht durch Sympathie und Freundschaft der Neutralen verwöhnt; an der Spitze marschiert Schweden, Sven Hedin gab den Auftakt, Kjellén, Steffen folgten, nunmehr auch ein Dichter. Englische, französische Wesensart behandeln die ersten beiden Aufsätze; eine Kritik des bekannten Thomas Mannschen Bildes Friedrich des Großen finden wir im 3.; im 4. eine interessante Zeichnung Deutschlands als „Volksfeind“ im Sinne des Ibsenschen Helden. Man wird sich diesen klugen und tapferen Schweden merken! Seine Werke sollten jedenfalls bei uns schon um dieser Hilfe willen dichterisch so heimisch werden wie die so vieler seiner Landsleute. B. Laquer.

- Herpel, Otto, Mein Dorf auf dem Hügel. Wie es den Krieg erlebte. Heilbronn, E. Salzer, 1916. (117 S.) 1 M.

Dieses Kriegsbüchlein ist ein hübsches Gegenstück zu dem kürzlich in diesen Blättern angezeigten von Helene Christaller „Wir daheim“: dort die Erlebnisse im Odenwald und der hessischen Hauptstadt, hier die eines kleinen Vogelsberger Dörfchens. Verfasser, seit wenigen Jahren Pfarrer von Lißberg an der Nidder, das in früherer Zeit Liebesberg urkundlich heißt, hat uns mit großer Anschaulichkeit und Frische die Kriegerlebnisse dieses weitabgeschiedenen Dorfes erzählt und es ist ein ganz reizendes Büchlein daraus geworden. Freunde der Volkskunde seien besonders darauf hingewiesen, daß er alles darauf bezügliche mitteilt, sogar einen sogenannten Himmelsbrief im Wortlaut S. 32 ff. Etwas Nebensächliches sei hier jedoch klargestellt. Er

erzählt uns, daß Lißberg eine zeitlang den Rodensteinern „trinklustigen, leichtsinnigen Herrn“ (S. 7) gehörte. Verfasser hat hier die Scheffelschen Rodensteinlieder als geschichtliche Quelle benutzt. Dem gegenüber sei hier noch einmal festgestellt, daß der von ewigem Durste gequälte Herr von Rodenstein ein dichterisches Erzeugnis der Scheffelschen Muse ist.

Noack-Darmstadt.

Hildebrandt, Elsa, Die schwedische Volkshochschule, ihre politischen und sozialen Grundlagen. Herausgeg. v. d. Zentralstelle für Volkswohlfahrt. Berlin, C. Heymann, 1916. (155 S.) 4 M.

Eine der großen Sorgen der Volksfreunde angesichts der ungeheuren Lasten des Krieges besteht darin, daß die Sozialen Reformen, welche mit die kriegsgerische Tüchtigkeit unseres Volkes dauernd entwickelt, infolge mangelnder Mittel in den Hintergrund treten können. Da ist es ein erfreuliches Zeichen, daß die amtlich für Volkswohlfahrt sorgenden Organisationen auch im Kriege zu wirken nicht nachgelassen haben. Ein schönes Beispiel bietet die obige Schrift; sie gibt uns ein objektives, kritisch und entwicklungsgeschichtlich, man kann sagen folkloristisch gezeichnetes Bild der Bauern- und Arbeiter-Hochschulbewegung Schwedens. Ausgehend vom dänischen Vorbild beschreibt die Verfasserin auf Grund von zwei Studienreisen zu je 5 Monaten 1913 und 1914; zugleich wird die grundsätzlich so wichtige Erkenntnis gefördert: „Inwieweit sind in unserer Zeit derartige Bildungsbestrebungen berechtigt, welche sich nicht die Vermittlung von Fachkenntnissen zum Ziele setzen, sondern deren Endzweck Persönlichkeitsgestaltung ihrer Schüler ist?“ „Der Unterricht der Volksschulen sei nur Bildungsmittel; Endzweck sei die Charakterentfaltung.“ Verfasserin war selbst jahrelang im öffentlichen Schuldienst in Frankfurt a. M. tätig; der wirtschaftliche Teil des Werkes führt vortrefflich in Land und Leute Schwedens ein. Auch die Frage der Uebertragung des schwedischen Vorbildes auf deutsche Verhältnisse wird erörtert. Wir empfehlen diese gehaltvolle Schrift aufs angelegentlichste.

B. Laquer.

Kaindl, Raim. Friedr., Die Deutschen in Osteuropa. Leipzig, W. Klinkhardt, 1916. (104 S.) Geb. 1,50 M.

Als Bd. 1 einer von Wilh. Koch in Czernowitz herausgegebenen „Bibliothek des Ostens“ ist das vorliegende schon seines Themas wegen bedeutsame Buch erschienen. Der Verfasser ist einer der besten Kenner der Geschichte seiner Heimat und im besonderen des osteuropäischen Deutschtums. Wenn einer ist er der Mann, die neu erwachte Teilnahme des deutschen Volkes an seinen alten Siedlungsgebieten neu zu beleben und die Sammlung, die diesem Zweck dienen soll, würdig einzuleiten. Der Inhalt mag aus den Kapitelübersichten entnommen werden. Nach kurzer Einleitung gibt K. die Geschichte der Deutschen in Ungarn, Siebenbürgen, Kroatien und Slavonien. Die beiden folgenden Kapitel besprechen die deutschen Ansiedlungen in Polen und Galizien, das nächste die in Rumänien und in der Bukowina und des weiteren in Bosnien, Serbien und Bulgarien. Nach einer kürzeren Orientierung über die Deutschen in Rußland machen den Beschluß zwei zusammenfassende Würdigungen unserer Kulturarbeit im Osten und der gegenwärtigen Lage des Deutschtums dort. Eine Übersicht der besten Literatur und der Karten erhöhen den Wert des Büchleins, das sich für eine erste Einführung eignet und daher auch kleineren Volksbüchereien empfohlen werden kann.

L.

Kutscher, Artur, Kriegstagebuch. Zweiter Teil: Vogesenkämpfe. München, C. H. Beck'sche Verlagsh., 1916. (122 S.) Geb. 2,25 M.

Der erste Teil der Erinnerungen Kutschers ist überall mit lebhaftem Beifall aufgenommen worden. Ein feinsinniger Gelehrter vermittelt dem Leser seine Anschauungen und Empfindungen mitten im Kriegerdasein. Die vorliegende Fortsetzung ist, wie der Verfasser es ausdrückt, durch das weitere Erlebnis ganz von selbst gewachsen. Freilich ist dieser jetzt weniger mitteil-

wie zuerst unter der Fülle der Geschehnisse; nur was ihn persönlich ergreift, wird fortan noch der Feder anvertraut, so daß das ganze Kolorit ein anderes geworden ist. Zunächst freilich begleiten wir Kutscher in die Heimat zum Urlaub, den er sich durch die Teilnahme an der großen Winterschlacht in der Champagne (Anfang 1915) redlich verdient hat. Schwer ist natürlich die Trennung zum abermaligen Aufbruch ins Feld. Im Anfang geht es wieder in die Champagne zurück, den Frühling aber erlebt der Verfasser im Elsaß und die hartnäckigen Vogesenkämpfe im schönen Münstertal und seiner weiteren Umgebung, wo er einstmals mit Hermann Löns herrliche Wanderstunden durchlebte, erfüllen jetzt den größeren Teil des prachtvollen Büchleins, das die Ereignisse bis zum September 1915 weiterführt. Mit besonderer Freude sei noch auf das Schlußkapitel hingewiesen, in dem in vornehmem und verständlichem Sinne über unsere Zukunftsarbeit gesprochen wird. E. L.

Peez, Alex. v., Europa aus der Vogelschau. Politische Geographie, Vergangenheit und Zukunft. Wien, Man-Verlag, 1916. (129 S.) 2,60 M.

Bei dem ersten Erscheinen (1889) dieser geistvollen historisch-politischen Betrachtungen in der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ fand der Verfasser allgemeinen Beifall, so daß man sich eigentlich wunderte, daß sie erst jetzt vier Jahre nach seinem Tode in Buchform erscheinen. Wie alle Schriften Peez', dessen Lebensabriß und Portrait dem Buch beigegeben sind, zeichnet sich auch diese durch selbständige Gedanken und Beobachtungen aus, die er in seinem vielseitigen Wirkungskreis als praktischer und theoretischer Volkswirt, sowie als praktischer Politiker und Publizist sich gewonnen und erwandert hat. Seiner Ueberzeugung nach waren die Völker Europas durch die geographischen Voraussetzungen ihrer Länder dazu bestimmt, eine Staatengemeinschaft auf der Grundlage der Gleichberechtigung zu bilden. Alle Versuche, eine Zwingherrschaft aufzurichten, scheiterten und mußten scheitern unter schweren Rückschlägen für den vorübergehenden Sieger. Das habe Niemand klarer erkannt und ausgesprochen als der französische Denker Montesquieu. — Aber sehr wohl wußte dieser kluge und weitsichtige Beobachter, was Europa von dem englischen Imperialismus zu gewärtigen habe, und so würde er, wenn er den Ausbruch des gegenwärtigen Weltkriegs miterlebt hätte, mit seinem Freunde Fallmerayer gesagt haben: „Leidenschaft war von jeher gewaltiger als Vernunft“. Erst nach den furchtbaren Erfahrungen des Weltkriegs werden die Völker Europas sich auf ihre ursprüngliche und wahre Bestimmung besinnen und nur mit Mühe die Stellung zurückgewinnen, die sie ehemals in der Menschheit einnahmen. L.

Scapinelli, Karl Graf, Von der Adria bis zum Ortler. Kriegsberichte von der österreichisch-italienischen Front. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchh., 1916. (136 S.) Geb. 2,20 M.

Es tut mir leid, auf dieses prachtvoll und mit künstlerischer Begabung für Naturschilderungen geschriebene Buch nicht so ausführlich eingehen zu können, wie ich möchte. Von September 1915 bis Februar 1916 weilte der Verfasser als Berichterstatter entweder im Kärntner Abschnitt der Kriegszone oder an der Isonzofront, wo er Zeuge der vierten großen Schlacht war, in der die italienischen Angriffe an der Bravour der österreichischen Truppen zerschellten. Aber auch Tirol hat Graf Scapinelli wiederholt besucht und alle diese Gegenden, die für Mitteleuropa so viel bedeuten und nun und nimmer verloren gehen dürfen, umfaßt er mit derselben treuen Liebe, die stets der Schlüssel des Verständnisses sein wird. Daher haftet sein Auge nicht an den Einzelheiten, die ihm als Berichterstatter tagtäglich begegnen und die er uns in lebhaften Farben zu malen weiß, vielmehr vergegenwärtigt er uns das Land und seine Art, die Bewohner in ihren Charaktereigenschaften und das Verteidigungssystem, wie es vor und während des Kriegs geworden ist. „Nicht meine Worte und Gedanken, wohl aber die stille, große Tat, die Oesterreich-Ungarn gegen eine ganze Nation hier vollbrachte, soll und muß bleiben. Mag es größere Fronten, größere Schlachten in diesem Weltkrieg

gegeben haben, die ureigenste österreichisch-ungarische Front läuft vom Ortler zur Adria.“

E. Kr.

B. Schöne Literatur.

Bogendörfer, G. Heinrich, *Der Bergalte*. Ein Bergmärchen in drei Akten. Friedewald-Dresden, Verlag Aurora, 1916. (115 S.) 2,50 M., geb. 3,50 M.

Als harmlos liebenswürdiges Werkchen tritt „Der Bergalte“ vor das Publikum. Sein Autor kleidete den nicht gerade neuen Stoff von dem Burgfräulein, das durch einen fahrenden Ritter aus Geisterumgarnung erlöst wird, in fließend gefällige Verse und bemühte sich mit Erfolg auch bühnenwirksame Bilder zu schaffen. Am gelungensten erscheinen mir die Auftritte des Bauertheaters auf dem Theater, die wohl von Ferne ihr Vorbild in den Shakespeareschen Rüpelseenen sahen, aber doch genug eigene humorvolle Einfälle besitzen, um — als Schluß — auch den Höhepunkt dieses dramatischen Bergmärchens zu bilden.

E. Kr.

Ernst, Otto, *Semper der Mann*. Leipzig, L. Staackmann, 1916. (516 S.) 5 M.

Asmus Sempers Jugendland und Semper dem Jüngling folgt nun dieser Teil des Ernstens Lebensromans, der das Mannesalter umfaßt und bis hinein in die unmittelbare Gegenwart des Weltkriegs reicht. Es liegt in der Natur der Dinge, daß bei solchen biographischen Darstellungen die Abschnitte, die die Jugenderinnerungen festhalten, stets den allgemeineren Beifall finden, weil hier nur der Mensch zum Menschen spricht, während später die Verschiedenheit der Anschauungen eine sehr viel größere ist und bestimmend auf das Urteil einwirkt. So wird es auch dem vorliegenden Roman, bei den Verehrern des Dichters, die ihn und seine künstlerische Bedeutung ebenso hoch einschätzen wie er selbst, nicht an Beifall fehlen, während er anderen weniger sagen wird und wiederum andere ihn schroff ablehnen werden. Nach den Mitteilungen des Verfassers über seine literarischen Kämpfe könnte man nun fast fürchten, daß er zu der Ueberzeugung gekommen sei, daß nur Neid und Mißgunst ihm seinen Ruhm verkürzen möchten. Diese Voraussetzung trifft aber so allgemein gewiß nicht zu. Außerordentliche Erfolge, die dauernden Einfluß auf das Publikum sichern, verpflichten eine ernste und sich ihrer Verantwortung bewußte Kritik zur rückhaltlosen Prüfung, ob in dem jeweilig vorliegenden Fall Verdienst und allgemeine Wertung miteinander übereinstimmen. Das Ergebnis mag den Betreffenden, namentlich wenn er einen Ruhm in Mühen ehrlich erkämpft zu haben glaubt, unangenehm berühren und vielleicht auch von ihm als ungerecht empfunden werden, er wird es aber gelassen hinnehmen müssen. Auch den Schreiber dieser Zeilen berührt vieles in „Semper dem Mann“ als unkünstlerisch, obwohl zugegeben werden soll, daß die Darstellung frisch und flott ist und daß manche gute Gedanken darin enthalten sind.

L.

Herzog, Rudolf, *Vom Stürmen, Sterben, Auferstehn*. Kriegsgedichte. Leipzig, Quelle u. Meyer, 1916. (127 S.) Geb. 2 M.

Der Name des Dichters, der Titel und die wirklich erfreuliche äußere Erscheinung dieses Buchs erwecken die besten Erwartungen und wahrlich diese werden nicht enttäuscht. Echte Dichterkraft, fortreibende Sprachgewalt, innerstes Miterleben sichern diesen neuen Kriegsgedichten Rudolf Herzogs hohen Wert, kein Wunder, daß sie schon in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet sind. Nach Westen führt er und nach Osten; auch für die Taten der Flotte findet er begeisterte Worte, und zurück in die Heimat zu Frauen und Kindern schweifen seine Gedanken; manch anderer Ton erklingt noch daneben. Nur selten ist ein Stoff gewählt, der voller dichterischer Gestaltung widerstrebt, und daß die sprachliche Formung bisweilen etwas kühn ist, erscheint als Vorzug gegenüber langweiliger Richtigkeit. Unwider-

stehlich fortreibender Schwung, daneben höchste Todesentslossenheit geben zahlreichen Gedichten hohen Wert. E. L.

Kurz, Isolde, Cora und andere Erzählungen. München, Georg Müller, 1915. (212 S.) Geb. 3 M.

Die bedeutendste dieser Erzählungen, in denen die Verfasserin abermals eine Probe ihrer großen und feinen Kunst gibt, ist die erste, die der Sammlung den Namen geliehen hat. Ein deutscher Kandidat verlobt, ehe er sich in die Prosa des Berufslebens stürzt, auf einem kleinen ländlichen Gut in Toskana als Hauslehrer einer herabgekommenen Adelsfamilie ein Judendidyll, von dem er für alle Zukunft zehren wird. Als ihn aber ein Jahrzehnt später die Sehnsucht nochmals dorthin treibt, da ist aus Cora, dem „lieblichen Naturkind“, das mit den Tieren des Waldes lebte, mit den Vögeln um die Wette zwitscherte und in seiner Unschuld und Ursprünglichkeit ein Stück Natur darstellte, eine Weltdame und Sängerin geworden, die zwar ihrem ehemaligen Lehrer mit Achtung begegnet, aber der entschiedenen Meinung ist, daß sie längst innerlich über die damalige Welt herausgewachsen sei. Die wenigen Personen sind meisterhaft geschildert, ein Stück lauterer Poesie tritt uns in dieser Erzählung entgegen, an die die anderen drei, unter denen „Die Allegorie“ wieder hervorragt, in keiner Weise heranreichen. E. L.

Oertzen, E. v., Entenrike und andere Hinterpommersche Geschichten.

8.—10. Taus. Berlin, Martin Warneck, 1916. (192 S.) Geb. 3,50 M.

Ders., Meine Kuh und andere Hinterpommersche Geschichten. 3.—5.

Taus. Ebend. (250 S.) Geb. 3,50 M.

Nehmen die liebenswürdigen süddeutschen Erzählerinnen, von denen hier oft die Rede ist, ihren Stoff häufig aus dem kleinbürgerlichen und bürgerlichen Lebenskreise, so steht bei Frau E. v. Oertzen der herrschaftliche Gutshof im Vordergrund mit der ganzen Schar der Dienerschaft und Tagelöhner, die dazu gehören. Land und Leute und ihr tägliches Treiben sind der Verfasserin wohl vertraut und anschaulich und behaglich, mitunter in dem heimischen Platt, das für norddeutsche Ohren einen trauten Klang hat, weiß sie uns kleine Ereignisse und Schicksale nahe zu bringen. Bedeutender als der künstlerische ist naturgemäß der stoffliche Wert, aber auch der ethische Gehalt sollte um so weniger unterschätzt werden, als er durchaus nicht aufdringlich auftritt. Mit dieser Einschränkung also kann man die beiden vorliegenden Sammlungen bestens empfehlen, namentlich auch für die reifere männliche und vor allem die weibliche Jugend. Selbst mitteldeutsche und süddeutsche Leser, die Reuter verstehen, werden jetzt, wo der Krieg alle deutschen Stämme durcheinander gewirbelt hat, gern erfahren wollen, wie sich das tägliche Leben ihrer Kameraden in dem pommerschen Plattland abspielt. E. L.

Raithel, Hans, Der Schusterhans und seine drei Gesponsen. Leipzig,

C. F. Amelang, 1915. (218 S.) Geb. 4 M.

Man kennt Raithel als einen der besten Vertreter des deutschen Dorfromans. Seine Geschichte aus dem Bayreuther Land „Annamaig“ verdient ebenso rückhaltlose Anerkennung wie der „Strauß Dorfbüthen“, die er „Herrle und Hannile“ nennt, wobei dem Verfasser wohl die „Feldblumen“ Stiftern bei der Wahl des Titels als Vorbild dienen mochten. Auch die vorliegende Erzählung, die sich vielleicht etwas zu lang ausspinnt, kann als reifes Zeugnis deutscher Heimatskunst gelten. Der „Schusterhans“ ist ein lebenswüthiger, flotter Bursch, mit dem es in dem Heimatdorf alle gutmeinen und der sogar bei den Bauern einen Stein im Brett hat. Das Kneipenleben aber mit den fröhlichen Zechgenossen ist den drei Frauen, die er nacheinander heiratet, ein Dorn im Auge, so daß von seinem häuslichen Glück daheim und in dem Nachbardorf, wohin ihn seine zweite Ehe führt, nicht viel Rühmliches zu melden ist. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß ihn allein die Schuld treffe, ebenso sehr trifft sie die beiden letzten Frauen, die sich als geizig und

gewalttätig erweisen. Wie dem nun auch sei, trotz mancher origineller Züge im Charakter der Haupthelden und guter Beobachtungen aus der bäuerlichen Umwelt steht das vorliegende Werk doch erheblich gegen die beiden früheren zurück, die seiner Zeit in den „Blättern“ mit herzlichem Dank begrüßt wurden.

L.

Schrott-Pelzel, Henriette v., Doktor Urthaler. Tiroler Roman.

4. Taus. Berlin, Martin Warneck, 1916. (332 S.) 3,50 M., geb. 4,50 M.

Der herbkräftige, dialektisch stark durchsetzte Roman aus Südtirol spürt den Ursachen der schlechten Blutmischung in den Berggemeinden nach und wendet sich gegen die Verwelschung der deutschen Bauernfamilien. Der gegenwärtige Krieg mit Italien, aus bitterer Notwendigkeit geboren, bringt die Scheidung vom Welschtum. Den Endsieg nimmt die Verfasserin im Glauben an die Gerechtigkeit der deutschen Sache vorweg: die Soldaten kehren heim, und die Friedensglocken ertönen. Wollte Gott, daß der jubelnde Ausklang sich bald durch die rauen Kriegsstürme hindurchringt. Bb.

Sophokles, Dramen. [Walter Amelung.] Bd. 1: König Oidipos. Oidipos auf Kolonos. Antigone. Mit einem einleitenden Vorspiel:

Laios. Jena, Eng. Diederichs, 1916. (XXIII, 257 S. und 9 Abb.)

4 M., geb. 5,50 M.

Diese Uebertragung der Dramen des Sophokles möchte man schon nach diesem ersten Bande allen Freunden der tragischen Muse auf das wärmste empfehlen. Einer der namhaftesten deutschen Archäologen hat sie mit glücklicher Hand geschaffen, ohne auf die Versmaße des Originals allzu-sehr Rücksicht zu nehmen. Dagegen ist bei der Verdeutschung der Chöre nicht selten der Reim verwandt, der unserer Sprache das musikalische Element hinzufügt, das sich sonst nicht wiedergeben lassen würde. Die ungezwungene Entwicklung des sprachlichen Ausdrucks gilt dem Verfasser überall mit gutem Bedacht als Hauptsache. Vor allem aber wird man es mit Freude begrüßen, daß Amelung sich entschlossen hat, den Sophokleischen Oedipus-Tragödien, die als „bedeutungsvolles Sinnbild allgemeinen Menschenschicksals“ gerade dem heutigen Geschlecht gelten, das das Verhängnis des gegenwärtigen Weltkriegs über sich hat ergehen lassen müssen, ein Vorspiel vorausgeschickt hat, in dem er dem modernen Leser die Vorgeschichte mitteilt, die dem Griechen jener fernen Zeit geläufig war. Bei dieser Schilderung ist mit großem Geschick von der Darstellung der Vorgänge abgesehen, die nachher von Sophokles in dem einen oder dem anderen seiner Stücke ausführlicher dargeboten werden. Jedenfalls hat A. seinen Zweck erreicht, in würdiger, nachdrücklicher Sprache erfahren wir im „Laios“ von dem Fluche des Pelops, der so unendliches Leid über Oidipos und das ganze Geschlecht der Laiden verhängt. Der Schluß des Vorworts, das man populärer gehalten wünschen möchte, erklärt kurz und bündig die Abbildungen nach antiken Bildwerken, mit denen Verleger und Uebersetzer das herrliche Buch ausgestattet haben, das aber seinem ganzen Inhalt nach sich nur für reifere Leser eignet. E. L.

Steinart, Armin, Der Hauptmann. Eine Erzählung aus dem Weltkrieg. 1. bis 5. Aufl. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta, 1916.

(332 S.) 2,50 M., geb. 3,50 M.

Vielleicht könnte einem die Fabel des Buches — alles dreht sich um die Verwundung und endlich glückliche Bergung eines allgeliebten Kompaniechefs — ein wenig dürrtzig vorkommen, und die Ausarbeitung der Effekte an manchen Stellen zu krass, im ganzen aber erscheint „Der Hauptmann“ doch als eine Erzählung, die weit über den Durchschnitt der Tagesliteratur hinausreicht. Die geschickt und spannend aufgebaute Handlung offenbart große Sachkenntnis und ist dabei lebendig und warm empfunden. Künstlerische Feinheiten in der Charakterzeichnung des Titelhelden, sowie besonders des Freiwilligen Loos, befriedigen neben dem glänzenden Stil auch ein anspruchsvolleres Publikum, und in das glückliche Ende klingt, den Leser mit

fortreißend, der Siegesjubiläum über die genommenen englischen Schützengräben hinein. E. Kr.

Strobl, Karl Hans, Die Kristallkugel. Leipzig, L. Staackmann, 1916. (351 S.) 4 M.

Neunzehn Erzählungen hat Karl Hans Strobl in seinem jüngsten Novellenbände vereinigt, und zum Verständnis der Buntheit all dieser kleinen Sachen mögen die Worte dienen, die er in der „Kristallkugel“, die einmal in Paris ein Modespielzeug war, als Motto seiner Arbeit vorausschickt: „Es ist nichts als eine Kugel aus Kristallglas, wenn Sie fest hineinblicken, steigen Nebel auf, ziehen hin und wieder, zerreißen und lassen durch die Lücken Gegenden, Menschen und Szenen sehn, aus denen Schicksale gedeutet werden können.“ — In die Kugel der Welt schaut er als Dichter hinein, und aus den verschiedensten Ländern, Zeiten und Charakteren schöpft er seine Geschichten, die fast alle Kabinettstückchen sind, scharf geschliffen im Stil, manchmal bis zur Brutalität zugespitzt, stellenweise frivol, stellenweise an die tiefsten Fragen des Lebens rührend, aber immer von einem Künstler geschrieben, der weit über dem Durchschnitt steht, wenn das Buch sich für Volksbibliotheken wohl auch weniger eignen dürfte. E. Kr.

Svensson, Jön, Nonni. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung, 1916. (355 S.) 3,60 M., geb. 4,80 M.

Svenssons prächtiges Jugendbuch von dem kleinen Isländer empfiehlt sich selbst durch seine innerhalb von drei Jahren notwendig gewordene dritte Auflage, in deren Vorwort der Verfasser ausdrücklich betont, daß er keine erdichteten Vorgänge wiedergäbe, sondern die Ereignisse seines eigenen Lebens, damals auf der gefährvollen Seereise von Island nach Kopenhagen. Der kleine „Nonni“ ist identisch mit Jön Svensson. Wie seine Kinderaugen die Welt in ihrer ungeahnten Pracht und Weite schau, das wird ganz köstlich, frisch und unmittelbar erzählt. Wir erleben die furchtbaren Tage im Polar-meer, den Kampf mit Eisbergen und Eisbären und auch die friedliche Fahrt längs der norwegischen und dänischen Küste, förmlich mit. Kopenhagens Straßenszenen in ihrer humorvollen Schilderung erhöhen das Behagen und erwecken, zugleich mit dem Bedauern, daß dieses Buch damit schließt, die Hoffnung auf die vom Verfasser versprochene weitere Erzählung aus Jön-Nonnis Lebensschicksalen. E. Kr.

Bekanntmachung.

Zu der durch Erlaß des Kaiserlichen Ministeriums für Elsaß-Lothringen vom 26. Mai 1912 (Zentral- und Bezirks-Amtsblatt, Hauptblatt Nr. 24) eingeführten Diplomprüfung für den mittleren Bibliotheksdienst wird hierdurch Termin auf

Dienstag, den 5. Juni 1917

für den schriftlichen Teil und auf

Mittwoch, den 6. Juni

für den mündlichen Teil festgesetzt; nötigenfalls werden die folgenden Tage noch in Anspruch genommen.

Die Gesuche um Zulassung zur Prüfung müssen nebst den erforderlichen Unterlagen bis spätestens zum 15. Mai bei dem Unterzeichneten eingereicht werden.

Straßburg, den 21. Februar 1917.

Der Vorsitzende der Prüfungskommission,
Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Wolfram
Direktor der Kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H. in Halle (S.).

für Volksbibliotheken und Lesehallen.

Herausgeber: Professor Dr. Erich Liesegang in Wiesbaden. — Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig. — Preis des Jahrgangs (12 Nrn.) 4 M.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung und Postanstalt.

Die Buchbinderei im Kriege.

Von Prof. Dr. Hans Paalzow, Direktor an der Kgl. Bibliothek in Berlin.

Die Verhältnisse im Buchbindergewerbe haben sich während des Krieges allmählich so entwickelt, daß sie den Leitern der meisten Bibliotheken schwere Sorgen bereiten. Die Preise für Einbände sind immer höher geworden und drohen einen großen Teil der Anschaffungsfonds zu verschlingen. Und doch sind die Bibliotheken, die ihre Bücher überhaupt binden lassen können, noch in glücklicher Lage. Zahlreiche kleine Buchbindermeister haben ihren Betrieb wegen Mangels an Material, zum Teil auch wegen Mangels an Arbeitskräften einstellen müssen, und in deutschen Bibliotheken liegen tausende von Büchern, die gar nicht mehr eingebunden werden können.

Als im Sommer 1914 der Krieg ausbrach, dachte niemand daran, daß solche Verhältnisse je eintreten könnten. Trotz der Einberufungen fehlte es den Buchbindermeistern anfangs nicht an Arbeitskräften, auch an Material war kein Mangel. Dagegen fehlte es an Aufträgen. Weil der Kauf ausländischer Bücher stockte und auch der deutsche Verlagsbuchhandel sich erst auf die Kriegsverhältnisse einstellen mußte, ging die Büchervermehrung in den Bibliotheken zurück. Die Königliche Bibliothek in Berlin ließ deshalb, um ihre eigene Buchbinderwerkstatt und die auswärtigen Meister, bei denen sie arbeiten läßt, in derselben Weise wie bisher weiter zu beschäftigen, in verstärktem Maße schadhafte Bände reparieren. Nicht wenige Gehilfen gingen, weil es an Buchbinderarbeit fehlte, zu Kriegsbetrieben über; namentlich wurden viele Sattler, arbeiteten Tornister, Rucksäcke und Patronentaschen und erhielten hohe Löhne.

Dieser Uebertritt von Gehilfen zu andern Berufen, ebenso aber auch der Umstand, daß immer mehr Gehilfen zum Heeresdienst eingezogen wurden, hatten zur Folge, daß schon im Frühjahr 1915 ein Mangel an brauchbaren Arbeitskräften eintrat. Da gleichzeitig die Preise für die meisten Lebensmittel stiegen, so mußten auch in der Buchbinderei höhere Löhne gezahlt werden. Ebenso stiegen auch die Preise aller Materialien. Die Steigerung der Löhne und Materialienpreise hat seitdem in gewaltigem Maße zugenommen.

Für die Löhne in der Buchbinderei besteht ein Tarif, der zwischen dem Verbands der Großbuchbindereien und dem Gehilfenverbände vereinbart worden ist. Er sieht für die Städte Berlin, Leipzig und Stuttgart höhere Sätze vor und wird auch von zahlreichen kleineren

Betrieben anerkannt. In Leipzig konnten die Gehilfen nur mit Mühe eine geringe Lohnerhöhung durchsetzen. In Berlin wurden ihnen im Dezember 1916 Teuerungszulagen von etwa 20 Prozent zugewilligt, so daß der Wochenlohn, der zu Anfang des Krieges etwa 31 M. betragen hatte, jetzt auf etwa 38 M. stieg. Doch gelang es bald, den Lohn mit Hilfe des Arbeitsnachweises noch weiter in die Höhe zu treiben. Weil an Gehilfen ein empfindlicher Mangel herrschte, konnte der Arbeitsnachweis einfach erklären, daß er für keinen Gehilfen eine Stelle vermitteln werde, der nicht wenigstens 42 M. Lohn in der Woche erhalte; auch für ganz junge und ungerübte Gehilfen wurde dieser Satz verlangt, der später sogar auf 45 M. erhöht wurde. Nimmt nun ein Meister zu diesem höheren Lohn einen Gehilfen an, so ist er ohne weiteres genötigt, auch den schon bisher bei ihm tätigen Gehilfen mindestens denselben Lohn zu gewähren. Im ganzen muß man aber sagen, daß die Lohnerhöhungen, so beträchtlich sie auch sein mögen, sich immer noch in mäßigen Grenzen bewegen, wenn man die ungeheure Steigerung der Lebensmittelpreise in Betracht zieht, namentlich aber die Arbeitslöhne, die in andern Betrieben, besonders in der Kriegsindustrie gezahlt werden, damit vergleicht.

Noch viel stärker als die Löhne sind die Preise für alle Materialien gestiegen. Hier nur ein paar Beispiele. Pappe stieg von 7,50 auf 18 M., Bezugspapier von 72 auf 190 M., Leim von 55 auf 180 M. Schweinsleder ist von 10 auf 28 M., Ziegenleder von 9 auf 20 M. gestiegen; jetzt ist Leder überhaupt nicht mehr zu haben, weil alles für Kriegszwecke beschlagnahmt ist. Besonders peinlich für die Bibliotheken ist aber, daß auch die gewebten Einbandstoffe, Kaliko und Leinen und die verschiedenen Arten von Kunstleder (Dermatoid, Pegamoid, Saxonialeinen usw.) nicht mehr zu haben sind. Der Preis für Doppelkaliko, der vor dem Kriege 80 Pf. betragen hatte, war zuletzt auf 4 M., der Preis für Normalleinen von 1,35 bzw. 1,65 M. auf 5 M. gestiegen. Jetzt ist die Ware überhaupt vom Markt verschwunden. Wenn wirklich ein wenig gewebte Rohware (Nesselstoff) aus dem Auslande hereinkommt, fehlt es den Fabriken häufig an den nötigen Appreturmitteln. Buchbinder, die jetzt noch mit einem ausreichenden Vorrat von Leder und Kaliko versehen sind, können von Glück sagen. Weizenstärke, aus der sonst der Kleister gekocht wurde, gibt es schon lange nicht mehr, und der Kleisterersatz, der zum großen Teil aus Fischleim besteht und in Fässern fertig geliefert wird, kostet etwa das Fünffache des alten Preises.

Bei dieser Sachlage versteht es sich von selbst, daß die Preise für Bucheinbände erhöht werden mußten. Im Frühjahr 1915 verlangten der Verband der deutschen Großbuchbindereien und der Bund der deutschen Buchbinderinnen eine Preiserhöhung von 10 Prozent, im Februar 1916 eine weitere Preiserhöhung von 20 Prozent. Im Dezember 1916 teilten die deutschen Großbuchbindereien ihren Auftraggebern mit, daß Zuschläge von 30 bis 50 Prozent nur einen kleinen Teil der entstehenden Mehrkosten decken könnten; sie seien daher

genötigt, alle Arbeiten, alte wie neue, auf Grund der jeweiligen Materialpreise von Fall zu Fall neu zu berechnen. Der Bund der deutschen Buchbinderinnungen aber, die Organisation der kleinen und mittleren Buchbindereien, setzte im Januar 1917 folgende Mindestanschlätze fest: auf Broschüren 30 Prozent, auf gedruckte Bücher 40 Prozent, auf Geschäftsbücher 50 Prozent. Bei Lederbänden soll das verwendete Leder besonders berechnet werden. Diese Zuschläge seien als das mindeste anzusehen, was die Buchbinder verlangen müßten, um bestehen zu können. Ursprünglich war angeregt worden, auf den Bundestarif der Buchbinderinnungen einen allgemeinen Zuschlag von 50 Prozent eintreten zu lassen; dieser Vorschlag ging aber nicht durch.

Der erwähnte Bundestarif ist, vom Standpunkt der Buchbinder betrachtet, ein geradezu idealer, denn er setzt unerhört hohe Preise fest, bei denen der Buchbinder eine mehr als überreichliche Bezahlung erhält. Der Tarif ist denn auch bisher ein unerreichtes Ideal geblieben, und kein größerer Auftraggeber, keine Bibliothek wird sich je auf seine Preise einlassen können. Sobald eine etwas bessere Einbandart gewählt wird, schnellen die Preise des Tarifs in einer Weise in die Höhe, die zu den Mehrkosten des verwendeten Materials in gar keinem Verhältnis steht. Ebenso sind auch die Preise für größere Einbände verhältnismäßig viel teurer als die Preise für kleinere Bände. Vom Standpunkt der Bibliotheken wäre natürlich der niedrigste Buchbindertarif der beste, wenn nicht die Erfahrung lehrte, daß man für zu wenig Geld schlechte Arbeit erhält. Will man die Interessen der Buchbinder und der Bibliotheken ausgleichen und dem Grundsatz der Billigkeit folgen, so muß man sich bemühen, die Preise für Bucheinbände so zu bestimmen, daß der Buchbinder einen auskömmlichen Verdienst hat und an allen Bänden, großen und kleinen, und an den verschiedenen Einbandarten verhältnismäßig gleich viel verdient. Auf diesem Grundsatz der Billigkeit beruht der von der Königlichen Bibliothek in Berlin aufgestellte Tarif für Bucheinbände, der im Jahre 1912 von Herrn Generaldirektor v. Harnack genehmigt worden ist. Während des Krieges ist dieser Tarif schon dreimal erhöht worden, 1915, 1916 und 1917. Nach der letzten Erhöhung werden auf die ursprünglichen Sätze des Tarifs aufgeschlagen: für einfache und steife Broschüren 40 Prozent, für Halbkaliko- und Halbleinenbände 60 Prozent, für Halbpergamentbände 50 Prozent, für Halbfranzbände 80 Prozent. Im Durchschnitt muß also jetzt eine Bibliothek für Einbände etwa das Anderthalbfache dessen aufwenden, was sie vor dem Kriege zu zahlen hatte.

Auch solche Bibliotheken, die früher ihre Bücher grundsätzlich ungebunden bezogen, werden jetzt gut tun, so viel Bücher wie möglich gebunden zu kaufen. Wenn Kaliko und Leder nicht mehr zu haben sind, so muß man sich erinnern, daß Kaliko erst eine neuere Erfindung ist und daß es in früheren Zeiten auch ohne diesen Stoff gegangen ist. Erst im Jahre 1829 kam der Buchbinderkaliko in England auf, und erst seit 1850 wird er in Deutschland hergestellt. Es wird also

in vielen Fällen zweckmäßig sein, zu dem guten alten Pappband zurückzukehren. Statt der steifen Broschüre mit festem Kalikortücken macht man eine Pappbroschüre mit festem Rücken, statt des Halbkalikobandes einen Pappband mit gebrochenem Rücken und bunten Papierschildern. Es wird dabei nur zu beachten sein, daß ein möglichst dauerhaftes Bezugspapier genommen und der gebrochene Rücken aus etwas festerem Material hergestellt werden muß. Endlich sei noch auf das aus der Haut des Klippfisches hergestellte Pergament hingewiesen, ein neues Material, von dem auch in der vorliegenden Nummer dieser Blätter (S. 103) die Rede ist. Es ist zur Zeit noch nicht im Handel, wird aber hoffentlich schon in nächster Zeit den Buchbindern zugänglich gemacht werden.

Wie es nach dem Kriege mit den Löhnen werden wird, läßt sich heute noch nicht übersehen. Manche Buchbindematerialien werden wahrscheinlich auch nach dem Kriege teurer bleiben. Es steht aber zu hoffen, daß die Preise für Leder und die gewebten Einbandstoffe etwa auf den früheren Stand zurückgehen.

Max Ludwig.

Von Erich Petzet.

Wohl keine Zeit unserer Geschichte hat dem Deutschen so nachdrücklich und eindrucksvoll wie die jetzige das Bewußtsein eingehämmert, daß jedem Einzelnen, er mag einem Lebenskreise angehören, welchem er wolle, Grundbedingung des Daseins und Wirkens, des Glücks oder Unglücks in dem Zusammenhalt nicht nur mit seinem Volke, sondern mit der Organisation des Volkslebens im Staate beschlossen liegt. Der Staat ist das unerbittliche, unpersönliche Verhängnis, dessen Gedeihen oder Verderben auch dem Einzelnen das Schicksal bestimmt; er fordert im Kriege den Einsatz des ganzen Menschen unter Nichtachtung aller individuellen Neigungen und Abneigungen und stellt einen harten Pflichtbegriff auf, vor dem jede andere weichere Rücksicht zurücktreten muß; er zwingt alles in seinen Dienst und braucht Millionen im Kampfe auf, nur damit er sich behaupte. Mag aber jetzt noch so sehr die Ohnmacht des Einzelnen in dem ungeheuren Räderwerk, dem er eingefügt ist, empfindlich werden, ein ruhig und klar denkender Kopf wird auch unter dem stärksten Druck doch nicht das Bewußtsein verlieren, daß dieser selbe despotische Herrscher Staat nicht nur seine Forderungen im Krieg und Frieden reichlich vergilt durch die Gaben, die er für die Gesamtheit spendet und sichert, sondern daß er selber für alle seine Angehörigen ebenso beeinflussbares Objekt wie beeinflussendes Subjekt sein kann. Jeder, und mag seine Macht und Wirksamkeit noch so bescheiden sein, ist berufen, beizutragen zum Wesen und zur Entwicklung seines Staatslebens. In einer Zeit aber, in der für alle die Fragen des Staates in vorderster Linie stehen, kann auch die Dichtung nicht achtlos daran vorüber gehen und darf auf ein

willigeres Verständnis als vorher rechnen, wenn sie sich von den sonst bevorzugten Problemen der Liebe, der individuellen Entwicklung, des Aesthetentums abwendet und neue, rauhere Pfade zu wandeln versucht. So ist jetzt vielleicht auch die Zeit gekommen, einen Dichter wie Max Ludwig zu Ehren zu bringen, der schon vor dem Ausbruch des Krieges mit eigenartiger Gedankenfülle und Gestaltungskraft in mehreren großen Schöpfungen die Aufgabe ergriffen hat, das Werden und Wirken des geborenen Staatsmannes im öffentlichen Leben darzustellen. Losgelöst von allem Zufälligen und Vergänglichem der zeitlichen Bedingungen und frei von kleinlichen Parteigesichtspunkten und Tendenzen sucht er die künstlerische Antwort auf diese Kernfragen menschlichen Daseins: welche Kräfte und Ideen treiben und tragen das Leben des Staates und seine Entwicklung? was für Menschen sind das, die als ihren ausschließlichen Lebensberuf die Einwirkung auf das öffentliche Leben und Weltgeschehen erwählt haben, die die Geschicke der Staaten lenken und Verantwortungen tragen, vor denen auch furchtlosen und starken Männern bangen könnte? Wie wirkt in ihnen Freiheit der Entschließung und Zwang der Verhältnisse, Kraft der Persönlichkeit und Rücksicht auf andere Mächte zusammen, um sie als Träger des Staatsbegriffes oder seiner Funktionen doch ein individuelles Menschenleben erleben zu lassen?

Das Bedürfnis, das weite Gebiet des öffentlichen Lebens für die Dichtung fruchtbar zu machen, erweist sich als alt, auch wenn wir die vaterländische Dichtung der verschiedenen Zeiten und Völker und die Tendenzpoesie, die aus außerkünstlerischen Quellen Ursprung und Nahrung gewinnt, hier außer Betracht lassen. Wir brauchen in diesem Zusammenhang nur flüchtig auf Hegels Theorie des Tragischen hinzuweisen. Schon in der antiken Tragödie erscheint der Zusammenstoß staatlicher Satzung mit menschlicher Gefühlsforderung und in der ganzen Geschichte des Dramas spielen die großen staatlichen Katastrophen eine hervorragende Rolle bis zu Goethes allzu künstlichem Versuche, in der unvollendeten Trilogie der „Natürlichen Tochter“ die grundstürzenden Umwälzungen seiner Zeit in typisch stilisierten Gestalten auszuprägen. Im Roman sind phantastische und dabei doch wohlberechnete Staatsdarstellungen wie des Thomas Morus Utopia bis zu Bellamys „Im Jahre 2000“ zur größten Verbreitung gelangt. Die realistische Entwicklung der letzten hundert Jahre aber mußte mit Naturnotwendigkeit dahin drängen, die politischen Kräfte der Zeit nicht nur in historischen, stilisierten oder phantastischen Gestalten und Vorgängen symbolisch vorzuführen, sondern sie unmittelbar mit der ganzen Wirksamkeit des Selbsterlebten und Selbstgeschauten in moderner Form und ohne verhüllende Verkleidung darzustellen. Daher beim jungen Deutschland, in der Reaktionszeit, im neuen Sturm und Drang des Naturalismus, ja selbst bei einem Gottfried Keller der starke Einschlag politischer Fragen, politischer Ideale und Ziele in den großen Zeitromanen, die freilich einer ästhetischen Prüfung nur allzu sehr ihre zeitliche Gebundenheit verraten und leicht mit durchsichtigen Partei-

tendenzen im seichten Schlüsselroman versanden. Es ist dabei natürlich, daß vor allem die innere Politik mit ihren Entwicklungs- und Weltanschauungskämpfen hier eine vielseitige Spiegelung erfährt; die äußere Politik, so sehr sie Lebensfrage des Staates ist, widerstrebt weit mehr der freien Verwertung des Dichters und wurde kaum jemals in ihrer ganzen Bedeutung angefaßt. So ist auch kein Zweifel, daß die letztverflossenen Jahrzehnte auf dem Gebiete der sozialen Fragen wirkliche Neueroberungen der Kunst gemacht haben, deren Wert und Bedeutung man nicht darum verkennen darf, weil sie in derselben Richtung liegen wie eine Menge undichterischer, rein stofflicher Elendmalerei. Aber wenn auch die Kraft sozialen Mitgefühls, das einen großen Teil unseres öffentlichen Lebens bestimmt und durchdringt, zu starken künstlerischen Verklärungen gelangt ist, so ist das eben doch nur ein Teil und auch die anderen Bereiche staatsmännischer Wirksamkeit harren der dichterischen Bewältigung. Hier aber erheben sich neben den Gefahren uferlosen Zerfließens und außerkünstlerischer Tendenz noch besondere Schwierigkeiten. Denn hier kann nicht mit aller Freiheit aus der unendlichen Masse der namenlosen Träger des allgemeinen Lebensschicksals ein Einzelschicksal von typischer Geltung herausgegriffen werden, sondern hier handelt es sich um „die ragenden Gipfel der Welt“, zu deren Wesen es gehört, daß sie bis zu einem gewissen Grade jedem Leser in bestimmten, unverrückbaren Umrissen vor Augen stehen — wie kann da der Dichter noch frei gestalten und den Platteheiten der Parteischablonen und des Schlüsselromans entgehen? Das Problem, den modernen Staatsmann zu zeichnen in seinem ganzen Werden und Wirken, seinen menschlichen und politischen Gebundenheiten und Machtmitteln, in lebenswarmer, blutdurchpulster Persönlichkeit und doch nicht identisch mit den uns bekannten wirklichen Staatsmännern unserer Zeit, dies Problem erscheint, je mehr man es in seiner Größe und Bedeutung durchdenkt, um so unlösbarer, zumal dasselbe kompliziert schwierige Verhältnis der notwendigen inneren Wahrheit zu der fortgesetzt zu verleugnenden äußeren Wirklichkeit ebenso wie für die Persönlichkeiten auch für alle politischen Vorgänge der Dichtung gilt. Das Problem trotzdem aufgestellt und seine Lösung versucht zu haben, ist eine Leistung, die schon durch ihre Kühnheit die höchste Achtung erzwingt; zu einer ganz ungewöhnlichen Bedeutung aber erhebt sie Max Ludwig durch die Zielsicherheit und kraftvolle Eigenart, die reife Ueberlegenheit und tiefe Lebensfülle, die anschauliche Gestaltungskraft und männliche Herbheit und Geschlossenheit, womit er sie auf neuer Bahn, weit entfernt von den älteren großen Versuchen Gutzkows, Spielhagens oder Wilbrandts, in künstlerischer Strenge durchgeführt hat.

Auch Max Ludwig hat sein großes Problem zunächst an Gestalten und Ereignissen der Geschichte dargelegt, an Napoleons Aufstieg und Niedergang. Sein Roman „Der Kaiser“ reiht sich aber nur dem äußerlichen Thema nach den vielen deutschen Verherrlichungen Napoleons an, die unsere Literatur nicht gerade zieren; es ist kein

historischer Roman, der auf die Darstellung des äußeren Verlaufs in dem bunten geschichtlichen Geschehen den Nachdruck legt, sondern er sucht seine innere, typische Bedeutung anschaulich zu machen, indem er Wesen, Erfolg und Untergang des rücksichtslos zermalmenden, stampfenden Gewaltmenschen zeichnet. Der folgende Doppelroman, „Das Reich“ und „Die Sieger“, stellt hierzu das positive Gegenbild auf in dem aufbauenden, wahrhaft starken Staatsmann, der im härtesten Kampfe sich durchsetzend, doch nur der notwendigen Entwicklung und dem fortschrittlichen Ausbau des Staates dient. Und wie der griechischen tragischen Trilogie das Satyrspiel, so schließt sich diesen großen Welt- und Lebensbildern ein vierter Roman mit satirischem Einschlag an, „Britannicus“, der einen umgekehrten Napoleon vorführt, bei dem die heldische Tragik ins Grotteske umschlägt.¹⁾ Damit ist der Kreis geschlossen — sehen wir zu, wie es dem Dichter gelungen ist, was ihn bewegte, auch dem Leser nahe zu bringen!

Mit einer dramatisch bewegten Szene im Konvent einsetzend werden die Frühlingstürme einer neuen Zeit, die ungeheure Gährung des ganzen Landes in wenigen anschaulichen Bildern aus dem Parlament und von der Straße in Paris mit großzügiger Sicherheit als Hintergrund hingestellt, von dem sich die mannigfaltigen einzelnen Gestalten in scharfen Umrissen abheben. Dem General Bonaparte, der Führer seines Volkes zu Freiheit und Macht und danach mit innerer Notwendigkeit Alleinherrscher und Unterdrücker wird, tritt als Gegenspieler freier Erfindung ein Freund zur Seite und später gegenüber, sein verkörpertes Gewissen, ein Deutscher in Paris, der unverrückbar an den großen Menschheits- und Freiheitsidealen festhält, die den besten und tiefsten Kern der französischen Revolution bilden. Dieser Gegenspieler Hardenberg, der nach der Kaiserkrönung Napoleon verläßt, auf sein ererbtes Gut nach Sachsen übersiedelt und schließlich den Schlachten bei Dresden und Leipzig als Zeuge beiwohnt, ist der Hauptträger der Ideen des Dichters, der manchmal fast in die Rolle des Chores der griechischen Tragödie verfällt. Er ist ein Brutus, ohne sich zu dessen Handeln entschließen zu können; Napoleon aber tritt ganz als der große Tatmensch vor uns hin, den sein Dämon, die unlösbare Verkettung inneren Tatendrangs und äußerer Schickung, unaufhaltsam vorwärts treibt und über alle Bedenklichkeiten und Mahnungen hinweghebt. Es liegt eine außerordentliche Kunst und suggestive Kraft darin, wie Ludwig die großen geschichtlichen Taten und Begebenheiten völlig von seiner Darstellung ausschließend und nur einzelne bildhafte Szenen, meist freier Erfindung, ausführend doch den vollen Eindruck des ganzen ungeheuren Heldenlebens hervorruft, indem er die tiefsten Triebkräfte des Handelnden wie der Gegenwirkung in eindringlichen Situationen unmittelbar anschaulich macht und dialektisch darlegt. Diese einzelnen Bilder und Gespräche prägen sich mit geradezu dra-

¹⁾ Die Romane Max Ludwigs sind im Verlag von Albert Langen in München erschienen; der „Britannicus“ ist bisher nur in den „Norddeutschen Monatsheften“ abgedruckt.

matischer Wucht ein: die Erwartung des Ausgangs der Straßenkämpfe, Napoleons Werbung um Josefine, sein nächtlicher Ritt mit Hardenberg, die Besprechung mit dem revolutionären Baboeuf und dem staatsklugen Laharpe, die Flucht Carnots, die Auflösung des Parlaments in St. Cloud, die Truppschau im Gewitter, der Besuch Josefinsens bei Hardenbergs vor der Kaiserkrönung, die Trennung Hardenbergs von Napoleon, der Besuch des Pariser Bonapartisten Marot bei seinem Schwiegersohn in Sachsen, das Gefecht um Hardenbergs Gut bei Dresden, sein letztes Zusammentreffen mit dem ehemaligen Freunde vor dessen endgiltiger Niederlage — das sind einige von den Haupttriebpunkten, die eine ganze große Entwicklung abstecken, nicht im Sinne einer historischen, sondern einer dichterischen Darstellung, die weniger den allmählichen Gang der Geschehnisse, als vielmehr Bilder und Gestalten von greifbarer Lebendigkeit gibt. Mit der zwingenden Anschaulichkeit verbindet sich aber an diesen Höhen- und Wendepunkten des Romans auch eine Schlagkraft des Dialogs, die durchaus dramatisch den entscheidenden Gedanken die eindringlichste und knappste Prägung gibt. So wird auch in der letzten Auseinandersetzung der beiden Gegenspieler in Dresden, vor Napoleons erzwungenem Rückzug der Kern ihres Gegensatzes und ihrer Auffassung staatsmännischer Arbeit noch einmal scharf zusammenfassend ausgesprochen:

„Es ist schade“, sagte der Kaiser, „ich war so begierig auf den Freiheitsstaat, den Du aus der Erde stampfen würdest, und der mir mein Unrecht beweisen sollte. Ich habe gewartet darauf, ich sage es Dir. Wenn er mich überzeugt hätte, wäre ich der erste gewesen, der ihn anerkannte. — Warum aber stampfst Du nicht?

Weil die Zeit der stampfenden Götter vorüber ist, sagte Hardenberg.

Vorüber? fragte der Kaiser lang und stand auf.

Oder noch nicht gekommen! fuhr Hardenberg fort und stand ebenfalls auf. Sie sind nur zeitweise nötig. — Ich sagte Dir ja, daß ich an die Macht der bloßen Gewalt nicht mehr glauben kann. — Die Menschen beginnen jetzt einzeln zu werden und lassen sich nicht mehr von außen her zu einem dauernden Klumpen zusammenballen. Du siehst ja, daß Dir die Massen unter den Händen bröckeln wie trockener Lehm.

Was willst Du mit diesem Unsinn? — So lange die Erde steht, ist alles Geschehen nur eine Frage der Macht.

Oder der Entwicklung! rief Hardenberg scharf. Und es fragt sich, was unwiderstehlicher ist. An die innere Macht der Entwicklung glaube ich, und nur an diese. Es ist wenig getan mit dem Stampfen. Der Staat der Freiheit kann nicht von einem einzelnen geschaffen werden. Das habe ich gelernt. Erwarten müssen wir ihn, langsam und stufenweise emporbauen. . . . Aber wäre das nichts Großes? Etwas schaffen zu helfen, das man niemals sehen wird? Denn darüber täusche ich mich nicht. Wir werden wenig vorwärts bringen. Einige Steine zur Grundmauer setzen, vielleicht. Aber ich fürchte: ihr stampfenden Götter habt nicht mehr getan!“

Damit trennen sich die beiden. Napoleon zieht seinen letzten Niederlagen entgegen; Hardenberg aber tritt ins praktische Leben, um teil zu haben am Wiederaufbau der erschütterten Menschheit in „ungeheurem Vertrauen, ruhiger Tätigkeit, fortwährendem Kampf“.

Es ist eine unleugbare Schwäche des prachtvoll aufgebauten und ungewöhnlich gedankenreichen und fesselnden Romans, daß Hardenberg, der zweite Held, vorwiegend nur als kritischer Betrachter des wirren Weltgeschehens erscheint, ohne mit Handlungen von Belang darein einzugreifen; besonders im zweiten Teil entfaltet er wohl eine unklare Geschäftigkeit, aber kein zielbewußtes Tun, was besonders in seiner Haltung beim Ausbruch der Befreiungskriege empfindlich und fast befremdlich wirkt. Die Ideen, die ihn leiten, gewinnen eine kraftvollere, überzeugendere Verkörperung, Klärung und Vertiefung in dem Helden des zweiten und dritten Romans von Max Ludwig: „Das Reich“ und „Die Sieger“. Hier ist der entscheidende Schritt in die Gegenwart getan, und wenn schon im „Kaiser“ neben den Schicksalen des Helden die Volksstimmungen und Strömungen, Gesellschaft und Weltlage des Empire mit einem großen Reichtum der Abstufungen und Einzelzüge gezeichnet waren, so ist in diesen modernen Romanen die epische Forderung des Weltbildes vielleicht in noch gewaltigerer Weise erfüllt. Wieder ist bewunderungswürdig die Kunst der zweckvollen Komposition, die eine ungeheure Fülle in größter Knappheit bündigt und dabei mit andeutenden Ausblicken eine umfassende Weite des Gesichtskreises auftut. Die beiden Romane, die in dem letzten Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges erschienen sind, werden dauernd eines der merkwürdigsten dichterischen Dokumente dieser Zeit bleiben. Sie greifen mit durchdringend scharfem Blick wirtschaftliche, soziale, inner- und außenpolitische Fragen auf und denken sie mit zwingender Folgerichtigkeit und unerbittlicher Sachlichkeit durch. Keine Schönfärberei, kein Idealisieren verschleiert die schwachen Seiten einer allzu nachgiebig vermittelnden Regierungskunst, einer mehr gesellschaftlich als politisch erfolgreichen Diplomatie, eines von Parteiegoismus durchsetzten Parlamentarismus, eines zügellos begehrlichen Sozialismus. Aber kein Pessimismus wird laut, keine einseitigen Anklagen tragen die Tendenz in das Kunstwerk, kein Zerrbild vermindert die überzeugende Sachlichkeit der Schilderung. Eine frohe Lebensbejahung klingt vielmehr erquickend aus allem schweren Ernst der beiden Bücher, eine starke Zuversicht, daß die Entwicklung trotz aller Hemmnisse und Kämpfe aufwärts gehen muß, und eine mannhafte Forderung an jeden einzelnen, in seinem Wirkungskreise seine Kräfte zu rühren und seine Pflicht zu tun in dem steten Befreiungskampfe der Menschheit.

Der Gang der weitverzweigten Handlung ist in kurzen Zügen folgender: Hegenau, Sohn des Finanzstaatssekretärs, Offizier, der in den Kolonien seinen Blick erweitert und seine Tatkraft gestählt hat, verlobt sich mit der jüngeren Tochter des Waffengroßfabrikanten Ienhoff, nimmt seinen Abschied und tritt in das heruntergekommene Eisenwerk seines Vaters, das er aus eigener Kraft in die Höhe bringt. Das alte

große Ienhoffsche Unternehmen, das der älteren Tochter Ienhoffs bestimmt bleibt, die aus verschmähter Liebe zu Hegenau dessen Widerpart, den Friedensfreund Bernloh, heiratet, wird überflügelt, der neue Großindustrielle aber wird durch den Zwang seiner Aufgaben zum Politiker, der kraftvoll seinen Weg in voller Unabhängigkeit geht: er wird ins Herrenhaus berufen; er trägt bei zum Rücktritt seines Vaters vom Amte, als die Regierung schwächlich die als richtig erkannten sozialen Maßnahmen gegenüber dem Widerspruch der Rechten nicht durchzuführen wagt; er tritt mit derselben Entschiedenheit der sozialen Revolution entgegen, wie der Generalstreik ausbricht und zusammenbricht; er hält sich nur an „die, die weder voll noch leer sind, weder träge geworden, noch voller Groll, die Aufwärtstrebenden, Wagemutigen, die Eroberer. Sie haben einen Weg mit dem Reich, sie haben es schon größer gemacht als es war. Sie sollten sich den Hammer schmieden und die Führer der anderen werden“. Auch in der auswärtigen Politik bedarf das Reich einer starken, stetigen Politik, die nicht mit utopischen Friedensträumen liebäugelt, die sich nicht einschüchtern läßt, aber auch nicht herausfordert. „An das Starke, Heldische, Ueberwindende im Menschen glaubte er doch und nur an dieses. Im großen wie im kleinen. Das Volk, dem es gelänge, alles Uebrige zu den Schlacken zu werfen, würde das erste der Welt sein.“ Im eigenen Leben setzt er es sieghaft in allen Reibungen und Kämpfen durch; aber nun kommt die schwerste Probe der allgemeinen Not: der längst drohende Krieg bricht aus, Hegenau zieht als Offizier ins Feld.

Mit einem jagenden, tobenden Schlachtenbild beginnt der Roman „Die Sieger.“ In stürmischem Vordringen wird der Feind geschlagen, seine Hauptstadt besetzt, die Gelegenheit aber, einen raschen, durch maßvolle Klugheit rühmlichen und versöhnenden Frieden zu schließen, versäumt. Und so setzt das diplomatische Ränkespiel der Neutralen ein, im feindlichen Lande entwickelt sich ein blutiger Freischarenkrieg, die Schwierigkeiten der Verpflegung zwingen zu einem verlustreichen Rückzug im Winter, aus dem strahlenden Anfang entwickelt sich eine trübe, graue Wirrnis, in der die schwankende Haltung des Kaisers, die unselbständige Unsicherheit des Kanzlers, die Gebundenheit des Feldherrn keine Klärung und Entscheidung herbeiführen können. Hegenau, als Adjutant beim Hauptquartier verwendet, erhält bald mehr politische als militärische Aufträge, in denen er sich freilich nicht beliebt, aber immer mehr unentbehrlich macht. „Lästig sind alle, die man braucht.“ So wird er Gesandtschaftsattaché im Westen, dann Gesandter im Osten und scheint schon Staatssekretär des Auswärtigen werden zu sollen. Doch da er gegen eine Friedenskonferenz und für eine starke, selbständige Durchführung des Kampfes ist, wird er als Botschafter in Rom kalt gestellt. Und gerade in Rom tritt die große internationale Friedenskonferenz zusammen, die mit glänzenden Festen eröffnet, zu einem völligen Scheitern führt. Nun erst wird Hegenau als Minister zurückberufen; aber der lange Krieg zermürbt das Volk, die äußeren Fehl-

schläge und das mangelnde Entgegenkommen der Regierungen gegen die drängenden demokratischen Forderungen der Zeit bei wachsender Not erhöhen die inneren Schwierigkeiten; auch Hegenau, als Kriegshetzer verschrien, ist verhaßt und gefürchtet. Es kommt zu revolutionären Erhebungen und Straßenkämpfen. Hegenau verhilft dem bedrohten Kronprinzen zur Flucht. Der Kanzler, von dem der Kaiser nicht lassen will, opfert sich, ein treuer Diener seines Herrn, indem er sich unauffällig selbst den Tod holt. Da willigt der Kaiser in die nötigen Reformen, um den Frieden mit seinem Volke wieder zu gewinnen. Hegenau als Kanzler weiß wieder Beruhigung und Vertrauen bei den Bundesregierungen und im Volk herzustellen, in der äußeren Politik aber die verschiedenen feindlichen Staaten so gegen einander auszuspielen, daß es endlich gelingt, zu einem ehrenvollen Friedensschluß zu gelangen. Und wenn er auch bei einer Friedensfeier beinahe dem Attentat eines fanatischen Widersachers zum Opfer fällt, so sieht er doch siegreich in eine hellere Zukunft.

Schon der flüchtige Ueberblick des Inhalts der beiden Bücher gibt einen Begriff von der reichen Fülle zeitgemäßer Lebensfragen, die hier aufgeworfen und mit zielsicherer Bestimmtheit beantwortet werden. Es ist einzuräumen, daß die Antworten der Geschichte in diesen letzten drei Jahren manchmal anders ausgefallen sind, und wer an den äußeren Vorgängen haften bleibt, kann leicht feststellen, daß der Prophet, der in dem Dichter steckt, in Einzelheiten geirrt habe. Der Generalstreik ist von den deutschen Sozialdemokraten nicht erklärt worden; die Neider im Ausland haben sich nicht mit drohender Haltung allein begnügt, und nicht gegen einen einzelnen Feind, sondern gegen eine ungeahnt riesenhafte Koalition haben wir Krieg zu führen; der alte Bundesgenosse Italien ist unter unsere Gegner gegangen und auch die Verwicklungen mit den Neutralen haben andere Formen angenommen als in der Dichtung; ein katastrophaler Rückzug wie in den „Siegern“ ist uns erspart geblieben, und so hoffen wir auch noch immer, daß wir weder eine schmachvolle Friedenskonferenz noch eine gewaltsame Revolution zu erleben haben werden. Beweisen aber diese Abweichungen von der — übrigens, wie zu betonen ist, späteren — Wirklichkeit irgend etwas gegen den Dichter? Zeigt er nicht auch gerade hierin einen bewunderswert klaren, ja geradezu hellseherischen Blick für die wesentlichen Richtlinien und inneren Strömungen der Zeit? In seinem Generalstreik führt Ludwig nur zur äußersten Konsequenz, was in tausenden von Köpfen gespukt hat, und völlig zutreffend läßt er ihn mit der Kriegserklärung zusammenbrechen — bei Eintritt der Gefahr von außen versagen die Arbeiter auch bei ihm nicht. Ein gefährlicher Rückschlag nach gewaltigem Siegeslauf ist auch unserem Heere nicht erspart geblieben. Auch unsere Heerführung hat die Besetzung neutralen Gebietes nicht vermeiden können. Auch uns engten die Drohungen übelgesinnter Krämerstaaten in drückender Weise ein. Und wie gefährlich treiben noch jetzt die Ideen der Friedensliga, der Friedenskonferenz und andererseits des radikalen Umsturzes ihr Unwesen! Sehr

richtig aber ist demgegenüber bei Ludwig jeder Gedanke eines Verzichtes auf die starke Kriegswehr des Reiches wie eines Sieges der extremen Demokratisierung ausgeschlossen. Die greifbaren Zugeständnisse, die er seinen Helden gegenüber der Revolution machen läßt, betreffen Dinge, die wir jetzt unter dem Zwang der Entwicklung sich verwirklichen sehen, ohne daß die äußersten Mittel der Straße zur Verwendung gekommen wären: „Erlasse über das Mitberatungsrecht einer Reichstagskommission über die auswärtigen Dinge, eine gänzliche Aenderung der Bestimmungen über den staatsmännischen Dienst, der jedem offen stehen sollte“ und ähnliches mehr. So stehen wir bei aller freien Erfindung des Dichters doch ganz auf festem, realen Boden und erhalten ein Bild des öffentlichen Lebens in Deutschland, das durch seine scharfe und wahrhaftige Spiegelung der wesentlichen Triebkräfte und Strömungen aufs tiefste packt und fesselt. Wie die Begebenheiten, so wollen und sollen aber auch die Personen der Dichtung nicht als identisch genommen werden mit denen der Wirklichkeit, und der Dichter betont dies auch dadurch, daß er sein „Reich“ niemals als Deutschland und auch seine Gegner nicht mit den geographischen Namen bezeichnet, wiewohl er damit auf manche dankbare, aber unkünstlerische Wirkung und allen wohlthönenden aber billigen Patriotismus der Phrase verzichtet. Gestalten und Begebenheiten seiner Romane haben typische Bedeutung, und nur durch die klare Bestimmtheit seiner Charakterzeichnung und seiner Führung der Handlung zwingt der Dichter den Leser völlig in seinen Bannkreis. Die innere Notwendigkeit der Entwicklung aus den vom Dichter angenommenen Voraussetzungen ist einzig entscheidend für ihren künstlerischen Wert. Die so aufgefaßten Menschenschicksale sind der Kern der Dichtung, die Geschehnisse politischer Menschen, vor allem des geborenen, aus dem Zwang der Verhältnisse und dem Zwang seines inneren Wesens unwiderstehlich zur Betätigung durchdringenden Staatsmannes. In anderen Romanen wird uns das Ringen des Einzelnen um innere Ausbildung, um künstlerisches oder praktisches Schaffen vorgeführt, gipfelnd in krönendem oder verderbendem Liebesglück. Hier ist die Betätigung im öffentlichen Leben, im Besitze der staatlichen Macht die innere Aufgabe des Helden, die er mit Naturnotwendigkeit erfüllen muß. Es ist ein Triumphlied des Willens des Starken zur Macht, aber im Dienste des Gemeinwohls, eine herbe männliche Mahnung in eiserner Zeit.

Echt deutsch im besten Sinne ist es nun, wenn der Dichter nach diesem mächtigen Heldensang sein Lieblingsproblem auch einmal mit Humor anfaßt und seine Kehrseite aufweist, bei der dem gewaltigen Wollen das Können nicht entspricht. Freilich ist sein Humor nicht im landläufigen Sinne einer leichten Erheiterung zu verstehen; er hat vielmehr eine innere Wesensverwandtschaft mit den starkgemuten Recken mittelalterlicher Dichtung, die etwa im Waltharilied auch nach blutigem Kampf noch mit Tod und Wunden ihren schmerzbezwingenden Scherz treiben, oder, wenn wir in näheren Zeiten bleiben wollen, mit der borstigen Eigenart gewisser Einfälle Gottfried Kellers, an der

Theodor Storm sich stieß. Ein starker Lebensernst bleibt der Untergrund auch des vierten Romans „Britannicus“, und es ist eine ganz merkwürdige dichterische Leistung, wie hier aus komischen, ja grotesken Zügen allmählich eine packende, ja ins Grausige sich steigernde Tragik erwächst. Sie ist aber gemildert durch eine überlegene Ironie, mit der hier der Dichter bei aller Liebe zu seinen Gestalten verfährt und einen neuen Reiz erzielt, der sein Gesamtbild in bedentsamer Weise bereichert.

Britannicus, das ist ein mittelmäßig begabter, aber völlig von seiner Ueberlegenheit überzeugter Streber, der sein Ideal staatsmännischer Betätigung in der rücksichtslosen, brutal egoistischen britischen Politik erblickt und mit erhabener Selbstsicherheit auf die gewissenhaft die Rechte und das Wesen anderer achtende deutsche Methode herabblickt. Vertretungsweise an die Spitze einer Kolonie gestellt will er die kurze Frist der Selbstherrlichkeit, die ihm gegeben ist, benützen, um seine Fähigkeiten in hellstem Lichte zu zeigen, und durch rücksichtsloses Zugreifen und Vorgehen das Reich zwingen, sein Machtgebiet in dem dunklen Erdteil auf Kosten der benachbarten Freistaaten auszudehnen und auszubauen. Europäische Rechtsbedenken glaubt er hier beiseite setzen zu dürfen; die Warnungen der erfahrenen Offiziere und Kolonisten schlägt er in den Wind, weil er wie alle erfolgreichen Bürokraten an dem Grundsatz festhält, er als Vorgesetzter müsse alles besser wissen als die Untergebenen, die er nur als kleine, enge Geister einschätzt; die tatsächlichen Verhältnisse in der Natur und der Bevölkerung, die er nicht genugsam kennt, glaubt er nach seinem Willen zwingen zu können, und so erwachsen ihm immer mehr Schwierigkeiten, mit kleinen Verdrießlichkeiten beginnend, die aber die Kolonie schließlich in den Krieg mit den Freistaatlern und nahe an den Rand des Untergangs führen. Unwiderstehlich erheiternd wirken manche freilich etwas gewagt groteske Einfälle des in seinem Größenwahn befangenen kleinen Despoten, wie etwa der Versuch eine Zebra-Kavallerie zu schaffen, oder der andere, durch Vorzeigung gefangener Löwen die Gegner einzuschüchtern. Ebenso unwiderstehlich erwachsen aber aus den heiteren Anfängen die ernstesten Verwicklungen: Die Unfähigkeit und der britische Größenwahn des Statthalters wird zum Verhängnis der ganzen Kolonie, und schließlich findet er im Brande seiner Hauptstadt ein tragisches Ende — sein Nachfolger wird in sachlicher deutscher Arbeit das Zerstörte wieder aufbauen. Auch hier also die Grundauffassung: Die Zeit der stampfenden Götter, der echten wie ihrer Affen, ist vorüber; die langsame Entwicklung will ihr Recht haben; ihr zu dienen, sie zu fördern mit festem Willen, mit klarem Auge, mit starkem Vertrauen, mit unermüdlicher Arbeit ist die Aufgabe des wahren Staatsmannes.

Auch in diesem vierten Roman Ludwigs bewährt sich glänzend seine Kunst, mit wenigen Strichen klar umrissene typische und doch ganz individuelle Gestalten zu zeichnen und die einzelnen Situationen mit einer ungemein anschaulichen Eindringlichkeit hinzustellen. Hervorgehoben sei nur die Gemahlin des Statthalters von Decker, die ebenso fest an ihn und seine hohe Sendung glaubt wie er selbst, und die sich ebenso wie er auf diesem Irrwege bis zu einem gewissen verstiegenen

Heroismus steigert. Sie ist eine notwendige Ergänzung des Helden, wie Isa zu Hegenau, wie Blandine zu Hardenberg, wie Josefine zu Bonaparte — keine problematischen Naturen, sondern Gestalten von anmutiger Kraft und Klarheit und in dem Gefüge der Romanhandlung von hoher, aber nicht von ausschlaggebender Bedeutung. Die Liebe spielt in den männlichen Romanen Ludwigs keine maßgebende Rolle. „Sie ist nur ein Teil des Lebens“, sagt einmal Hegenau, „und ich bezweifle sehr, ob es der bedeutendste ist, wie die Welt uns weiß machen will. Aber niemals darf sie der Inhalt eines ganzen Lebens sein. Höher als alles ist — das, wozu man lebt. Ich habe keinen Namen dafür.“

Einmal hat aber auch Ludwig die „Geschichte einer Liebe“ geschrieben, in seinem Erstlingswerk „Marianne“. Hier ist noch nichts von all den das ganze öffentliche Leben umfassenden Gedanken seiner großen Romane. Die weite Welt ist hier noch nicht aufgetan, sondern liegt beschlossen in der lieblichen Schwarzwaldlandschaft, und der Held hat keine anderen Gedanken als seine Kunst — er ist Maler — und seine Liebe, die ihm ein leuchtend schönes Sommerglück schenkt, um dann in tragischem Dunkel zu verlöschen. Für die Heldin aber erfüllt sich in diesem Sommer ihr Lebensschicksal, „das, wozu sie lebt.“ Mit dem Bewußtsein, den Todeskeim in der Brust zu tragen, gibt sie sich ganz ihrer Liebe hin und verschwindet spurlos aus dem Gesichtskreis des Geliebten, als sie ihr Verhängnis unentrinnbar nahen fühlt — erst nach ihrem Tode erhält der Ahnungslose die Aufklärung. Eine heiße, verzehrende Leidenschaftlichkeit und doch eine ungeheuer beherrschte Willenskraft verklärt ihre anmutig starke Gestalt, die in ihrer geheimen Tragik wundersam kontrastiert zu dem sorglos genüßfrohen Künstler. Die Empfindungstiefe des Dichters strömt hier freier, reicher, lyrischer als in seinen späteren Werken, aber bei aller Echtheit und Zartheit eignet ihr schon eine gewisse Herbheit, die sich später zu so bewußter Strenge steigert. Gefälliger als in den späteren Werken ist hier auch sein Vortrag und seine malerische Schilderung. Wohl verrät sich schon seine Neigung zu kurzen knappen Sätzen, die in den politischen Romanen den Stil charakteristisch beherrscht; aber die Ichform der Erzählung bringt doch einen ruhigeren, breiteren Fluß in das Satzgefüge. Noch finden sich weichere Linien und verbindende Uebergänge, während später die kräftigsten Farbpflecke wuchtig, ja hart neben einander gesetzt sind und unvermittelt mit verstärkter Leuchtkraft wirken. Der Maler, der dem Dichter im Blute liegt, tritt allenthalben in die Erscheinung und nur aus seinem stets malerischen Schauen erklärt sich die ungewöhnlich bildhafte Anschaulichkeit, die sich hier wie in Ludwigs gesamten Dichtungen so eindrucksvoll bewährt.

Zu diesen malerischen Grundelementen seines Wesens tritt aber schon in seinem Erstlingswerk unverkennbar eine ausgeprägt dramatische Kraft. Sie ist die Quelle der später von Ludwig — besonders im „Kaiser“ — so eigenartig ausgebildeten Technik, nur innere Höhepunkte der Handlung, diese aber dialogisch vorzuführen, während alle

allmählichen Veränderungen und Uebergänge aus der Darstellung ausscheiden; selbst die Massenszenen, die er glänzend beherrscht, erhalten durch Bruchstücke von Rede und Gegenrede ihre entscheidenden Lichter. Diese Kunst, das Wesentliche aufs knappste zusammenzudrängen und ganz unmittelbar in packender Situation und schlagender Wechselrede herauszuarbeiten, ruft geradezu nach Verkörperung auf der Bühne, und so ist wohl das Drama die Kunstform, in der sich Ludwigs Eigenart vielleicht am reichsten und bedeutendsten entfalten wird. In den Dramen, die er bisher gedichtet hat, sehen wir ihn erfolgreich auf diesem Wege fortschreiten, wieder beschäftigt mit dem Problem des öffentlichen Wirkens und des staatlichen Lebens, das im Mittelpunkt seines Schaffens steht. Sein breit angelegtes Fragment „Graf Thurn“ führt in die Kämpfe der Reformationszeit und kann an lebendiger Buntheit des Geschehens und der scharf umrissenen Gestalten mit allen Ehren neben den „Florian Geyer“ von Gerhard Hauptmann und Wilhelm Weigand bestehen. Darauf folgt ein „Jenatsch“, der zwar in seiner Abhängigkeit von Conrad Ferdinand Meyer nicht ganz zum Ziele, aber doch zu starken Wirkungen führt. Ein Pygmalion-Drama „Sebald“ steht dann außerhalb dieser politisch gerichteten Gedankenfolge. In seinem letzten Stück aber, „Die van Decks“, greift sie Ludwig wieder mit voller Energie auf und führt mit realistischer Kraft in den Freiheitskrieg der Buren gegen die Engländer, das ganze Volk zum Helden seines Dramas nehmend, wie Schiller im „Wilhelm Tell“. Es ist sehr zu beklagen, daß der Dramatiker noch mit keinem dieser Werke vor der Öffentlichkeit zu Worte gekommen ist. Wir vertrauen aber zuversichtlich, daß die Bühnen nicht einem Dichter verschlossen bleiben können, der an selbstständiger Kraft und Eigenart so weit aus dem Getriebe unserer üblichen Roman- und Theaterliteratur hervorragt. Je weniger er dem überfeinerten Geschmack eines saftlosen und zeitfernen Aesthetentums und auf der anderen Seite dem Ungeschmack und der Gedankenlosigkeit der Unbildung Zugeständnisse macht, um so mehr ist es Ehrenpflicht, nachdrücklich auf ihn hinzuweisen als einen berufenen Kündler und Zeugen der besten Lebensmächte, die sich in unserer ersten Zeit im deutschen Volke lebendig bewähren. Neben schöpferischer Begabung, phantasievoller Lebensfülle und hohem Kunstverstand wirkt in seinen Dichtungen eine Kraft des Willens, eine sieghafte Lebensanschauung, die stärkend immer wieder die Mahnung verkündet, die wir jetzt mehr denn je beherzigen müssen: „Ein eiserner Reif hält die Welt zusammen, im großen wie im kleinen. Er muß täglich neu geschmiedet werden, wenn er halten soll. Und es braucht harter Fäuste dazu, keiner weichen. Man mußte Widerwärtigkeiten in das Leben setzen, wenn es keine hätte. . . . Wir leiden an allzu viel Weichheit. . . . Wir versinken darin, wenn nicht jeder selbst wieder lernt, fest auf die Erde zu treten. Dann kann man seine Nase um so sicherer zu den Sternen heben. Wir brauchen die Erde und die Sterne, die Kraft und die Milde. Ich meine auch das darunter, was wir Gefühle nennen. Aber die Kraft muß über Milde und Gefühlen stehen.“

Eine Kriegserklärung gegen die moderne Volksbibliothek.

Eine Abrechnung, „ja eine neue Kriegserklärung“, nennt Herrigel seine als Tatflugschrift¹⁾ erschienene Abhandlung „Volksbildung und Volksbibliothek“. Wem gilt nun diese Erklärung, der „alten“ oder der „neuen“ Richtung? O unglückselige Schablone, die nun bald den Anspruch erhebt, bestimmend auf die Haltung jedes Volksbibliothekars einzuwirken!

Sehen wir zu. Die Schrift will „Bedenken wecken gegen die Volksbildungsideale“, sie will den grundsätzlichen Widerspruch zwischen Aufklärung und Unterhaltung einerseits und Bildung betonen. „Die modernen Volksbildungsbestrebungen beruhen auf der Voraussetzung, daß im Volke, dem diese Bestrebungen gelten, starke, wahrhafte Bildungsinteressen vorhanden sind“, auf einer Vermischung des von Herrigel festgehaltenen Gegensatzes zwischen der bildungsfähigen Einzelpersönlichkeit und der im wesentlichen gleichartigen (bildungsunfähigen) Menge; die Folge davon ist die Auflösung des „Volkes“ in Einzelpersönlichkeiten und damit eine bloße Eingliederung jener besonderen Persönlichkeiten in diese Reihen. Aus den kleinen Unterschieden, die auch in einer geistig gleichartigen Masse bestehen und die die moderne Volksbildungsbewegung gerne statistisch feststellt, zieht sie den falschen Schluß auf die unendlich große mögliche Spannweite der geistigen Unterschiede in diesem Kreise. Herrigel betont mit Recht, daß auch der Unterschied in der Wahl der Bücher, belehrender oder schöner Literatur, ästhetisch wertvoller oder wertloser, noch nicht zu Schlüssen auf grundsätzliche Qualitätsunterschiede unter den Lesern berechtige. Es sind dies, in etwas anderer Fassung, dieselben Grundgedanken, die ich allerorts gegen Hofmann und die Verfechter seiner Lehren ins Feld geführt habe.

Herrigel unterscheidet zwei Arten von Menschen, geistige und ungeistige; wohl verlegt er diesen Gegensatz mit seinen beiden Möglichkeiten in die Seele des Einzelmenschen, aber er betrachtet ihn dort als entschieden, er setzt das (offenbar durch einen transzendentalen Wahlakt bestimmte) Uebergewicht einer der beiden Seiten schon voraus. Mit diesen Ideen (etwa im Sinne eines neidealistischen Systems) stellt er sich in den schroffsten Gegensatz zum reinen Evolutionismus, der allerdings mit seinem Glauben an die Allmacht der Erziehung selbst gegenüber Erwachsenen in Theorie und Praxis (Leserheft!) bei den Volksbildungsbestrebungen der Gegenwart eine große Rolle spielt, ohne daß Herrigel diesem Zusammenhange die nötige Beachtung schenkte.

Man sollte nun annehmen, damit sei der Gegner genügend gekennzeichnet. Herrigel aber nennt ihn: den „Liberalismus“, mit Hinweis auf den englischen Ursprung der neueren deutschen Volksbildungsbewegung. Er meint natürlich damit nicht eine politische Parteimeinung, sondern eine Weltanschauung.

1) Jena, E. Diedrichs, 1916.

So fruchtbar nun die Uebertragung von bestimmten Begriffen aus dem Gesellschaftsleben auf das geistige Gebiet sein mag, so groß ist die Gefahr, das durch die Kompromisse des praktischen Lebens Gewordene mit den ursprünglichen Ideen, unter deren Flagge es gewöhnlich weiterkämpft, zusammenzuwerfen. Kurz: Herrigel vermennt die Ideen des Liberalismus und des Demokratismus, wobei er allerdings unter den Kritikern unserer Zeit nicht allein steht. Es war niemals eine Voraussetzung des alten englischen (philosophischen) Liberalismus, daß alle Menschen aller Klassen in ihren Fähigkeiten wesentlich gleich und darum auch zu gleichem Einfluß auf die Gesamtheit berechtigt seien. Im Gegensatz zu dieser demokratischen Idee kennt der Liberalismus eine natürliche Ungleichheit der Menschen. Wesentlich ist ihm nur der Glaube, daß der Beste (Tüchtigste), der allerdings nicht immer der herrschenden Klasse anzugehören braucht, aus eigener Kraft zum Wohle der Gesamtheit in ihr den richtigen Platz erringen könne, wenn nur grundsätzlich jedem Menschen in gleicher Weise die Freiheit der Betätigung und die Möglichkeiten des Höherkommens gewahrt bleiben. Man übertrage diese Gedanken ins Geistige, und es erscheint etwas wesentlich anderes, als die Anschauung, die Herrigel dem Liberalismus unterschiebt. Ja es wäre nicht allzu schwierig, darzulegen, wie gerade Herrigel mit seiner schroffen Trennung von geistigen und ungeistigen Menschen, die nicht von ungefähr an die Gnadenwahl des Puritanertums erinnert, der Ideenwelt jener alten englisch-schottischen Philosophenschule, der Pflanzschule des Liberalismus, sehr nahe steht; was er bekämpft, sind vielmehr die dem romanischen Geiste der Aufklärungszeit entsprungenen demokratischen Anschauungen; der „Individualismus“, den er zunächst angreift, ist mehr der Atomismus der Gleichheitslehre. Unter dieser begrifflichen Vermengung, die sich z. B. wieder bei seiner Auffassung vom „Naturrecht“ zeigt, leidet bedauerlicherweise ganz besonders Herrigels Auseinandersetzung mit Erdbergs Aufsatz: „Die Grundbegriffe der Volksbildung“,¹⁾ der ja wohl einst für die „neue Richtung“ programmatische Bedeutung haben sollte.

Nachdem nun Herrigel mit dieser „Richtung“ abgerechnet hat, sonderbarerweise ohne die aus ihren Theorien notwendig sich ergebende Praxis zu berühren, wendet er sich gegen Theorie und Praxis der „alten Richtung“. Diese wird ihm nun erst recht zur Vertreterin des „Individualismus“, der sich etwa so äußert:²⁾ „die Bibliothek ist nur darauf eingestellt, dem Leser das zu geben, was er wünscht oder zu brauchen glaubt, und ihn höchstens dazu zu bringen, daß er sich selber darüber klar wird und sich selber helfen kann.“ „Die Bibliothek darf an den Leser keine Ansprüche stellen, sie darf nicht mit irgendeiner Erwartung an ihn herantreten, sie darf keinen Versuch machen, ihn für dies oder jenes, was außerhalb seines Gesichtskreises liegt,

1) Aus dem Volksbildungsarchiv Bd. II.

2) Vgl. S. 19

zu interessieren.¹⁾ All das wird als Vergewaltigung des Lesers abgelehnt. Auch darf sie die Motive des Lesers nicht einem kritischen Werturteil unterziehen,²⁾ und danach den einen Leser höher einschätzen als den andern, sondern sie hat sich ganz dem Leser unterzuordnen. Toleranz und Neutralität sind in allem ihre obersten Grundsätze. Das ist auch der Grund mit, warum gerade die Frau für besonders geeignet für den Bibliotheksdienst erfunden werden konnte.³⁾ Es wäre also nach Herrigel gegen diese Methode nichts einzuwenden, wenn man es im wesentlichen mit dem „aktiven“ Leser zu tun hätte, der selbst seine Bücher wählt und die Inhaltsgebiete, aus denen er liest. „Er sucht aus eigenen vorhandenen Gedankenkreisen heraus nach dem, was er braucht.“ „Er verallgemeinert und fragt immer wieder nach den Hintergründen.“ Die meisten Leser aber, sagt Herrigel, tun dies nicht, sie streben nur nach Unterhaltung, dem Stofflichen, und zwar nicht nur in der eigentlichen Unterhaltungsliteratur, sondern auch in einem großen Teil der belehrenden.

Dieses Suchen nach dem Stofflichen ist verbreiteter, als Herrigel meint, denn vor allem weitaus die meisten Leser belehrender Literatur suchen doch nur Vervollkommnung ihrer Tatsachenkenntnisse und ihres technischen Wissens, was beides mit der hohen Wertqualität „Bildung“, wie sie Herrigel auffasst, durchaus nichts zu tun hat. Andererseits hat Herrigel gegenüber dem Leser der Unterhaltungsliteratur vielfach Unrecht, denn das Wesen aller, auch der primitivsten, Kunst, ist es ja, das Allgemeine im Besonderen zu erfassen, vor allem den allgemeingültigen Wert in seiner Einzelercheinung aufleuchten zu lassen. Man könnte im Gegenteil sagen, das Romanlesen verderbe den Blick für die Realitäten des praktischen Lebens, die Einzelheiten. Die meisten Leser wissen genau, was sie wollen, wenn sie einen „Gesellschaftsroman“, einen „Liebesroman“ verlangen: nicht Sensation, sondern Bestätigung, und damit gewissermaßen Vertiefung, der bewußt oder unbewußt sie beherrschenden Wertanschauungen.

Die schiefe Stellung Herrigels zu dieser Doppelfrage hat zwei Gründe: 1) Er kennt keine Rangordnung innerhalb der Werte, sondern nur ein Entweder-Oder: Wert-Unwert. Was nicht höchster Wert

1) In dieser schroffen Form nicht richtig. Es soll möglichst auf die Fähigkeiten und das innere Interesse (das sich auch im „Geschmack“ äußert) Rücksicht genommen werden. Dabei ist allerdings eine andere Auffassung von Volkpsychologie vorausgesetzt, als sie die auch von Herrigel bekämpfte herrschende Lehre vertritt.

2) Das Gegenteil ist richtig. Der Bibliothekar soll versuchen, den Leser richtig einzuschätzen; darin liegt sicherlich ein Werturteil. Aber das „richtig einschätzen“ bedeutet, daß er nicht in der falschen Annahme, er könne einen „höheren“ Leser aus ihm erzielen, ihm Bücher aufdrängt, die sein inneres Bedürfnis übersteigen. Er soll sich vor der Anmaßung hüten, eine geistige Zensurbehörde zu sein, dazu fehlt uns allen noch die Einsicht in die verschiedenartigen Wirkungen eines Literaturwerks auf das Volk.

3) Diese Kennzeichnung von Toleranz und Neutralität als spezifisch weiblicher Charaktereigenschaften darf man wohl mit einem höflichen Augenzwinkeln quittieren.

ist, ist Unwert. 2) Sein Begriff „Bildung“ als geistiger Wert ist rein rationalistisch, Gefühlswerte („seelische Erhebung“) fallen bei ihm mit vitalen Werten und beide wieder mit hedonistischen Werten (Sensation) zusammen, und alle miteinander sind: Unwert. Man beachte nur, wie er sich, (offenbar durch den populären Gebrauch des Begriffs „Bildung“ und des Wertbegriffs „Sachlichkeit“ verführt) sogar später dazu verleiten läßt, wieder den alten Gegensatz: unterhaltend-belehrend aufzufrischen, dessen Oberflächlichkeit er zuvor ganz richtig beleuchtet hatte, indem er Hofmann belobt: „auch die Höhereinschätzung des Lesers belehrender Bücher über den Unterhaltungsleser zeigt die richtige Erkenntnis“.

Was sind nun Herrigels Vorwürfe gegen meine in den „Büchereifragen“ geforderte „Einstellung auf das Volk und seine Bedürfnisse“? Es soll darin ein Verzicht auf alle Wertmaßstäbe liegen. Dabei erwähnt er doch selbst, daß ich als seelische Grundvoraussetzung das „Streben nach kulturellem Höherkommen“ bezeichnet habe, an anderer Stelle vom „Qualitätsleser“ spreche, der imstande ist, den künstlerischen Gehalt eines Romanwerks zu erfassen. Herrigel setzt an Stelle dieser beiden Wertstufen nur eine, den Begriff der „Bildung“, in deren Umkreis er den eben gekennzeichneten „aktiven“ Menschen mit dem „Bewußtsein des Metaphysischen“ stellt. Hier wird der Gegensatz deutlich: Herrigels rationalistische Weltanschauung kennt nur eine geistige, d. h. intellektuelle, Wertgrenze, etwa meinem „Qualitätsleser“ entsprechend, während ich einen zweiten, vielleicht noch bedeutsameren, Wertcharakter in der seelischen Sphäre annehme: eine bestimmt gerichtete, aber durchaus nicht zweckbewußte, Zielstrebigkeit. Der Vorwurf Herrigels, ich betrachte die „seelische Erhebung“ fälschlich als etwas Geistiges, wäre nur richtig vom Standpunkt einer laienhaften Materie-Geist-Philosophie aus. Nur geht meine Auffassung, im Gegensatz zu Herrigels Philosophie, dahin, daß ich neben apriorischen Vernunftprinzipien noch apriorische Gefühlswerte anerkenne und daß mir seine Philosophie, die das Gefühlsleben und die Dynamik des Seelischen garnicht in Rechnung zieht, als Wertphilosophie von fraglichem Werte erscheint.

Zu diesen allgemeinen Maßstäben kulturellen Wertes tritt aber bei mir noch eine Forderung als notwendige Ergänzung: Der Volksbibliothekar, der die Möglichkeiten irgend welcher kulturellen Beeinflussung der Volksseele durch Literatur in künstlerischer oder wissenschaftlicher Form zu erfassen sucht, lerne absehen von den Wertmaßstäben der reinen Aesthetik und der Fachwissenschaft, und bemühe sich, sein Urteil auf den kulturellen Wirkungswert eines Literaturwerks einzustellen.¹⁾

Gewiß muß man Herrigel Recht geben: „es gibt keinen größeren Schaden, der der Sache der Bildung zugefügt werden kann, als wenn jedem Bürger der Glaube beigebracht wird, er sei ein Kulturfaktor

1) Vgl. Eckardt, Jg. IX. H. 8. S. 478f.

schon allein damit, daß er Leser in einer Bibliothek ist," aber glaubt er nicht selbst, daß diese Gefahr der Heranzüchtung von Bildungsphilistern bei denjenigen Bibliotheken am geringsten ist, die nicht in den Zeitungen ihr Kulturtamtam schlagen, die nicht jedem Benutzer zum Bewußtsein bringen, daß er mit fachmännischem Blick auf Bildungsfähigkeit untersucht wird, sondern die sich still und ohne viel technischen Apparat seinen Wünschen anpassen, dabei übrigens in der Beratung, wo sie begehrt wird, und der vorgelegten Bücherauswahl Mittel genug besitzen, ihn zu guten Büchern gelangen zu lassen. Und doppelt recht gebe ich ihm in seinem Kampf gegen den Standpunkt einer sozialen Romantik, die die höchsten Bildungswerte der Gegenwart müheelos Jedem für erreichbar hält, der nach dem Abendbrot zur Zigarre ein Stündchen seine „Allgemeinverständliche Darstellung“ vornimmt, und die mit sentimentalem Augenaufschlag besonders den „Mann aus dem Volk“ dazu berufen wähnt. Gewiß ist der erste Einsatz beim Kampf um Geistesbildung „Sachlichkeit“. Aber Herrigel versäumt es, nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß diese Sachlichkeit weit entfernt ist von der Nüchternheit berufswissenschaftlichen Spezialstudiums, dessen praktische Bedeutung für die Wissenschaft (nicht Bildung) damit durchaus nicht unterschätzt sei. Er verkennet, daß Menschen mit jenem sachlichen Sinn zum Höchsten, biologisch gesprochen nicht aus den Kreisen des exakten Wissenschaftlertums (gelehrter und ungelehrter Art) erwachsen, sondern aus den Gesellschaftsschichten, die in der Pflege einer gewissen Gefühlskultur den Nährboden für jene edle Frucht zubereiten. Diesen Volksschichten aber beizustehen, daß nicht ihre Seele in staubiger Alltäglichkeit zerschrumpfe, mag in erster Linie Aufgabe der Kirche sein, daneben aber auch der Volksbibliothek.

Eine „Abrechnung“ wollte Herrigel in seiner anregenden Flugschrift halten, er sehe zu, mit wem er abzurechnen hat. Freuen wir uns jedenfalls, die wir an der sachlichen Vertiefung des Volksbildungsproblems arbeiten, an ihm einen rüstigen Arbeits- und Kampfgefährten gewonnen zu haben, einerlei welche Parteikappe er trägt.

Essen.

E. Sulz.

Kursus über Büchereiwesen in Magdeburg.

Vom 8. bis 10. Februar d. Js. fand in Magdeburg ein Lehrgang für Verwaltung von Volksbüchereien der Provinz Sachsen statt, welchen Herr Stadtbibliothekar Dr. v. Vincenti auf Veranlassung des Zentralinstitutes für Erziehung und Unterricht in Berlin mit Unterstützung des hiesigen Oberpräsidiums veranstaltet hatte. Von auswärts hatten sich 75 Teilnehmer angemeldet; aus Magdeburg selbst waren außer zahlreichen Fachleuten auch viele an der Sache interessierte Damen und Herren anwesend, und nicht weniger als 11 Vorträge von Gelehrten und Praktikern führten die Teilnehmer in das Bibliotheks- und Volksbildungswesen ein.

Die Reihenfolge der Vorlesungen eröffnete Dr. v. Vincenti durch einen Vortrag über die „Bearbeitung der Bücher in der Volksbücherei“.

Der Redner wies in seiner Begrüßungsansprache darauf hin, daß trotz der Not des Krieges die geistige Arbeit und die Kulturaufgaben Deutschlands andauernd gefördert worden sind, nicht nur im Inlande, sondern auch in den besetzten Gebieten, und betonte, daß die durch den Krieg hervorgerufenen Umwälzungen die höchsten Anforderungen an die geistigen Kräfte des deutschen Volkes stellen, wodurch auch das Buch und seine Sammelstätte, die Bücherei, erhöhte Bedeutung für unser Volk gewinnt. Der Vortragende besprach dann eingehend die Erfordernisse, von denen das Gedeihen einer Bücherei abhängt, und erörterte die vier wichtigsten Fragen, auf welche jede gut verwaltete Bücherei sofort Auskunft geben muß: „Wie gelangt das Buch in die Bücherei? Welche Schriften eines bestimmten Verfassers sind vorhanden? Mit welchen Werken ist ein bestimmtes Wissensgebiet vertreten? Wie sind die Bücher im Magazin aufgestellt?“ Im Anschluß daran beschrieb der Redner die notwendigsten Geschäftsbücher und Kataloge und erläuterte Zettelkataloge in Kapsel- und Kastenform sowie Formulare und Einrichtungsgegenstände verschiedenster Art, die auf einer langen Tafel aufgestellt waren, und deren Besichtigung großen Anklang bei den Teilnehmern fand.

Hierauf sprach Dr. Ladewig, der Leiter der „Zentralstelle für Volksbüchereien“ in Berlin, über die „Ausleihe der Volksbüchereien“, welche, als die Stätte, an der das Buch zum Leben in der Öffentlichkeit erweckt wird, ein hochverantwortlicher Punkt des Büchereibetriebes sei. Bei der in Preußen bestehenden Organisation des Bibliothekswesens ist es nicht möglich, bei der Ausleihe von gewissen Formalitäten abzugehen, und dieser Formalismus muß ein sorgfältig entwickelter sein, vom Eintritt des Lesers bis zu seiner letzten Verantwortung gegenüber der Bücherei, von den Formen der Bücherentnahme bis zur Behandlung der Buchung und der Kontrolle. Der Vortragende schilderte dann die Entwicklung der Ausleihebuchung von den Einzelquittungen der wissenschaftlichen Bibliothek bis zu den Kontokarten der Volksbüchereien in verschiedenster Anordnung und beschäftigte sich besonders mit der Form der Doppelbuchung auf Buch- und Lesekarten, welche vor allem die Amerikaner in größter Reichhaltigkeit ausgebildet haben. Eine zweckmäßig eingerichtete Doppelbuchung muß sofort die Fragen beantworten können: „Wo ist das Buch? Was hat der Leser? Wann ist das Buch entliehen?“ Nach Form und Handhabung soll alles, was die Ausleihe betrifft, in erster Linie dem Nutzen und Behagen des Lesers dienen. Nach diesen dankenswerten praktischen Ratschlägen legte Professor Dr. Fritz-Charlottenburg in seinen gehaltvollen Ausführungen über „Bücherei und Volkserziehung“ dar, daß die allgemeine öffentliche Bücherei der gegebenen Mittelpunkt für das freie Volksbildungswesen sei. Ihre Aufgabe ist es, das Gemeinschaftsgefühl zu stärken und die Grundlagen zur staatsbürgerlichen Erziehung zu legen. Deshalb müssen für die Bücherauswahl feste Richtlinien gegeben und die jeweiligen kulturellen, geschichtlichen und sozialpolitischen Strömungen berücksichtigt werden. Da die Kritik der Tagespresse meist unzuverlässig ist, wäre in hohem Grade nutzbringend die Organisation einer großartigen Bücherkritik, welche, von der Zentralstelle ausgehend, die Büchereien in der Auswahl ihres Bücherbestandes unterstützt. Wichtig ist ferner, daß die Wirksamkeit der Bücherei auch rechtzeitig und nach geeigneter Vorbereitung durch die Schule an das noch schulpflichtige Alter anknüpft und dieses Alter dauernd an sich zu fesseln versteht.

Am Nachmittag sprach zunächst Herr Buchbindermeister Buhtz über den „Bucheinband in der Volksbücherei“ und erläuterte an praktischen Vorführungen den Werdegang, den das „Kleid des Buches“ zu durchlaufen hat, ehe es in die Bücherei gelangt. Es sei Pflicht aller modernen Büchereien, die Aesthetik des Bucheinbandes zu pflegen und auch bei der Auswahl der Einbandstoffe und Vorsatzpapiere das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden. Wünschenswert sei ferner, das „Gesicht des Buches“ nicht durch Stempel und Signaturen zu entstellen, sondern die unerläßliche Kennzeichnung der Bücher auf der Rückseite des Titelblattes vorzunehmen.

Hieran schloß sich ein Vortrag des Malers und Kunstgewerbeschullehrers

Ernst Hoffmann über „Schrift und Bild im Buche“. Der Redner gab zunächst einen geschichtlichen Ueberblick über die Entwicklung der Schrift und der Buchkunst und wies nach, daß in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts die gute Tradition im Buchgewerbe abbricht und einer minderwertigen Geschmacksrichtung Platz macht. Erst seit etwa 15 Jahren strebt man wieder nach Buchkunst im Sinne guter Ueberlieferungen, und es sind von verschiedenen Künstlern gute, charaktervolle Buchschriften geschaffen worden. Kunst im Buchgewerbe bedeutet geistige und stilistische Einheit des Buches in allen seinen Teilen, im Schriftsatz, dem dekorativen Schmuck und der Illustration. Schönheit bedeutet auch im Buch Zweckmäßigkeit und technische Reinheit. Wenn künstlerische Einheit, handwerkliche Sachlichkeit und das Bedürfnis des Volkes nach Geschmackskultur sich in Wechselwirkung beeinflussen, wird nach dem Kriege auch das deutsche Buch, der Verkörper des nationalen Geistes, einen dauernd entwicklungsfähigen nationalen Stil zeigen. Der Vortragende verstärkte den Eindruck seiner geistvollen Ausführungen durch eine Reihe vortrefflicher Lichtbilder. — Am Vormittag des zweiten Tages gab Dr. v. Vincenti zunächst eine praktische Uebersicht der „Fachliteratur des Bibliothekars“ und wies auf die wichtigsten Handbücher, Nachschlagewerke und Zeitschriften hin, welche bei der Verwaltung von Büchereien unentbehrliche Hilfsmittel sind. Der Redner gliederte das vielseitige Material in mehrere Gruppen, die sich mit der Ausbildung für den bibliothekarischen Beruf, mit Einrichtung und Verwaltung von Büchereien und mit der Katalogbearbeitung beschäftigten. In dankenswerter Weise wurde diese Zusammenstellung ergänzt durch eine Auslage sämtlicher vom Vortragenden besprochener Werke; gleichzeitig erhielt jeder Anwesende ein kurzes übersichtliches Verzeichnis der wichtigsten Fachliteratur.

Seminarlehrer Dr. Dreske-Aschersleben behandelte in sehr ansprechender Form das wichtige Thema: „Das Buch im Volk“ und seine grundlegende Bedeutung für die Entwicklung und Vermittlung der Kultur. Sinn und Wert des Buches, aus dem stets eine geistige Persönlichkeit spricht, machen es zu einer lebendigen Kraft, deshalb ist es auch ein Gradmesser für die Bildungshöhe und die Leistungsfähigkeit eines Volkes. So wünschenswert es auch ist, daß jeder Einzelne möglichst viel gute Bücher besitzt, daß das Buch auch zum gemeinsamen Lebensinhalt der Ehe, der Familie, der Freundschaft werde, so führt doch in der Hauptsache der Weg des Buches in das Volk über die öffentliche Bücherei, und diese soll ihre Leser zum gutem Buch und zum richtigen Lesen erziehen. Die Bücherei kann jedoch die Aufgabe der Gesunderhaltung und Höherentwicklung der Menschheit durch das Buch nicht allein lösen; der planmäßige Ausbau der Buchkultur muß auch durch staatliche Einrichtungen verschiedenster Art, vor allem durch ein einheitliches Volkshochschulwesen gefördert werden. Nach diesen anregenden, von starkem Idealismus getragenen Ausführungen führte die nächste Rednerin, Bibliothekarin Fräulein Noebel-Magdeburg, in ihrem Vortrag über die „Schöne Literatur der Volksbibliothek als Bildungsmittel“ die Zuhörer wieder in die Praxis des Büchereiwesens zurück. In fesselnden, warmherzigen Worten schilderte sie die Kriegsaufgaben der Volksbücherei. Unser Volk muß einen Ausgleich haben und abgelenkt werden von seinen trüben und oft auch murrenden Gedanken. Darum ist es begreiflich, daß die erzählende Literatur der Volksbibliothek in der Kriegszeit noch stärker begehrt wird als sonst. Wenn der „Schönen Literatur“ in manchen Kreisen jeglicher Bildungswert abgesprochen wird, so geschieht dies mit Unrecht. Abgesehen von ganz minderwertiger Unterhaltungsliteratur, die ausgeschlossen bleiben muß, ist die Schöne Literatur im allgemeinen geeignet, den Geschmack und das künstlerische Verständnis der breiten Massen zu bilden. Im besonderen aber vermitteln verschiedene Gattungen derselben auch die Erwerbung wirklicher Kenntnisse. Die Vortragende gab wertvolle Fingerzeige, wie historische oder biographische Romane die Brücke werden können zum Lesen von geschichtlichen Werken und Lebensbeschreibungen, Reise- und Hochlandsromane zu Forschungsreisen und Werken der Erd- und Naturkunde u. a. m. Wenn der Bibliothekar es versteht, das

Vertrauen der Leser zu erwerben und die rechten Bücher in die rechten Hände zu legen, kann auch die Unterhaltungsliteratur zu einem wichtigen Bildungsmittel werden. Es ist vaterländische Dienstpflicht, hier in warmer Menschenliebe mitzuarbeiten für das heilige Gut der Volkseele: Die deutsche Kultur. Auch diese Ausführungen wurden, wie die des Vorredners, mit dankbarem Beifall von den zahlreichen Hörern begrüßt.

Der Nachmittag des zweiten Tages brachte an Stelle einer durch Schließung des Museums unmöglich gewordenen Führung durch das Kaiser Friedrich Museum die Besichtigung der Städtischen Bücherei Neustadt. Sie ist die jüngste der 5 städtischen Volksbüchereien und zeichnet sich durch schöne, helle Räume und neuzeitliche, technische Einrichtungen aus. Diese wurden von Dr. v. Vincenti und der leitenden Bibliothekarin, Frä. Gantzer, in sachgemäßer Weise vorgeführt, vor allem der Präsenzkatalog und seine Handhabung ausführlich erläutert. — Den dritten und letzten Tag des Lehrgangs eröffnete Dr. Ladewig mit einer äußerst vielseitigen Darstellung des „Verkehrsproblems der Büchereien“. Der Redner ging davon aus, daß die Verwaltungslehre der Gegenwart von den Bibliotheken und ihren politischen Aufgaben noch wenig Notiz nimmt; die breite Öffentlichkeit weiß nicht, was hinter der Ausleihe vorgeht. Nach einem geschichtlichen Ueberblick betonte der Vortragende, daß wir zwar immer noch des schweren Apparats der gelehrten Bücherei bedürfen, daß aber der steigende Verkehr der Neuzeit die allgemeine öffentliche Bücherei als Verkehrsbücherei ohne schweres akademisches Rüstzeug, als Verbrauchsbücherei im eigentlichen Sinne, die jedermann offen steht, fordert. Deutschland ist das Land der wissenschaftlichen Verkehrsbücherei, Amerika das Land der Verbrauchsbücherei in einem Umfang, der solchen Büchereien reichsten wissenschaftlichen Gehalt verleiht. In einer sehr charakteristischen Vergleichung zwischen Berlin und New York zeigte der Redner, daß zur Zeit Deutschland noch sehr hinter Amerika zurücksteht, daß aber bei uns der gleiche fruchtbare Boden vorhanden ist wie dort, und bewies dies an dem Beispiel der Stadt Essen. Interessant war ferner der Nachweis, daß einerseits die moderne Entwicklung der Verkehrsbücherei sich an Länder und Stätten besonderer Verkehrsentwicklung anschließt, andererseits, daß große und bedeutsame Fragen der Gegenwart sich unmittelbar in der Benutzung großer Bibliotheken widerspiegeln. Die Stadt- und Landesbibliotheken sehen sich allmählich gezwungen, nach der Richtung der Verkehrsbücherei ihren Schwerpunkt zu verlegen. Das moderne Buch ist eine Ware, die nicht jeder kaufen kann, deren Benutzung aber im Allgemeininteresse liegt; also haben hier Staat und Gemeinde dieselbe Verpflichtung wie bei andern gemeinnützigen Einrichtungen. Wir müssen vorsorgen für die Zeit des Friedens, und an dieser Vorarbeit soll die in Berlin ins Leben getretene „Zentrale für Volksbüchereien“, deren Ziel der Vortragende im einzelnen erläuterte, mit denkbar größter Hingabe Anteil nehmen. Nach diesen mit lebhaftem Beifall begrüßten Darlegungen übermittelte Polizeipräsident v. Alten gleichsam als Einleitung zu dem nachfolgenden Vortrag von Frä. Ladewig über „Schundliteratur und Kriegsschundliteratur“ eine im Zentral-Polizeiblatt veröffentlichte Liste von Schundschriften, deren Verkauf und Auslage verboten ist und regte an, daß Exemplare dieser Liste auch in Büchereien verbreitet werden sollen. Frä. Ladewig gab dann ein anschauliches Bild der Gefahren und der ungeheuren Verbreitung der Schundliteratur, die leider durch den Krieg nicht eingedämmt worden ist, sondern unter patriotischem Deckmantel neue schlimme Auswüchse hervorgebracht hat. Erfreulicherweise haben jetzt auch die Behörden, vor allem die stellvertretenden Generalkommandos geeignete Maßnahmen ergriffen zur Bekämpfung dieser Schädlinge. Diese Bestrebungen müssen aber auch in Schulen und Büchereien durch Sozialpädagogik und besonders durch reichliche Darbietung guten Lesestoffes unterstützt werden. —

Diese Ausführungen ergänzte glücklich der letzte Redner der Tagung, Lehrer Wilberg-Magdeburg, durch seinen Vortrag über „Jugendschrift und Volksbibliothek“, der nicht nur einen geschichtlichen Ueberblick, sowie einen literarisch-kritischen Abriss der gesamten Jugendliteratur bot,

sondern vor allen Dingen forderte, daß jeder öffentlichen Bücherei eine besondere Abteilung für Jugendschriften angegliedert sein müsse. Er betonte ferner, daß Jugendleshallen oder zum mindesten besondere Ausleihezeiten für die Jugend dringend wünschenswert seien und wies auf die Verzeichnisse guter, sorgfältig ausgewählter Jugendschriften hin, welche die Prüfungsausschüsse der Lehrervereinigungen immer wieder neu zusammenstellen. —

Mit einem warm empfundenen Schlußwort des Stadtbibliothekars Dr. v. Vincenti endete die abwechslungsreiche Tagung, die sicher nicht ohne Bedeutung und Einfluß auf das Büchereiwesen der Provinz Sachsen bleiben wird.
Clara Bohtz-Magdeburg.

Berichte über Bibliotheken einzelner Städte.

Der Jahresbericht 1914 und 1915 der öffentlichen Bücherei und Lesehalle zu Bergisch Gladbach (Rich. Zanders-Stiftung) liegt auf 54 Seiten vor, so daß es kaum möglich sein dürfte, auch nur das Wesentlichste hier hervorzuheben. Erfreulich ist die Nachricht, daß zum 1. Oktober 1915 die Bibliothek in dem neuen Heim in der Wilhelmstraße eröffnet werden konnte. Der inzwischen verstorbene Kommerzienrat Hans Zanders hat sein hierzu geeignetes Haus in zentraler Lage in freundlicher Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt. Allerdings mußten einige banliche Veränderungen vorgenommen werden, die durch den Krieg eine Verzögerung erlitten. In der kurzen Zeit nach dem Einzug (1. Oktober 1915) bis zum Ausgang des Jahres hob sich die Zahl der Leser von 559 auf 1072. Meist waren es neue Leser, aber auch solche kamen wieder, die lange nicht mehr die Bücherei besucht hatten. Die ebenerdigen Betriebsräume sind groß genug, sie wurden mit einfachem Geschmack anheimelnd ausgestattet. Der hellgrün gestrichene Ausleiherraum zerfällt in zwei durch einen Schalter geschiedene Teile. Der für das Publikum hat Tische und Sitzgelegenheiten, so daß die Kataloge und andere Literaturzusammenstellungen an Ort und Stelle bequem benutzt werden können. Hinter dem Schalter, der während des Betriebs in die Höhe gezogen wird und gar nicht trennend wirkt, stehen große Tische mit den übersichtlich geordneten Buchkartenkästen. Daran schließt sich ein Arbeitszimmer der Angestellten an und darauf folgt der Bücherraum. Diese Zimmer liegen in einer Flucht und sind durch Flügeltüren mit einander verbunden, die während des Betriebs geöffnet bleiben. Der Ausleihe gegenüber befindet sich die Lesehalle und oben im Haus ist ein Arbeitszimmer und ein Vortragsraum für Kindervorlesungen. Leider fehlt dem Bericht ein Grundriß dieser gewiß interessanten Bibliothek. — Im Jahre 1914 wurden 1053 und 1915 1072 Lesehefte an ebensoviel Leser abgegeben, im Jahr 1913 waren es 1232 gewesen. In den Jahren 1913, 1914, 1915 wurden 27 031, 20 272 und 21 829 Bände verliehen. Im Jahre 1914 und 1915 kamen auf Wissenschaftliche Literatur 24,76 % und 19,51 %; auf Schöne Literatur 51,36 und 56,50 %; auf Jugendschriften 21,70 und 22,58 %; auf Zeitschriften 2,18 und 1,41 %. Im Jahre 1914 waren von den Lesern der Wissenschaftlichen Literatur 72,91 % männlich und 27,09 weiblich; 1915: 64,94 und 35,06 %. Das Verhältnis der männlichen zu den weiblichen Lesern war 1914 65,43 und 34,57 %, im Jahre 1915 57,56 und 42,44 %. Im Jahre 1914 steht in der Benutzungshöhe an erster Stelle der Arbeiterstand, dann folgen die Mittelklasse und die höhere Bildungs-klasse. 1915 tritt folgende Verschiebung ein: 1. Mittelklasse, 2. Arbeiterstand, 3. höhere Bildungs-klasse. — Besonders eingehende Nachweise gibt der Bericht über die Bücherausleihe und die Kinderlektüre. Im Jahre 1914 entliehen 218 Schulkinder 3464 Bände oder 17,09 % der Gesamtentlehnung; 1915 waren es 284 mit 3342 Bänden oder 15,31 %. Wäre man den Wünschen der Beteiligten gefolgt, so wäre die Ziffer eine sehr viel höhere, indessen wurde der ge-

dankenlosen Vielleserei grundsätzlich entgegengearbeitet. Bei den Mädchen (10—14 Jahre) zeigte sich Vorliebe für die besondere Mädchenliteratur (Augusti, Niese, Schanz, Spyri u. a.). Bei den gleichaltrigen Knaben zeigte sich eine größere Neigung für Abenteuer-, Indianer- und Seegeschichten. „Jeder Junge will mit Recht seinen Robinson Crusoe kennen lernen.“ Die jugendlichen Leser von 14 bis 18 Jahren entliehen 1914 2848 und 1915 4809 Bände. — Die Lesehalle zählte 1913: 15 000, 1914: 7611 und 1915: 5425 Leser. Dieser ständige Rückgang hatte zum größten Teil in den ungünstigen Raumverhältnissen des alten Heimes seinen Grund. Man war gezwungen gewesen dem Lesesaal einen Raum zu entziehen und der verbleibende größere Raum diente als Durchgang.

Der Bericht über das 43. Vereinsjahr des Düsseldorfer Bildungsvereins, d. i. 1916, (Düsseldorf L. Voß & Co.), teilt mit, daß die Bücherentlehnungen der Lesehalle in Düsseldorf von 25 697 auf 29 860 stiegen und daß der Besuch der Lesehalle sich von 53 383 auf 37 033 Personen hob. Die steigende Inanspruchnahme der Lesehalle erklärt sich aus der stärkeren Benutzung durch die Kinder, von denen 10 680 gegen 6651 im Vorjahr daselbst lasen, während der Besuch der Erwachsenen sich ungefähr gleich blieb. Leider ergaben sich aus dem großen Zuspruch der Kinder allerlei Störungen für die Erwachsenen, so daß ihnen nur noch an den beiden schulfreien Nachmittagen von 2—5 Uhr Zutritt gewährt werden konnte. Hoffentlich erhält man im Laufe der Zeit die Möglichkeit, für die Kinder ein besonderes Lokal zu schaffen. Der Bücherversand an die Front nahm erfreulichen Fortgang. 2987 Soldatenbücher wanderten ins Feld. Der Bericht gibt eine Ansicht von dem Innern des prachtvollen Lesesaals des Bildungsvereins (Jägerhofstraße 1).

Die städtische Bücherei in Hildesheim hat sich nach einer Mitteilung der „Hildesheimer Zeitung“ während des Krieges in sehr erfreulicher Weise entwickelt. Sie besteht aus der alten Stadtbibliothek, die in ihren meist aus früheren Jahrhunderten stammenden Beständen vorwiegend wissenschaftliche Literatur enthält, und einer modernen Volksbibliothek. Beide Bibliotheken sind räumlich vereinigt, haben eine gemeinsame, sehr behaglich eingerichtete Lesehalle und stehen unter der gemeinsamen Leitung der städtischen Bibliothekarin Fräulein Tenckhoff. Die Lesehalle bietet eine reiche Auswahl von Zeitungen und Zeitschriften aller Parteien und Konfessionen, auch aus den neutralen Staaten, und wird seit Beginn des Krieges besonders eifrig benutzt. Während im letzten Friedensmonat die Besucherzahl 985 betragen hatte, schnellte sie im August 1914 auf 1539 empor und stieg im September 1914 sogar auf die vorher nicht dagewesene und bisher auch nicht wieder erreichte Zahl von 2881 Besuchern. Seitdem verminderte sich die Leserzahl in den Sommermonaten etwa bis auf 1200, betrug aber in den Wintermonaten durchschnittlich weit über 2000. Die wissenschaftliche Bibliothek, deren eigene Bestände sich jetzt auf rund 33 000 Bände belaufen, erhielt kürzlich von Hildesheimer Kirchen 4000 wertvolle ältere Bände, meist aus dem 16. und 17. Jahrhundert als Leihgabe. Verliehen werden aus der wissenschaftlichen Bibliothek monatlich etwa 300 bis 600 Bände. Ungleich stärker wird naturgemäß die Volksbibliothek in Anspruch genommen, die rund 9500 Bände umfaßt. Im Sommer werden aus ihr jetzt etwa 3000, im Winter etwa 4000 Bände im Monat ausgegeben. So weist alles darauf hin, daß die städtische Bücherei dauernd auf einen höheren Stand gebracht worden ist und in allen ihren Teilen Tüchtiges leistet.

Nach dem Jahresbericht der Volksbücherei und Lesehalle der Stadt Reichenberg wies zwar das Jahr 1915 einen ziemlich bedeutenden Rückgang auf, während vorher sich der Krieg noch nicht so bedeutend stark bemerkbar gemacht hatte. Das Jahr 1916 aber bringt eine große Zunahme. In 1915 wurden 73 862 Bücher entliehen, im Berichtjahre dagegen 95 564 Bände.

Da auch in diesem Jahre wieder viele Leser eingetrifft sind und die Zahl der bei uns lesenden ortsfremden Soldaten die ersteren nicht übersteigt, ist die Zunahme nur der eifrigeren Benutzung der Bücherei durch die Daheimgebliebenen zuzuschreiben. Es ist auch nicht schwer, die Ursache zu finden: Das gesellschaftliche Leben hatte besonders nachgelassen, und so griff mancher zum Buche, der die Abende sonst auf andere Weise verbrachte. Auch war die Witterung an sehr vielen Tagen zum gemütlichen Lesen daheim passender als zu Ausflügen und längeren Spaziergängen. Der Lesestoff verteilte sich auf: 16662 Zeitschriften, 61845 Romane und Erzählungen, 1350 Dichtungen in Versen, 3003 Dramen, 3863 Jugendschriften, 338 Bände Schrifttum, 700 Philosophie, 373 Volkswirtschaft, 264 Unterricht und Erziehung, 530 Kunst, 646 Technik, 1023 Naturwissenschaften, 565 Geographie, 626 Geschichte, 513 Lebensbeschreibungen und 3263 Musikalien. Die größte Nachfrage war nach Stoffen, die etwas vom Kriege bringen. Im Vorraume der Bücherei werden die neuen Bücher mit solchem Lesestoff immer sogleich bekannt gemacht. Daß die Leser außer reinem Unterhaltungstoffe auch die anderen Gruppen eifriger bei der Auswahl berücksichtigen, ist ein erfreuliches Zeichen; birgt doch die Bücherei gerade in diesen Teilen so vieles Schöne und Lesenswerte, das an Gehalt und Anregung viel mehr gewährt als Roman und ähnlicher Lesestoff. Der Bücherbestand stieg von 12961 auf 14436 Bände. Unter den hinzugekommenen befinden sich 136 Bände Spenden. In der Lesehalle machten sich die Kriegszeit durch stetig abnehmende Besucherzahlen bemerkbar. Im Jahre 1914 gab es noch 52597, 1915 35630 und 1916 nur noch 27878 Leser, von denen 14717 die Handbücherei benützten. Die Ausgaben betrugen 9566 K.; hiervon entfielen auf Bücher 1153 K., Zeitschriften 1089 K., Buchbinderarbeiten 607 K., Entlohnungen 3496 K., Beleuchtung, Beheizung und Reinigung 742 K. — Allen Gönnern und Förderern der Bücherei sei der beste Dank ausgesprochen!

Kremser.

Sonstige Mitteilungen.

Die Ortsgruppe Berlin des Deutschen Ostmarkenverein hat nach dem letzten Bericht nicht weniger als 730 Vereinsbüchereien mit 254000 Bänden begründet.

Die Ostmark, Aprilnummer 1917.

Unter dem Titel „Deutsche Bücherei in Belgien errichtet von der Bildungszentrale beim Generalgouvernement“ wurde November 1916 ein umfangreiches Bücherverzeichnis (Brüssel, Staatsdruckerei) herausgegeben, das als rühmliches Zeugnis deutscher Kultur gelten darf (vergl. oben S. 25). Aus dem von Jaeschke unterzeichneten Vorwort erfährt man, daß die am 1. Juni 1915 ins Leben getretene Bildungszentrale die wahllos in unser belgisches Besetzungsgebiet einströmenden Büchermengen zunächst einer genauen Sichtung unterzog. Erst diese gesichteten Bestände wurden den Truppenteilen je nach ihrer Bedürftigkeit zugeführt. Nachdem dann die erforderlichen Geldmittel flüssig gemacht waren, konnte man einen Schritt weiter tun und die Mannschaftsbüchereien angemessen ergänzen, indem man namentlich dem Durchschnittsgeschmack Rechnung trug. Bei der längeren Dauer des Krieges aber erwies es sich als ratsam, durch eine auf breiterer Grundlage aufgebaute deutsche Bibliothek den gebildeten und vorwärtsstrebenden Angehörigen der Besatzungstruppen, der Zivilverwaltung und sonstigen im Bereich des Generalgouvernements wohnhaften Deutschen geeigneten Lesestoff in größerem Umfang zuzuführen. Zahlreiche Büchereien, Vereine und Verleger in der Heimat haben durch wertvolle Zuwendung diesen schönen Zweck gefördert. Die dem Verzeichnis vorangestellte Leseordnung vom 19. Oktober 1916 zeigt, in wie liberaler Weise die Verwaltung

den Benutzern entgegenkommt. Der Inhalt gliedert sich in zwei Teile, von dem der erste (64 Seiten) die Schöne Literatur in deutscher und in fremden Sprachen umfaßt. Neben den französischen sind selbstverständlich auch vlämische Werke reichhaltig vertreten. Der Schwerpunkt aber liegt gleichwohl in dem zweiten umfangreicheren (S. 65—203) Teil: „Belehrende Literatur in sachlicher Anordnung“. Naturwissenschaften und Technik, Geographie, Geschichte und Militärwissenschaften, Sprachwissenschaft, Literatur, Kunst- und Musikgeschichte, Religion, Philosophie und Pädagogik, Rechts- und Staatswissenschaften (die ihrerseits wieder in so und soviel Unterabschnitte zerfallen), alle diese Hauptabteilungen und -Gruppen enthalten eine reiche Auswahl des Besten, so daß man nur selten einen lieben Namen (L. v. Ranke!) vermißt. Daß der Weltkrieg in allen seinen Kriegsschauplätzen und Beziehungen an der Hand des vorhandenen Materials genau verfolgt werden kann, ist wohl selbstverständlich. Ein Verfasser- sowie ein Schlagwortverzeichnis am Schluß, die aber beide nur die belehrende Literatur berücksichtigen, erhöhen den Wert des Verzeichnisses.

Die im Gesamtausschuß zur Verteilung von Lesestoff im Felde und in den Lazaretten (Reichstagsgebäude) zusammengeschlossenen Vereinigungen haben bis Anfang März des Jahres nicht weniger als 10 Millionen Bücher an die Truppen im Felde und in den Lazaretten abgeführt. Von März 1916 an wurden $4\frac{1}{2}$ Millionen abgegeben.

Ueber Bucheinbände aus Klippfischhaut berichtet H. Paalzow (Berliner Tageblatt Nr. 141 vom 18. März 1917) auf Grund praktischer Erfahrungen, nachdem dieses Ersatzmittel in der Not des Krieges von einem Herrn Franz Martini, der in Friedenszeiten Werkmeister in einer Berliner Großbuchbindererei war, entdeckt worden ist. Dem gewässerten Klippfisch, der als Volksnahrungsmittel jetzt allbekannt ist, wird die Haut abgezogen und dann weiter präpariert. Auf diese Weise ergab sich ein Stoff, der dem Schaf- und Kalb-Pergament sehr ähnlich ist. „Das fertige Material ist ziemlich dünn, glasig und durchsichtig, von gelblicher oder bräunlicher Farbe. Die Oberfläche ist etwas uneben und hat eine hübsche Zeichnung, da die Stellen, wo die Schuppen gesessen haben, deutlich hervortreten.“ Man erhält von jedem Fisch zwei halbe Häute mit einer nutzbaren Fläche von etwa 15 bis zu 25 Zentimetern. Wissenschaftliche Nachprüfung habe die Festigkeit und Haltbarkeit dieses Materials bestätigt.

Auf eine Anfrage verschiedener Reichstagsabgeordneter nach der Organisation des Feldbuchhandels hat der Reichskanzler geantwortet, daß der Generalquartiermeister im Einvernehmen mit den Kommandobehörden und dem deutschen Buchhandel bestimmte Leitsätze aufgestellt habe. Hiernach sollen grundsätzlich alle Erzeugnisse deutscher Verlagsanstalten zugelassen sein, während Druckerzeugnisse nicht einwandfreier Art ausgeschlossen sind. Der Feldbuchhandel soll innerhalb eines Armeegebietes an einen Unternehmer (deutschen Buchhändler) unter Vereinigung mit dem Zeitungshandel übertragen werden. Der gesamte Betrieb wird in jedem Armeebereich von einem Offizier zusammen mit Sachverständigen durch eine Zentralstelle überwacht. Diese hat Fühlung mit den einheimischen Fachorganisationen einschließlich der Volksbildungsvereine und ähnlicher gemeinnütziger Gesellschaften zu unterhalten und kann Verbote einzelner Druckerzeugnisse beantragen.

Börsenblatt f. d. deutschen Buchhandel Nr. 58.

Zeitschriftenschau usw.

Ueber Volksleshallen in Bulgarien berichtet P. M. Noïkow in dem Werke von K. Floericke „Bulgarien und die Bulgaren“ (1916), indem er

darauf hinweist, daß auch in diesem Land, das infolge des Pariser Vertrags (1856) zuerst gewisse bürgerliche Freiheiten erhielt, sogenannte Volkabbildungsanstalten, d. h. Vereine, die Gründung in die Hand nahmen. Solche Vereine entstanden in der Zeit von 1866—1908 nicht weniger als 406. Diese Lesehallen aber dienten vor allem anderen politischen und geselligen Zwecken, Zeitungen und Bücher aber waren wenig vorhanden. Erst nach der Erlangung der Selbständigkeit verstanden sich Stadt- und Staatsregierung zu regelmäßigen Beiträgen, während man vorher lediglich auf die Mitgliederbeiträge angewiesen gewesen war. Im Jahre 1910 schlossen sich diese sogenannten Volkslesehallen zu einem Bunde mit dem Hauptsitz Sofia zusammen, der eine besondere Zeitschrift Tschitalische (Volkslesehalle) herausgibt. Deren Aufgabe ist die Förderung der Volkslesehallen und des volkstümlich wissenschaftlichen Vortragswesens.

Ueber das Buch im Kriege spricht sich Fritz Engel (Börsenblatt f. d. Deutschen Buchhandel Nr. 28) aus, indem er feststellt, daß es diesmal eine ganz bedeutende Rolle spiele. „Das war noch niemals so. Friedrich der Große nahm sich antike Klassiker und moderne Philosophen mit ins Zeltlager, aber er war auch darin ein Einziger. In unseren Tagen, im hunnischen Deutschland, in dem ein Kesselschmied an der Front Gedichte von großer Schönheit schreibt, in dem ein frommer Bauernsohn zum mindesten sein Gebetbuch nicht entbehren will, liest jeder, verlangt jeder, wie nach der Feldküche, nach der Feldbücherei, ist jeder von Herzen dankbar auch für das kleinste Buch, das man ihm ins Liebesgabenpaket legt.“ E. kommt dann auf die so erfreuliche Mitwirkung des deutschen Buchhandels zu sprechen und fährt fort: „Man muß sich nur vorstellen, wie es an unseren Fronten aussähe, wenn die Erquickung, die Anfenerung, der Trost des Buches fehlte! Wie mancher wäre verzagt, wie mancher gepackt vom Gespenst der Langleiwe, schwermühtigen Stimmungen verfallen, wenn der Dichter ihn nicht mit seinem Zauberstab aus der Härte der Umwelt in andere Gefilde geleitet hätte.“

Ueber die Frage „Was liest der Frontsoldat“ die so lange strittig bleibt wie der Weltkrieg dauert, spricht sich auch K. Imwolde im Börsenblatt f. d. Deutschen Buchhandel (1917 Nr. 49) aus. An der Hand der Statistik der Bücherei und Lesehalle eines Feldrekrutendepots, in dem meist 1000 bis 1500 Mann untergebracht sind, teils Rekruten, die an die Front kommen, teils ältere Mannschaften vom Train und von der Artillerie, hat er seine Erfahrungen gesammelt: „Alle entleihen sie Bücher, Leute aller Bildungsgrade und aller Altersstufen. Die Bücher werden an jedermann ausgegeben, ohne jede Kosten; die Lesedauer beträgt 6 Tage.“ In den 6 Beobachtungswochen wurden nur 1393 Bücher entliehen: 43 mal von Offizieren 1350 mal von Mannschaften. Sie umfaßten alle Wissensgebiete, jedoch entfielen 1048 auf die Rubrik Erzählungen und Romane, so daß den vielen Wünschen kaum entsprochen werden konnte. Weitere 245 Entleihungen betrafen „Humor, Dichtung, Kunst und Wissenschaft“, so daß für Biographien, Krieglitteratur und religiöse Schriften nur 68 Bücher übrig blieben. Da die Bestände der fahrbaren Bücherei längst nicht der Nachfrage genügten und auch ihrem Inhalt nach nicht geeignet waren, begann man mit der Anlage einer eigenen Bücherei mit moderner und älterer Erzählungs- und Unterhaltungsliteratur. „Von dem Tage der Einfügung dieser Werke in die Bücherei an machte sich ein bemerkenswerter Umschwung bemerkbar. In der Zeit vom 15. November bis 6. Dezember erfolgten nur 479 Verleihungen, nach dieser Auffrischung aber in der Zeit vom 7. bis 31. Dezember 914. Davon entfielen auf die Bücher der fahrbaren Bücherei aber nur 273 Bücher, während die Werke der eigenen Bücherei 64 mal ausgegeben wurden.“

Ein Aufsatz vom Landsturmmann Karl Wagner über eine Feldbuchhandlung in den Karpathen (Börsenblatt f. d. D. Buchhandel Nr. 49) spricht sich auf Grund persönlicher Erfahrungen mit Anerkennung über das

„große Verständnis der Magyaren für deutsche Sprache und Literatur“ aus. Im Ungarlande sei ein gut vorbereiteter Nährboden für deutsche Kultur, auf dem für unseren Buchhandel die besten Aussichten für die Zeit nach dem Frieden vorhanden wären. In der Zwischenzeit aber, während des Krieges, ist dem deutschen Buchhandel ein Pionier in den Feldbuchhandlungen erstanden, die selbst nur eine Zeiterscheinung bilden und nach der Rückkehr der deutschen Truppen verschwinden werden. Der Verfasser erzählt dann, wie er in den Karpathen einen langgestreckten Schuppen mit einem schrägen Holzdach mit Hilfe deutscher Soldaten und russischer Gefangener zu einem praktischen Raum für ein Kommissionsgeschäft umgearbeitet habe. Ein Packraum für die ankommenden und abgehenden Güter war da, ein Gelaß mit hohen durchgehenden Bücherregalen, daneben lange Tische für die schriftlichen Arbeiten und ein Wohnraum. Sogar an Oefen, Telefon und elektrischem Licht habe es nach Monatsfrist nicht mehr gefehlt. In ähnlicher Weise wurden in vielen Ruthenenhäusern der Karpathendörfer Buchhandlungen eingerichtet und untergebracht, bald einem Soldatenheim bald einer Marketenderei angeliebert, manchmal auch als Bretterbude neben dem Bahnhof. „Von der Zentrale in einer Stadt hinter der Front wurden dann die lieben Gefährten aus der Heimat vorgeschickt: Belletristik, Sammlungen kleineren und größeren Umfangs, vergangene und neue Literatur, alle Gebiete umfassend, politische und volkswirtschaftliche Gelegenheitsschriften, illustrierte Zeitungen, Tageszeitungen, Sonderdrucke, illustrierte Blätter, Ansichtspostkarten, Schreibwaren aller Art, die beliebte Mundharmonika, Trüsterin in Freud und Leid, Landkarten, Humor und Ernst, alles drängte sich zusammen, um die Einsamkeit der Feldgrauen auf eisigen Karpathenhöhen angenehm zu unterbrechen, die solange kein deutsches Buch in den Händen gehabt hatten. Oesterreichisch-ungarische Kameraden, gebildete Kreise einheimischer Bewohner benutzten ebenfalls fleißig die deutsche Schöpfung. Aus manchem österreichisch-ungarischen Munde konnte man beim interessierten Studium des Lagers, gleichsam als Kritik, die Worte hören: Ja die Deutschen!“

In der vortrefflichen etwa im Sommer 1916 abgefaßten Schrift von Walter Goetz „Deutschlands geistiges Leben im Weltkrieg“¹⁾ wird aus eigener Erfahrung an der Front heraus folgendes Urteil über Soldatenlektüre abgegeben: „Daß auch unsere Soldaten für große Eindrücke vorbereitet waren, zeigt die Lektüre, die sie sich selber mit ins Feld nahmen — in wie ungezählten Fällen ist das Neue Testament oder der Faust, Homer oder irgend ein anderer Dichter oder Philosoph im Tornister des Soldaten oder im Handgepäck des Offiziers mit in den Krieg hinausgewandert! Einer der Kriegsfreiwilligen meiner Kompanie gab mir draußen im Schützengraben, kurz bevor ihn eine feindliche Granate tötete, einen Teil der Ilias; in einem Unterstand auf den Höhen zwischen Vimy und Souchez fand ich Goethes Gedichte mit dem Namen eines hessischen Grafen darin, der bei der preußischen Garde diente. Mit Goethe und Homer wird wohl am besten gekennzeichnet, wohin sich das innerste Bedürfnis deutscher Bildung neigt.“ Und auch noch eine andere Mitteilung dieser kleinen aber überaus inhaltreichen Schrift, mag hier angeführt werden. „An die deutschen Soldaten sind beinahe 6 Millionen Bibeln, Neue Testamente oder andere Teile der Bibel von den bibeldruckenden Gesellschaften Deutschlands verteilt worden; noch nie zuvor sind in gleich kurzem Zeitraume so viele Bibeln unter das deutsche Volk gebracht worden. Daß diese religiösen Schriften von der Masse unserer Krieger dankbar aufgenommen worden sind, wird jeder beobachtet haben, der unsere Soldaten bei der Lektüre beobachtete, der sie an den regelmäßigen Feldgottesdiensten teilnehmen sah oder das ‚Niederländische Dankgebet‘ oder ‚Eine feste Burg ist unser Gott‘ singen hörte. Der Geist unseres Heeres bedurfte keiner erzwungenen Wendung zu halb oder ganz verlassenen Gewohnheiten.“

1) Erschienen als Heft 11 der Sammlung, „Perthes' Schriften zum Weltkrieg“ Gotha, Friedr. A. Perthes 1916. (51 S.) 1 M.

Neue Eingänge bei der Schriftleitung.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelauführung eingehender, nicht verlängerter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen.

Amelangs Taschen-Bibliothek für Bücherliebhaber. Leipzig, C. F. Amelang, 1916. Jedes Bändchen in Leinen geb. 1 M.

Die vorliegende Sammlung leichter kleiner Bände in geschmackvollem farbigen Einband zeichnet sich dadurch aus, daß fast nur wirklich hervorragende Literaturwerke aufgenommen werden. Es liegen diesmal vor: Goethe, Lieder; Joh. Peter Hebel, Kleine Erzählungen; Karl Stieler, Ein Winteridyll.

Arnold, Paul, Der Königsurlauber. 11. Aufl. Leipzig, Max Gehlen, 1916. (134 S.) Geb. 2,50 M.

In neuer Form erscheint dieses alte bewährte Jugendbuch, das den deutschen Jungen auf den Ernst des kriegerischen Lebens hinweisen soll, in 11. Aufl. Diese ist mit Rücksicht auf die Erfahrungen des Weltkrieges hier und da verändert und ergänzt, auch sind nunmehr fünf Bilder hinzugefügt. Die Episoden aus dem Kriege 1870/71 gehen auf wirkliche Erlebnisse zurück. Der leider zu früh verstorbene Feldmarschall v. d. Goltz, dem die Wehrbar-machung der deutschen Jugend so am Herzen lag, hat die gute Absicht des Verfassers mit rühmenden Worten anerkannt.

Großer Bilder-Atlas des Weltkrieges. Lieferung 17—20. München, F. Bruckmann, 1916. (S. 241—400). Jede Lieferung in Querfol. 2 M. und Einbanddecke zu 2,50 M.

Mit den vier vorliegenden Heften ist Band 2, aber leider noch nicht das ganze Werk abgeschlossen, das zwar ursprünglich auf zwanzig Lieferungen berechnet war, während nunmehr — da der Krieg sich in die Länge zieht — im ganzen 30 Lieferungen in Aussicht genommen sind. Ein besonderes interessantes Heft (17) ist den Ereignissen zur See gewidmet; das folgende führt den bezeichnenden Titel: Die Ausräumung Serbiens. Dann schließt sich eine weitere Lieferung an: Die Balkanstaaten. Mit den österreichischen Heeressäulen betritt man Montenegro und Albanien, aber auch die Kämpfe um die Dardanellen und Saloniki werden im Bilde veranschaulicht. Der Schlußteil bringt Material aus dem Treiben der Neutralen und aus dem Leben in Deutschland während des Weltkrieges. Aus dem angefügten Register ersieht, man daß der nunmehr vollendete zweite Band des monumentalen Werkes nicht weniger als 1850 Abbildungen, Bildnisse, Karten und Urkunden dem Leser oder richtiger dem Beschauer darbietet.

L.

Bilder deutscher Vergangenheit. Herausg. v. Willib. Franke u. Walt Stein. Leipzig, Grethlein & Co., 1917. Jeder starke Band geb. 2,50 M.

Die vorliegende Sammlung verdient die Aufmerksamkeit aller Bildungs-bibliotheken, wofern sie sich darauf beschränkt, wirklich gute historische Romane, wie sie in unserem Schrifttum natürlich nur selten begegnen, in gediegener Ausstattung und zu billigem Preis aufzunehmen. Denn daß wir infolge der Erfahrungen des Weltkrieges etwas weniger nach den Erzeugnissen fremder Literaturen ausschauen und vor allem bei dem verweilen, was zur Förderung deutscher Art dient, ist so selbstverständlich, daß jedes Wort darüber überflüssig wäre. Die folgenden fünf ersten Bände zeigen, wie ernst die Herausgeber ihre Aufgabe auffassen; man kann die Auswahl kaum besser treffen, höchstens möchte man statt des Wärfwols zunächst die „Hosen des Herrn v. Bredow“ wünschen. Es liegen also vor: Band 1: Heinr. Zschokke, Der Freihof von Aarau; Band 2: Wilh. Hauff, Lichtenstein; Band 3: Wilh. Alexis, Der Wärfwolf; Band 4: A. E. Brachvogel, Der Fels von Erz; Band 5: Herm. Kurz, Schillers Heimatjahre.

Block, Rud., Einheitschule und freie Bahn dem Talent. Leipzig, Quelle & Meyer, 1916. (73 S.) Geb. 1,20 M.

Wenn auch das Problem der Einheitsfrage zu den gegenwärtig am meisten erörterten gehört, so würde es doch die Grenzen der „Blätter“ über-

schreiten, hierzu Stellung zu nehmen. Da die Schrift einmal eingegangen ist, mag sie aber wenigstens dem Titel nach hier aufgeführt und dabei bemerkt werden, daß der als Schulmann bewährte Verfasser starke Bedenken gegen die Verwirklichung dieses von Vielen so leidenschaftlich erstrebten Ideals geltend macht.

Byern, Gerh. v., Shamba, Mpori und Bahori. Ostafrikanische Momentbilder. Leipzig, C. F. Amelang, 1916. (124 S.) Geb. 3,50 M.

Diese Bilder von dem ostafrikanischen Leben wollen, wie der Nebentitel es oben ausspricht, Momentaufnahmen sein; sie erhalten aber dadurch ihren besonderen Reiz, daß sie nur Selbstgeschautes und Selbsterlebtes darstellen. Der erste Teil (Shamba) schildert das Treiben auf Pflanzungen, der zweite den Steppenbusch und der dritte das Meer.

Cottasche Handbibliothek. Stuttgart u. Berlin, B. G. Cotta, 1916.

Von dieser bekannten Sammlung liegen diesmal vor Nr. 187: W. H. Riehl, Ein ganzer Mann (202 S.) 1 M.; Nr. 188: Max Fischer, Heinrich Heine. 4. u. 5. Taus. (64 S.) 0,60 M.; Nr. 189: Klara Hofer, Marie im Baum (42 S.) 0,40 M.; Nr. 190: P. Lindau, Arme Mädchen (258 S.) 1,60 M.; L. Niessen-Deiters, Die Unschuld vom Lande u. andere nette Geschichten. (144 S.) 1 M.

Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften herausgegeben v. E. Jäckh. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1917. Jedes Heft 0,50 M.

Die zeitliche und räumliche Ausdehnung des Weltkrieges sorgt dafür, daß der Stoff für die vorliegende vorzügliche Veröffentlichung, über deren Fortschreiten die „Blätter“ gewissenhaft berichteten, niemals ausgeht. Immer neue Probleme tauchen auf, für deren sachgemäße Behandlung der Herausgeber die geeigneten Autoren zu gewinnen weiß. Es liegen diesmal vor: H. 84: G. Bernhard, Land oder Geld; H. 85: W. H. Solf, Die Lehren des Weltkrieges für unsere Kolonialpolitik; H. 86: Vaterländischer Hilfsdienst; H. 87: Ang. Winnig, Die deutschen Gewerkschaften im Kriege; H. 88: H. Schippel, Bargeldloser Verkehr unserer Reichsbank und der Krieg; H. 89: K. Bälz, Beamtenrecht und Familie; H. 90: W. Kopp, Das innerpolitische Deutschland und der Krieg.

Dohse, Johannes, Freiwillige und Unfreiwillige. Nordschleswiger im großen Kriege nach Briefen und Berichten. Mit 4 Tondruckbildern von L. Bauer. Stuttgart, K. Thienemann, 1916. (224 S.) Geb. 4,50 M.

Ein ausgezeichnetes Buch für die reifere Jugend liegt hier vor. Noch einmal durchlebt man die Begeisterung des Ausmarsches in jenen denkwürdigen Augustmonat, da es galt die Heimat gegen frivolen Ueberfall zu schützen. Die drei Söhne einer nordschleswigischen Pastorenfamilie ziehen als Kriegsfreiwillige ins Feld zusammen mit einem Jugendfreund, der sich zunächst als Däne fühlt, aber dann doch durch die Liebe zu einem deutschen Mädchen zur inneren Einkehr gebracht wird. Treffliche fromme und pflichttreue Menschen, wie man sie liebt und um sich haben möchte, lernt man in diesem Buch in Not und Gefahr kennen.

Ermiler, Julie, Märchen in Feldgrau. Mit Bildern von M. Ebeling. Düsseldorf, L. Schwann, 1916. (77 S.) Geb. 2 M.

Ein anmutiges Buch, dem man recht viele jugendliche Leser wünschen möchte. Im Spiegel des Märchens zieht das gewaltige Geschehen des Weltkrieges an unseren Blicken vorüber. Das Allzugrelle ist durch die Poesie gemildert, aber durch den Schleier hindurch erkennt man noch genug von der furchtbaren Wirklichkeit. Die Bilder gehen gut zusammen mit dem Text. Für reifere Freunde aber, das heißt für Kinder etwa vom 12. oder 13. Jahre an, sind die knappen Erläuterungen zum Schluß bestimmt, die zeigen, wie sich die Dinge in der herben Luft der Tatsächlichkeit abgespielt haben. L.

Faber, Kurt, Unter Eskimos und Walfischfängern. Eismeerfahrten eines jungen Deutschen. A. 4. Stuttgart, Rob. Lutz, 1917. (369 S.) 7,50 M.

Der ungewöhnliche Erfolg dieses prächtigen Buches ist durchaus berechtigt. Eine feine ursprüngliche Persönlichkeit tritt uns in dem Verfasser entgegen,

der im alten Europa nicht vorwärtskommen konnte, aber unter den Entbehrungen seines Aufenthalts in den Vereinigten Staaten zu neuer Energie erwacht. „So kommt denn herbei, ihr vielgewandten Henerbasen aus San Franciscos Hafenkneipen“, so heißt es im Vorwort, „ihr dürren, pockennarbigten Portugiesen, die ihr die Harpune so meisterhaft zu handhaben versteht, und ihr Eskimos, die ihr mir so manchesmal draußen auf dem Eise bei der Verspeisung von Seehunden und Moschusratten getreulich Beistand geleistet habt. Ihr sollt nun alle noch einmal auftauchen, und auf diesen Blättern, will ich euch festhalten, damit ihr mir nicht mehr entschlüpfen könnt.“ Eine Karte am Schluß veranschaulicht diese abenteuerliche spannend geschriebene Reisefahrt. L.

Die russische Gefahr. Beiträge und Urkunden zur Zeitgeschichte. Herausg. v. P. Rohrbach. Stuttgart, J. Engelhorn's Nachf., 1916. Jedes etwa 5 Bogen starke Heft 1,50 M.

Von dieser Sammlung, die uns über das Zarenreich, seine Hilfsmittel und seine Politik in Vergangenheit und Gegenwart auf Grund russischer Urkunden, Denkschriften usw. aufklären soll, liegen bisher vor: Heft 1: Rich. Pohle, Rußlands Ländergier; Heft 2: Axel Schmidt, Das Endziel Rußlands. Mit einem ökonomisch-politischen Kapitel von G. Hermann.

Goedel, Gust., Wie der Weltkrieg weiter währte. Stuttgart, H. F. Steinkopf, 1916. (196 S.) Geb. 2 M.

Der Verfasser, Marineoberpfarrer a. D., läßt seiner früheren Schrift „Vom währnden Weltkrieg“ jetzt einen zweiten Band folgen. In zwangloser Reihe geht er die Ereignisse vom Herbst 1915 (Niederwerfung Serbiens) an durch und knüpft daran lehrreiche Bemerkungen aus Gegenwart und Vergangenheit über unser Volk, über unsere Verhündeten und Feinde. Wie die reife Jugend, so werden auch die erwachsenen Leser kleinerer Volksbüchereien sich an diesen interessanten und lehrreichen Darlegungen erfreuen, die ruhig und gemächlich dahinfließen aber immer die kernhafte patriotische Gesinnung Goedels erkennen lassen.

Hofmann, Else, Deutsche Mädel in großer Zeit. Mit Bildern von Alice Schimz, Leipzig, 3. Fortsetzung 1916. (180 S.) Geb. 2,50 M.

Das Buch schildert, wie sich verwöhnte, reiche und arme Mädchen unter dem Druck des Weltkrieges in treuer Sorge für werktätige Hilfe zusammenfinden.

Jugendblätter. Jahrg. 81. Herausgegeben v. R. Weitbrecht. Stuttgart, J. F. Steinkopf 1916. (350 S.) Geb. 5 M.

Die Heimat. Ein Buch für das deutsche Volk. Herausg. von Heinr. Mohr. Freiburg i. B., Herdersche Buchh. 1916. (272 S.) Geb. in Papp. 4,50 M.

Zu dem bewährten älteren Jugendbuch, auf dessen Vorzüge schon oft in den „Blättern“ hingewiesen wurde, kommt jetzt ein neues, das sich mehr an die reifere Jugend und das Haus wendet, an gediegem Inhalt aber und an guter äußerer Ausstattung dem älteren Unternehmen ebenbürtig ist. Die Herausgeber haben nicht nur aus dem großen Schatz guter älterer Volksliteratur geschöpft, sondern auch gute zeitgenössische Autoren zur Mitarbeit herangezogen. Da zeigt sich nun der Unterschied. Weitbrecht hat sich mehr an die Jugendschriftsteller gewandt, während Mohr daneben auch einige hervorragende andere Autoren zu gewinnen wußte. Daß der verschiedenen Richtung des Verlags nach die Jugendblätter sich vor allem an die evangelische Familie wenden, während die Heimat das katholische Haus im Auge hat, mag nur nebenher erwähnt werden, jede aggressive Tendenz fehlt hier wie dort: Hoffentlich bringt es der Weltkrieg mit seinen Folgen dahin, daß es in Zukunft für ein Verbrechen gegen die Nation in ihrer Gesamtheit angesehen wird, den konfessionellen Frieden zu stören.

Koerber, Adolf Viktor v., Luftkreuzer im Kampf. Leipzig, C. F. Amelang, 1916. (124 S.) 2 M.

Der Verfasser versteht es in packender Weise die Gefahren und Erfolge der Luftkreuzer dem Leser zu vergegenwärtigen. Die Kapitelüberschriften

„Küstenwacht“, „England als Scheinsel“, „Der schwarze Tod“, „Ueber den zwei Flanken“ lassen erraten, wie vielseitig und abwechslungsreich die Tätigkeit dieser neuesten Waffe ist.

Lerche, Julius, Waldhof. Geschichten seiner Freunde und Feinde. Mit 8 farbigen und 40 schwarzen Bildern v. Fritz Lang. Stuttgart, K. Thiemann, 1916. (224 S.) Geb. 4,50 M.

In anmutiger Erzählung belehrt der Verfasser seine jungen Leser über die Freunde und Feinde seines geliebten Waldhofs, der draußen weit vor den Toren der Stadt liegt. Unmerklich fließen Liebe und Begeisterung für Feld und Flur in den Leser über. Der Feind aber ist eigentlich nur der ununterrichtete und verbildete Mensch, der manchmal den Frieden des stillen Dorfes nicht zu wahren weiß. Oefter verleiht der Verfasser den Tieren und Pflanzen Wort und Stimme und läßt sie ihre Sorgen und Gedanken mitteilen. Mit dem Herzen und mit feinem Empfinden ist das Buch geschrieben, das der Verfasser seiner Mutter gewidmet hat. Viele wohlgelungene bunte und schwarze Bilder zieren es und harmonisieren in ihrer Schlichtheit und Anmut mit dem Text, der etwa kleine Leser vom 10. Lebensjahre an voraussetzt.

Messer, A., Geschichte der Philosophie im Altertum und Mittelalter. A. 2; Geschichte der Philosophie vom Beginn der Neuzeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. A. 2; Geschichte der Philosophie im 19. Jahrhundert. A. 2; Die Philosophie der Gegenwart. Leipzig, Quelle & Meyer, 1917. Jeder Band geb. 1,25 M.

Als Band 107, 108, 109 u. 138 der bekannten Sammlung „Wissenschaft und Bildung“ ist das vorliegende Werk erschienen, das sich zur ersten Einführung wegen seiner Gemeinverständlichkeit vorzüglich eignet. Die Weltanschauung der leitenden Geister wird klar herausgearbeitet, und in der Mitteilung von Einzelheiten hält der Verfasser, der es nicht verschmäht alle ungewöhnlicheren Ausdrücke zu erklären, ein mittleres Maß ein. Wie sich der Verfasser sein Ziel gedacht hat, darüber geben die schönen Widmungsworte an Georg Kerschensteiner im vierten und letzten Teil Aufschluß: „Mir ist es auch ein Herzensanliegen, die Philosophie in Fühlung mit dem Leben und seinen Aufgaben zu bringen.“ L. Möller, M., Paul Keller, ein Liebling und Fremdling für das deutsche Lesepublikum. Breslau, Korn 1917. (16 S.)

Daß Paul Keller ein Fremdling des deutschen Lesepublikums sei, vermag ich nicht zuzugeben; wohl aber hofft man gern, daß noch in höherem Grade als bisher seine lebenswürdige und gesunde Muse anerkannt werden möge. Dazu möchte das anliegende Büchlein anleiten, dem ein Verzeichnis der Werke dieses schlesischen Heimatdichters beigegeben ist.

Bücherschau und Besprechungen.

A. Bibliographisches, Populärwissenschaft etc.

Glaser, Kurt, Zwei Jahrhunderte deutscher Malerei. München, F. Bruckmann, 1916. (317 S.) Geb. 11,50 M.

Der Nebentitel des vorliegenden Werks umschreibt dessen Inhalt, er lautet: „Von den Anfängen der deutschen Tafelmalerei im ausgehenden 14. bis zu ihrer Blüte im beginnenden 16. Jahrhundert.“ Es gehört Wagemut dazu einen solchen Gegenstand auf kaum mehr als 300 Seiten zu bewältigen, nachdem etwa seit einem Menschenalter zwar die Erforschung der heimischen Kunstgeschichte gewaltige Fortschritte gemacht, eine zusammenfassende Darstellung aber durchaus gefehlt hat. Wie die Wissenschaft diesen Versuch letzten Endes einzuschätzen habe, darüber werden schließlich die Fachleute

befinden, die interessierten Liebhaber aber, deren Zahl wahrlich nicht gering ist, möchten schon jetzt wissen, was ihnen dieses Buch zu bedeuten vermag; und da soll offen gesagt werden, daß es allen billigen Ansprüchen genügt. In klarer und gemeinverständlicher Weise vergegenwärtigt Glaser dem Leser seine Anschauung von dem Gang der Ereignisse in dieser wichtigen Epoche deutscher Kunst. Wir verfolgen die Einflüsse, die sich aus Italien her, aus Südfrankreich und den Niederlanden jeweilig mit größerer oder geringerer Stärke geltend machen. Vielleicht wären da kleine Abschnitte am Platze gewesen, die die Entwicklung in diesen älteren Kunstgegenden kurz hätten veranschaulichen können! Die Sonderstellung einzelner deutscher Kunststätten (Köln, Nürnberg, Bodensee), die früher als feststehendes Dogma galt, erweist sich nach besserer Aufarbeitung des zerstreuten Materials als unhaltbar. Als besonders gelungen mag die Einordnung der Kunst des älteren Holbeins und Grünewalds, an der Grenze zweier Kunstepochen, bezeichnet werden; auch die feinsinnige Würdigung der naturseligen Art Albrecht Altdorfers verdient alle Anerkennung, obwohl da in Max Friedländers Monographie bereits eine treffliche Vorarbeit vorlag. Kurz und gut man hat es hier mit einem ebenso gehaltvollen wie anregenden Buch zu tun, dessen reiche Bilderausstattung durch den Bruckmannschen Verlag dem Leser hochwillkommen sein wird. L.

Der Krieg 1914/1916. Werden und Wesen des Weltkrieges, dargestellt in umfassenderen Abhandlungen und kleineren Sonderartikeln.
Herausg. v. Dietrich Schäfer. Teil 1. Leipzig, Bibliograph. Institut, 1916. (440 S.) Geb. 10 M.

Das vorliegende Werk, das dem Zusammenarbeiten zahlreicher hervorragender Fachmänner verdankt wird, umfaßt das erste Jahr des Weltkriegs unter Einschluß der Ereignisse, die diesem gewaltigen Geschehnis ursächlich vorausgingen. Herausgeber und Verlag haben diesen Plan auf breitester Basis ausgeführt, ebenso wie die deutschen werden auch die ausländischen Dinge grundsätzlich berücksichtigt und in Zusammenhang gebracht mit den geistigen Strömungen, die die Gegenwart bewegen. Wie schon der Titel andeutet, gehen mit den größeren Uebersichtsartikeln, deren Zahl sich auf über 100 beläuft, zahlreiche kürzere lexikonartige Beiträge Hand in Hand. Auf diese Weise wird der umfangreiche Stoff, wenn auch nicht immer ganz gleichmäßig, aufgearbeitet und dem Leser nahe gebracht. Daß bei einem Kampfe, den man den deutschen Krieg genannt hat und der in Wahrheit der große entscheidende Daseinskampf für unsere Nation ist, das deutsche Vaterland im Vordergrund steht, bedarf gewiß keiner Rechtfertigung. Wie die Auswahl und die Ausarbeitung der Beiträge, so verdient auch die Illustrierung dieses konversationslexikonartigen Werkes alle Anerkennung. Neben zahlreichen Abbildungen im Text begegnen noch zahlreiche Tafeln (Land- und Reliefkarten, Porträts von Fürstlichkeiten, Staatsmännern und Heerführern, Abbildungen von Schützengräben, Lazaretten, Maschinen usw.). Jedenfalls erhält man hier ein außerordentlich nützliches Nachschlagewerk über das weltgeschichtliche Werden, das unser aller Herz und Sinn täglich und stündlich ergreift und fast gänzlich ausfüllt. E. L.

Ostsee und Ostland. Abteil. I: Die Baltischen Provinzen. Bd. 1: Staat und Land. Herausg. von Herm. v. Rosen und Freiherrn W. v. Engelhardt; **Bd. 2: Novellen und Dramen.** Herausg. von Hellmuth Krüger; **Bd. 4: Die jungen Balten. Gedichte** herausg. v. B. Goetz. Berlin-Charlottenburg, Felix Lehmann, 1916. (XXIII, 108; 167; XXI, 152 S.) 3,50; 3 und 3 M.

Der Herausgeber dieses großen zeitgenössischen Unternehmens, Otto Granthoff, entwickelt zu Anfang des ersten Bandes sein Programm, demzufolge die erste die baltische Landschaft betreffende Abteilung des Werkes im Ganzen sechs Bände umfassen soll, von denen also drei noch ausstehen. Bei

dem ersten Teil beruht der Schwerpunkt auf den 108 Seiten füllenden Abbildungen von Landschaftsbildern aus Kurland, Livland und Estland, bei deren Anordnung weniger topographische als künstlerische Gesichtspunkte maßgebend waren. In der Gesamtheit geben sie, wie anerkannt werden muß, ein anschauliches Bild der landschaftlichen Reize des alten deutschen Ordenslandes, mit dem uns Deutsche unvergängliche Erinnerungen verknüpfen. Der begleitende Text (VII—XXIII) beschränkt sich auf eine feinsinnige Ausdeutung der Gegend, ihrer Naturschönheiten und ihrer Denkmäler. Der zweite Band gibt Proben namentlich der modernen Prosadichtung baltischer Schriftsteller. Neben bekannteren Namen tauchen neue auf, über deren Bedeutung ein bibliographischer Anhang Aufschluß gibt. Der vierte Band läßt als Ergänzung hierzu einige jüngere baltische Versdichter zu Worte kommen. In der Einleitung rechtfertigt der Herausgeber die Auswahl, indem er geltend macht, daß eine Auslese aus der gesamten baltischen Dichtung den Rahmen des Buches gesprengt haben würde, so daß keiner ausgiebig vertreten gewesen wäre. Deswegen habe er sich auf die heutige Generation beschränkt, die nur wenig mit den älteren zusammenhänge, deren geistige Heimat vielmehr Deutschland sei. Die Hauptrepräsentanten dieser Heutigen, die sich durch „ihre grundsätzliche Einstellung zum Wort“ (?) vornehmlich von den Vorgängern unterscheiden, werden in der Einleitung charakterisiert. L.

B. Schöne Literatur.

Böhme, Margarete, Sarah von Lindholm. Roman. 5. Aufl. Leipzig, Hesse u. Becker, 1914. (286 S.) Geb. 4 M.

Gern sei zunächst festgestellt, daß dieses Buch der bekannten Schriftstellerin durch nichts den Verdacht erweckt, auf die Sensationslust des Publikums berechnet zu sein. Margarete Böhme führt uns in diesem einer ernsten Kritik durchaus Stand haltenden Romane zu ihr vertrauten Menschen, unter die Friesen an Schlesiens Westküste. Der Großvater Sarahs, ein Norweger, ist teilweise durch Strandraub wohlhabend geworden. Sie selbst ist die eigentliche Leiterin einer Privatwerft. Diese hat ihre Haupteinnahme, in oft bedenklicher Weise, durch Rettung und Ansässen der bei der berichtigten Schlickerbank Ellingsund gescheiterten Schiffe. Sarah ist eine gewalttätige Natur; wilder Haß gegen den Gatten, der sie betrogen hat, und gegen dessen Geliebte durchwühlt sie; die Kinder dieser Ehe hat sie aus dem Hause getrieben, einen Findling aber zu ihrem Nachfolger in der Geschäftsleitung erzogen; ihren Arbeitern dagegen ist sie die beste Herrin; sie betrachtet sie als ihre Mitarbeiter und wird von ihnen blind verehrt. Furchtbares hat sie getan in ihrem Leben; aber die scheue Bewunderung, die dieser scheinbar widerspruchsvollen und doch psychologisch verständlichen Natur weithin gezollt wird und die sie schließlich auch bei ihren Kindern wieder findet, weiß uns die Verfasserin begreiflich zu machen und uns ihre Heldin zuletzt selbst menschlich näher zu rücken. Auch die übrigen Gestalten des Romans sind durchweg Menschen von Fleisch und Blut. Für Volksbibliotheken ist er allerdings nur mit Vorbehalt zu empfehlen. E. La.

Diers, Marie, Der Ganner. Roman. Dresden, Max Seyfert, 1914. (298 S.) 4 M.

Die Verfasserin, die in einigen ihrer Bücher ein hübsches Talent zeigte, hat sich hier an eine Aufgabe gewagt, deren Lösung sie meinem Gefühl nach nicht gewachsen ist. Der Bauer Langerjahn, der bis in die Mannesjahre ein willenloses Werkzeug des harten Vaters war, durch dessen schmutzigen Geiz sogar seine Frau verloren hat, wird nach dessen Tode aus blinder Liebe zu seinen Zwillingkindern, namentlich zu der Tochter Marie, zuerst geleitet von dem schlaun Juden Blum, zum Bauernverderber der ganzen Gegend, zum Herrn eines heruntergewirtschafteten Adelssitzes. Aber wir verstehen letzten Endes nicht, wie ein beschränkter Bauer sich in solcher Weise entwickeln

kann; wir begreifen nur halb die ganze Art seiner Tochter. So wirkt denn auch die melancholische, halb versöhnende Schlußwendung auf mich nicht überzeugend. Indes im einzelnen gibt der Roman gar mancherlei Gutes und wird unter Leuten, die seine tiefere Unzulänglichkeit nicht merken, wohl nicht wenige dankbare Leser finden. E. La.

Frank, Emil, Die Weinbauern. Roman. Köln, J. P. Bachem, 1916. (259 S.) 4 M., geb. 5 M.

In seinem Vorwort schreibt Emil Frank: „Auf dem Lande sind es nicht so sehr die Beziehungen der Geschlechter zu einander, die Zusammenstöße herbeiführen, sondern das Ringen um die Scholle, um den Besitz, bringt Verwicklungen ernster Art.“ Und auf dieser Basis baut er seinen Roman auf. Es ist eine Familienchronik der Steinhofbauern, in großen Linien gedacht, die sich in den harten Charakteren des westfälischen Volkstums begründet, aber doch nicht durchweg so wichtig und überzeugend wirkt, wie der Verfasser es augenscheinlich erstrebte. Die Einführung verspricht mehr als dann Verlauf und Schluß halten. Und die anfangs in ihrem Haß und Trotz wie in ihrer Heimatliebe so echt geschaute Steinhofbäuerin, die aus Habsucht den einzigen Bruder und Erben vom Sterbelager des Vaters fern hält, verwässert zu einem directionslosen Weibe, welches durch den Tod des eigenen Kindes im Wahnsinn endet. Vom Wirklichkeitsroman schwankt der schon als so tüchtig anerkannte Dichter zum tendenziösen Schicksalsbuch über und bringt seine Arbeit, der wiederum gewisse Vorzüge nicht abzusprechen sind, dadurch um den letzten künstlerischen Nachhall. E. Kr.

Münzer, Kurt, Der graue Tod. Novellen aus dem Kriege. München, Georg Müller, 1915. (288 S.) 3 M., geb. 4.50 M.

„Wir sind Dichter geworden, wir grauen Soldaten draußen. Denn das Grausen, die Not, das Furchtbare und Gräßliche hat in uns nicht nur die Sehnsucht und Schönheit geweckt, es hat uns auch Empfindung dafür verliehen. Viele, die bisher stumpf, dumpf und befangen gewesen sein mögen, sind sich nun ihres Daseins tief bewußt geworden. Aus Blut, Schmerz, Hunger, Elend, Mord steigt ein neues Menschentum; kein rohes, fühlloses, verhärtetes, wie man meinen könnte, sondern ein ganz zartes, feines, sehnsuchtsvolles und dichterisches.“ „Der Krieg weckt im Menschen übersinnliche Fähigkeiten. Man wird Hellseher, Ahnungen täuschen nicht, Gefühl wird Wissen.“ In solchen Sätzen spricht sich die Grundstimmung des Dichters aus. Alles, was er erzählt, ist auf diesen Ton gestimmt. Es sind Eindrücke einer feinnervigen, phantasievollen, gefühlsstarken und gefühlsarten Künstler-natur. Die zwanzig Novellen lesen sich wie Kapitel eines spannenden Romans. Sie gehören nach meiner Meinung zu dem Besten, was die breite Kriegsliteratur bis jetzt gebracht hat. G. K.

Svensson, Jön, Sonnentage. Nonnis Jugenderlebnisse auf Island. Mit 16 Bildern. Freiburg, Herder, 1916. (293 S.) 3,50 M., geb. 4,40 M.

Wer seiner Zeit das reizende „Nonni“-Buch gelesen, wird mit besonderer Freude auch zu dem neuen Werke des isländischen Schriftstellers greifen, und in keiner Weise von diesen Kindheitserlebnissen der zwei kleinen Buben enttäuscht werden. Spannte sich in Nonnis Reisebeschreibungen der Horizont auch weiter, so sind diese Erzählungen aus den ersten Jugendjahren — eigentlich vor „Nonni“ gedacht — wiederum besonders anziehend durch die äußerst anschaulichen Schilderungen der isländischen Landschaft sowie des ganzen Lebens und Treibens auf der sagenreichen Insel. Der frisch-fröhliche Ton und die stete Spannung, in welcher der Leser durch die Wiedergabe zahlreicher kleiner Abenteuer gehalten wird, fesseln sowohl Kinder wie Erwachsene, und den ersteren wird in liebenswürdig unaufdringlicher Art außerdem noch mancherlei Belehrung zuteil. E. Kr.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Ehrhardt Karras G.m.b.H. in Halle (S.).

für Volksbibliotheken und Lesehallen.

Herausgeber: Professor Dr. Erich Liesegang in Wiesbaden. — Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig. — Preis des Jahrgangs (12 Nrn.) 4 M.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung und Postanstalt.

Die Bedeutung der Bücher- und Lesehallen nach dem Kriege.

Von Prof. Dr. Heimbach-Chemnitz.

Täglich schärfer, täglich klarer treten die Linien des zukünftigen inneren Lebens in unserem Vaterlande hervor und formen sich zu dem Bilde eines arbeitsreichen, eines streng haushaltenden und doch sich seines tiefen Wertes bewußten Deutschland, welches endlich entkleidet ist jenes oberflächlichen Zerstreuungssturmes, der niemand mehr dazu kommen ließ, seinen eigenen inneren Wert zu erkennen, der alle unzufrieden machte, der dem ganzen Lebenszuschnitt den Stempel der Unersättlichkeit und Oberflächlichkeit, der Käufllichkeit aller Dinge, der Entwertung des inneren Menschen aufdrückte.

Ja, wir hoffen, daß auf dem Kleide des zukünftigen Deutschland so mancher wertlose Flitter verschwunden sein wird, aber es ist anderseits nicht zu verhehlen, daß auch mancher echte Schmuck, manches gute und wertvolle Stück in die Truhe wandern wird, um nur noch am Sonntag getragen zu werden, während es bisher ein Gut des Alltags war. So manche zunächst recht nützliche Einrichtung des öffentlichen Lebens hatte sich über die Bedürfnisse hinaus entwickelt, denen sie zu genügen hatte, war ein sich selbst dienendes Wesen von beträchtlicher und kostspieliger Ausdehnung geworden, ohne rechtes Verhältnis zu den ursprünglich zugrundeliegenden Bedürfnissen. So wird es uns nicht wundern, wenn man nach dem Kriege den prüfenden Blick wandern läßt, um nach einem strengen Maßstab die Einrichtungen des öffentlichen Lebens darauf hin anzusehen, ob man sie fördern, nur erhalte oder gar einschränke.

Auch die Bücher- und Lesehallen oder freien öffentlichen Büchereien werden dieser Prüfung unterliegen, und daher fragen wir schon jetzt, wie sie ihr Recht nicht nur auf Bestehen, sondern auf noch kräftigere Entfaltung erweisen werden. Da besitzen wir vor allem aus der Zeit, die die Bewegung für die öffentlichen Volksbüchereien in Fluß brachte, eindringliche und meisterhafte Darstellungen, auf die man sich in erster Linie stützen wird. Aber daneben sollte man an dem nicht vorübergehen, was die schwere Zeit der Gegenwart trotz aller ihrer Not Günstiges und Förderndes für die Bücher- und Lesehallen an die Hand gibt. Dabei kann auch auf die unmittelbaren Wirkungen des Krieges hingewiesen werden, indem man nicht übergehen wird, daß diese Büchereien während des Krieges ihren Betrieb nicht nur im alten Umfang aufrecht erhielten, sondern vielfach steigerten,

daß in den Garnisonstädten Bevölkerungsschichten in Beziehung zu den Büchereien traten, die früher keine solchen Beziehungen hatten. Dahin gehört auch, daß die Krieger im Felde das Buch als Lebensbedürfnis anerkannt haben, sowie daß nach dem Kriege eine stark vermehrte Inanspruchnahme der Büchereien zu erwarten steht, weil so mancher sich gesammelt und die Lücken seines Gemütslebens oder seiner Bildung erkannt hat.

Auch die unmittelbare praktische Bedeutung der Bücher- und Lesehallen wird man mit erwähnen. Erfüllen doch diese neben anderen wichtigen Zielen, auch die Aufgabe, daß sie für breite Schichten in Handel und Gewerbe sowie im mittleren Amt die Berufsbibliothek ersetzen wollen. Es erfordert das zwar von Seite der Bücherei große und kostspielige Bereitstellungen und ein kräftiges Einfühlen des vielfach von der ästhetischen oder historischen Seite herkommenden Bibliothekars, aber trotzdem wird diese Aufgabe fast immer erfüllt. Nun ist leicht ersichtlich, wie wichtig es nach dem Kriege für alle im Erwerbsleben Stehenden sein wird, auf eine gute Berufsliteratur zurückgreifen zu können. So mancher hat durch den Krieg am Geschäft, oder gar am Körper Schaden genommen und muß daher umlernen, aber auch jeder einzelne muß an seiner Arbeitsstätte einsichtiger und damit hochwertiger werden. Zur Erreichung dieses Zieles werden neben der Fortbildungsschule für die Jüngeren und beruflichen Vereinigungen für die Aelteren namentlich die Bücher- und Lesehallen beitragen müssen.

Den Schwerpunkt der Bedeutung der Bücher- und Lesehallen nach dem Kriege müssen wir aber auf einem Gebiete suchen, wo es nicht leicht ist, klare Abgrenzungen zu geben und meßbare Erfolge vor Augen zu führen, auf seelischem Gebiet.

Wie jede Lebenserscheinung, und eine solche ist der Krieg trotz Tod und Leiden, baut er auf und löst er auf. Dem herrlichen Gut der Kameradschaft und Freundschaft, die in diesem Maße nie geblüht hat, dem Hochsteigen des Nationalgefühles, den tiefen Selbstbesinnungen und anderem stehen Spaltungen und Lücken gegenüber, die unvermeidliche Folgen des Krieges sind. Selbst, wenn man von allen Parteierregungen absieht, erkennt man schon jetzt, daß die Volkseele nach dem Kriege über gewisse Störungen hinwegkommen muß, von denen drei im Folgenden besonders bemerkt werden sollen.

Von je klappte zeitweise der Spalt weiter auf, der Denken und Fühlen der Jüngeren von dem der Aelteren trennt. Grade die Jahre vor dem Kriege haben diesen Urzwiespalt hell aufglühen lassen in den Bemühungen der Jugend um Anerkennung ihrer Eigenart, Bemühungen, die nicht ohne Erfolg geblieben sind. Nach dem Kriege wird aber die Welt der Alten von der der Jungen, diesmal die Jungen bis zum Mannesalter umfassend, sich wieder schärfer scheiden. Nur, wer noch die aufquellende Kraft fortschreitender Entfaltung in sich fühlt, wer noch auf der aufsteigenden Lebensbahn schreitet, kann seelisch diesen Krieg restlos verwinden. Die Aelteren können das

aber kaum, ein Gedanke, der in der Kriegsliteratur oft genug ergreifenden Ausdruck gefunden hat. Viel schwerer trägt der ältere Mensch, dem das Leben keinen Ersatz mehr bieten kann, an dem Verluste seiner Teuren, und gerade dem Älteren erscheint der Krieg als scharfer Riß, der die Brücke der Zeiten sprengt, die ihn sonst gemach und unmerkbar aus den Jahren der Geltung und des Genusses in die der Bescheidenheit und Beschauung geführt hätte. Zeitiger als sonst und auch schwerer droht bei dem jetzt lebenden Geschlechte der Älteren die Willensmüdigkeit und die Gleichgiltigkeit des Alters einzusetzen. Von denen aber, die jubelnd das Lied des Lebens singen sollten, ist ein großer Teil verstummt, und ihre leeren Plätze als Erzieher und Ernährer müssen diese frühzeitig sich vor dem Schicksal beugenden Älteren übernehmen. Das wird eine Dämpfung im Seelenakkord des ganzen Volkes bedeuten.

Aber nicht nur die Lebensalter werden sich eine gute Zeit lang schärfer scheiden, sondern auch die Geschlechter. Gewiß wird die Frau, die jetzt an zahllosen Stellen den Mann ersetzen muß, nach dem Kriege in weitem Maße freiwillig oder gezwungen von diesen Stellen wieder zurücktreten. Aber unzweifelhaft haben eine Menge begabter Frauen erst durch diesen Krieg die Möglichkeit gefunden, in den Wettbewerb mit dem Mann zu treten und haben dadurch Türen geöffnet, die bisher der Frau verschlossen waren. So werden wir den gesteigerten Wettbewerb zwischen Mann und Frau sehen. Aber keine noch so gute Berufsstellung kann der Frau die Verkümmern ihrer Naturrechte ersetzen, und ein ungeheurer Kreis von durch den Krieg zur Ehelosigkeit verurteilten Frauen wird einen bitteren Zug in die Volksseele bringen, noch verschärft durch die bei den Männern wohl auftretende Neigung, die Frauen geringer zu achten, weil sie ihrer großen Ueberzahl entsprechend sich reichlicher anbieten müssen wie die Männer.

Waren die bisher berührten Zwiespalte mehr im Untergrunde der Volksseele wirksam, so tritt der letzte Uebelstand auffällig genug an der Oberfläche hervor. Kein bedeutender Kriegsschriftsteller von Clausewitz bis Bernhardi übergeht es, daß der Krieg auch Verrohung mit sich bringt. Mag diese nach kurzen Kriegen bald kaum mehr zu bemerken sein, so lehrt wiederum die Kriegsgeschichte, daß mit zunehmender Länge dieser Uebelstand immer tiefgehender wird. Jede weitere Ausführung mag unterbleiben. Gilt es doch nicht, ein düsteres Bild zu entwerfen, sondern die Stelle zu zeigen, wo nachhaltig und ernst gearbeitet werden muß. Denn diese aufgezeigten Störungen wirken auch lähmend auf das stolze Nationalgefühl, den Kern der Volksseele, von dem die Kräfte ausstrahlen, die nicht nur zum Siege, sondern auch zur Erhaltung des Er kämpften führen. Weil nun aber dieses stolze Nationalbewußtsein in sehr hohem Grade von stofflichen Bedingungen losgelöst und vorwiegend geistiger Natur ist, läßt es sich auch geistig fördern und nähren. Soll aber die dargereichte Nahrung wirklich körperechtes Eigen des Volkes werden, so muß es

sie auch verdauen, es muß die geistigen Güter in sich verarbeiten. Hier ist nun neben und nach der Schule die Arbeitsstätte der Bücher- und Lesehallen, die in gar keiner Weise ersetzt werden können durch die Tagespresse. Denn diese — stets politische oder mindestens wirtschaftliche Zwecke verfolgend — muß einseitig und irreführend wirken, sie muß — dem Gebot des Tages nachgebend — sprunghaft sich äußern, und, indem sie nach Massenwirkung strebt, läuft sie Gefahr, dem Schlagwortwesen und der Oberflächlichkeit zu verfallen. Sie wirkt spaltend und die Parteigegensätze verschärfend. So wenig man nun auch die Parteibildung aus dem Volksleben ausschalten darf, denn im lebendigen Volke ist Parteibildung eine notwendige Lebenserscheinung, so muß man doch mit allen Kräften verhindern, daß der Parteimensch den ganzen Menschen verschlinge. Es muß unbedingt dafür gesorgt werden, daß im ganzen Volk wie in jedem einzelnen Gliede gewisse Grundanschauungen und gewisse Gemütsrichtungen dauernd vorhanden bleiben, welche von selbst aufsprießen aus der Kenntnis unserer großen Vorbilder, unserer politischen und Wirtschaftsgeschichte und aus der Kenntnis der wichtigsten und edelsten Güter unseres nationalen Schrifttums. Diesem Ziele war neben und nach der Schule die Arbeit der Bücher- und Lesehallen gewidmet, indem sie nach bestem Wissen und Gewissen ihre Bücherschätze aufbauten und zugänglich machten. Neben der Schule verlangen daher auch sie einen Teil der Anerkennung für die politische Reife, die unser Volk in höherem Grade gezeigt hat, als viele es angenommen haben. Und wiederum neben der Schule sind sie es, die die Bildung der Nation in hervorragender Weise nach dem Kriege fördern müssen, damit das aus einer wirklich allgemeinen Bildung von selbst erstarkende Nationalbewußtsein den einzelnen stets so sehr beherrsche, daß er seinen Sonderbestrebungen nur soweit nachgibt, als es dieses gesteigerte Nationalbewußtsein erlaubt. Dann werden auch die von uns aufgewiesenen Störungen der Volksseele überwunden werden. So ergibt sich, daß die Bücher- und Lesehallen nach dem Kriege nicht nur die alte, sondern eine erhöhte Bedeutung haben werden, und unsere Verwaltungsbehörden werden sie, wie im Kriege, so auch nach dem Kriege, trotz des Feilschens kurzsichtiger Köpfe nicht nur erhalten, sondern weiter fördern.

Heinrich Federer.

Von Edmund Lange.

Von einem Schweizer Erzähler soll hier die Rede sein, der erst als vollgereifter Mann sein erstes Buch in die Welt sandte, sich aber mit diesem auch gleich einen Platz in der vordersten Reihe gewann. In der bekannten „Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller“ (Berlin, G. Grote) erschienen 1911 die „Lachweiler Geschichten“ von Heinrich Federer. Am 7. Oktober 1866 am Brienzer See geboren,

aus einer katholischen Familie stammend, wandte er sich aus innerster Neigung dem geistlichen Beruf zu und wurde Kaplan in dem Bergdorf, in das seine „Lachweiler Geschichten“ uns führen; doch ein asthmatisches Leiden zwang ihn frühzeitig, seine seelsorgerische Tätigkeit aufzugeben, und nun machte sich die dichterische und erzählerische Begabung, die in ihm lag, machtvoll und erfreulich geltend. Die schönen Hoffnungen, die er durch seine „Lachweiler Geschichten“ erweckte, haben durch seine späteren uns in die Täler und auf die Berge der deutschen Schweiz führenden Erzählungsbücher die vollste Erfüllung gefunden. In rascher Folge erschienen sie in der gleichen Sammlung wie sein erstes Buch und mögen sie, wie „Jungfer Therese. Eine Erzählung aus Lachweiler“ 1913 (Band 114) uns auf den altvertrauten Schauplatz führen, oder mag er in „Berge und Menschen“ 1911 (Bd. 103) und „Pilatus“ 1912 (Bd. 109) uns Bergromane großen Wurfes geben, oder endlich im „Mätteliseppi“ 1916 (Bd. 125) Erinnerungen aus seiner Kindheit dichterisch gestalten, stets erhalten wir echte, großzügige Heimatdichtung, Werke, die überhaupt nur ein deutscher Schweizer schreiben konnte. Die „Lachweiler Geschichten“ halten sich nicht auf solchen Höhen des Humors, führen nicht so weit hinauf in die Regionen der Poesie wie Gottfried Kellers herrliche „Geschichten aus Seldwyla“; aber der jüngere Dichter behauptet sich mit Ehren neben dem älteren Meister. Vielfach hat er unzweifelhaft eigene Erinnerungen aus der Kaplanszeit, z. T. wohl verbunden mit solchen aus der Kindheit, dichterisch gestaltet; das ist der Echtheit und Lebensfrische dieser Geschichten in erfreulichster Weise zu gute gekommen. Andreas Maxele, den er im „Nachtwächter Prometheus“ mit echtem, halb wehmütigem, halb lächelndem Humor, vor allem mit warmer Liebe geschildert hat, dieser „Herold bäuerlicher Freiheit“ ist sicherlich eine erlebte Gestalt. Unfrei und unreif ist vieles in seiner Auffassung; was er weiß, verdankt er meist einer ordnungslosen Leserei; sein zu enger Rock wirkt wie ein Symbol der Schranken, durch die er sich überall gehemmt fühlt; aber trotz alledem übertrifft er an gesundem Menschenverstand, an Fähigkeit und Mut seine Uebersetzung auszusprechen die meisten Dorfgenossen, und wir verstehen den großen Einfluß, den er trotz seiner untergeordneten Stellung auf sie hat. Nur ein echter Dichter konnte eine solche Gestalt schaffen. Wohl noch mehr echte Lebensweisheit steckt in der letzten Geschichte „Vater und Sohn im Examen“. Sie erzählt uns nur von einer Prüfung in der Dorfschule. Aber an ihrem Schlusse bekennt der Lehrer Korn: „Vom Buchstaben bin ich genesen und zum Geist bekehrt worden“; er weiß nun, daß in seinem Sohne Wenzel, obgleich er am schlechtesten lesen konnte, der Keim zum Dichter steckt. Die stolze Liebe zur Heimat, die sich wie ein roter Faden durch Federers Bücher zieht, kommt in der schönen Erzählung „Die Manöver“ zum ersten Male herrlich zum Ausdruck.

Daß in „Jungfer Therese“ ein gutes Teil vom äußeren Erleben und von den inneren Kämpfen Federers dichterisch gestaltet ist, darf

mit Bestimmtheit behauptet werden. Jungfer Therese ist nur die Wirtschafterin des Kaplans in Lachweiler. Aber in ihr hat der Dichter eine wahre Prachtgestalt geschaffen. Die geistige Begabung dieses ältlichen Mädchens ist durchaus nicht groß; aber sie hat Kopf und Herz auf dem rechten Flecke; die Art, wie sie den Pantoffel zu schwingen versteht, hat nichts Kleinliches; ihr festes, entschlossenes Handeln auch in schwierigen Lagen würde jedem Manne Ehre machen; ihre Tüchtigkeit in allen Zweigen der Hauswirtschaft ist außerordentlich; der tiefste Zug ihres Wesens aber ist begeisterte Liebe für ihre katholische Kirche und unbegrenzte Opferwilligkeit für diese und ihre Diener. Ihr in erster Linie gebührt das Verdienst daran, daß aus dem dichterisch veranlagten, vom edelsten Willen erfüllten, aber lebensfremden Kaplan Johannes Keng, der viel von Federers eigenem Wesen haben mag, ein brauchbarer Landgeistlicher wird. So groß ist die Kunst des Dichters, daß wir Kengs Entschluß, seine Reformbroschüre „Im geistlichen Frack durchs weltliche Land“ zu verbrennen, fast ganz verstehen, obgleich sie doch unzweifelhaft viele richtige, auch die katholische Kirche in ihrer Wesensart durchaus nicht gefährdende Gedanken enthielt. Unkünstlerisch jedenfalls wirkt auch „Jungfer Therese“ nirgends; was die Erzählung in reicher Fülle an echter Lebensweisheit bietet, drängt sich nie störend in den Vordergrund. Mit wahrer Freude liest man die Kinderszenen, lernt Wesen und Art dieser Bauern und ihrer Frauen kennen; man gewinnt den tüchtigen Landarzt des Dorfes Perraut lieb und versteht auch die problematische Natur des Redakteurs der „Lampe“.

Es war mir menschliche Freude und künstlerischer Genuß, diese Geschichten aus Lachweiler kennen zu lernen; aber sein ganzes Können entfaltet Federer erst in den Büchern, in denen er uns die Schweizer Berge in ihrer Einwirkung auf die Schweizer Menschen vorführt. Das tat er zuerst in dem kurz nach den „Lachweiler Geschichten“ erschienenen Roman „Berge und Menschen“, nach meinem Gefühl dem größten, was er bisher geschaffen hat. Hier läßt er den Ingenieur Emil Manuß an den Bergen und ihren Menschen gesunden. Dieser beruflich tüchtige starke Willensmensch ist, als er hinauszieht, um an Stelle seines erkrankten Freundes Bert die Pläne und Vorarbeiten zur Absomer-Bergbahn abzuschließen, in schwerer Gefahr, ein harter Selbstling zu werden. Selbst seiner prächtigen Frau Sette und seinem lieben Stieftöchterchen Minchen steht er merkwürdig kühl gegenüber; an meisten Wärme gönnt er zeitweise noch seinem treuen Helfer Heinz, der einst sein Privatlehrer war. Mit dem festen Entschluß, den Berg zu besiegen, menschliche Kraft und Kunst als stärker zu erweisen, ist er gekommen, und bald scheint dieser Erfolg gesichert. Aber unterdes ist ihm ein anderes, ein rein menschliches Ziel weit wichtiger geworden. Er hat den 14jährigen Hüterbuben Mang, dessen Vater niemand kennt, für allerhand kleine Dienste angenommen. Was er bald ahnt, wird ihm allmählich zur Gewißheit. Der merkwürdig begabte und strebsame Junge, der ihm mit einer seltsamen Mischung

von bewundernder Hingabe und kühler Abwehr gegenübertritt, ist sein eigener Sohn, die Frucht einer leichtsinnigen Liebesnacht seiner Studentenzeit mit dem schönen Landmädchen Cäcilie Astli. Nach furchtbaren Angststunden, die er bei einer tollkühnen — ganz meisterhaft geschilderten — Kletterei mit Mang um diesen ausgestanden hat, steht sein Entschluß fest: diesem Mang muß du volle Sohnesrechte geben, seine ganze Liebe gewinnen. Er läßt Frau und Töchterchen kommen. Der Hochsinn, mit dem jene seine Eröffnung aufnimmt, die mütterliche Weise, die sie gegen Mang zeigt, die zarte und zugleich entschlossene Art, in der sie mit der durch ihre Jugendstunde auf verhängnisvolle Bahn getriebenen Cäcilie über jene alten Dinge spricht, lassen in ihm die innigste Liebe zu Sette erwachen; der treue Heinz, in all seiner Unselbständigkeit eine wahre Prachtfigur, übrigens auch ein ganzes Stück von einem Dichter, ist hochbeglückt, und Mang fühlt sich mehr und mehr von der großzügigen Art des Vaters und seiner echten Liebe hingerissen. Emil Manuß aber hat sein besseres Selbst wiedergefunden. Daß gerade jetzt ein furchtbares Unwetter durch die Zerstörungen an der Bergbahn deren Unmöglichkeit klar macht, vermag ihn, der ohne Schuld daran ist, nicht mehr zu beugen. Durch die Offenheit und die menschlich vornehme Art seines Auftretens gewinnt er nicht nur die Bergbewohner, die ohnehin fast alle nichts von der Bergbahn hatten wissen wollen, sondern setzt auch die Umwandlung der Bergbahngesellschaft in eine solche für Schaffung eines Netzes elektrischer Straßenbahnen in den Tälern des Absomergebiets durch. So wird er dessen größter Wohltäter; noch immer fühlt er sich als Herrenmensch; aber nur in selbstlosem Wirken für die Seinen und für die Heimat will er sich jetzt als solcher bewähren; was er im Berggebiet durchgekämpft hat, das hat ihn geistig und sittlich reif gemacht und sein Sohn, dessen ganzes Herz schon jetzt dem Volke gehört, wird einst — das darf er zuversichtlich hoffen — seine Tätigkeit mit noch größerer Kraft fortführen. Ein starker sittlich-sozialer Geist weht durch das Buch und echtste Heimatsliebe durchpulst es von Anfang bis zu Ende. Dazu stehen alle Verhältnisse, die uns Federer schildert, alle Personen, die er uns vorführt, die einfachen Dorfbewohner und Bergler wie die sozial höher Stehenden, mit ungemainer Lebendigkeit vor uns, in ihren Schwächen und Fehlern wie in ihren Vorzügen. In jedem einzelnen lebt kräftig das Bewußtsein: Wir sind allesamt deutsche Schweizer; das katholische Mattli und das evangelische Absom, die beiden Pfarrer voran, feiern in vollster Eintracht die prächtig geschilderte Kilbi (Kirchweih). Heimatsliebe und Dichtersinn vereint haben hier ein wahrhaft erquickliches Buch geschaffen.

In seinem zweiten Bergroman „Pilatus“ (1912) läßt Federer den Marx Omlis in den Bergen zugrunde gehen, aber doch nicht eigentlich an den Bergen, sondern daran, daß er, was an Unrast und Selbstsucht in ihm ist, durch schwere, freilich vielfach selbstverschuldete Schicksale hindurchgehend, nicht dauernd zu überwinden vermag.

Marx Omlis ist kein bloßer Selbstling; aber schon an dem schweren Sturz eines Jugendfreundes im Pilatus-Gebiet und damit auch an dessen frühem Tode trägt er einen großen Teil der Schuld. Die gewaltsam-hastige Art, in der er die zarte Agnes Domnig, halb wohl von aufrichtiger Liebe getrieben, halb aber doch auch von dem Verlangen, sich an ihrer gewalttätigen Mutter zu rächen, zu übereilem Ehebunde fortreißt, könnte er nur durch stetig opferwillige Liebe zu ihr nachträglich rechtfertigen; aber seine Neigung zu ihr erweist sich immer wieder schwächer, als seine unbändige Bergler- und Jägernatur. Die Verhältnisse werden immer unhaltbarer und die wildflutenden Bergwasser, die, sein Berggut Kleinmäusli überstürzend, Agnes die Frühgeburt eines toten Kindes und den Tod bringen, beschleunigen im Grunde nur einen Ausgang, der nicht viel anders doch gekommen wäre. Omlis, auch mit den Bewohnern seines Heimatdorfes ganz zerfallen, wird Bergführer, zeigt dabei mehrfach fast übermenschliche Geschicklichkeit und Opfermut, namentlich bei der Rettung des edlen Studenten Brunner; aber auch dieser vermag es nicht, ihn zu stetiger echter Menschenliebe emporzuführen. „Er hat Dutzende, nur sich selbst nicht retten können; er hatte weder Maß noch Zucht, der Arme“ spricht er wehmütig, als Omlis durch einen Verzweigungssturz an der gleichen Stelle geendet hat, an der einst sein Jugendfreund schwer verunglückte. Aus gleichem Geiste wie „Berge und Menschen“ ist auch der Roman „Pilatus“ geschaffen; erlebt und nicht am Schreibtisch mühsam zurechtgedacht sind auch seine Gestalten; wieder kommt die Wechselwirkung zwischen Berg und Mensch schön zum Ausdruck; ist die Gesamtwirkung geringer, vermögen Marx Omlis und die zarte Agnes sich gegen Emil Manuß und Frau Sette nur schwer zu behaupten, so fühlt man doch: Nicht die Dichterkraft Federers hat nachgelassen, sondern der Stoff trug ihn diesmal nicht ganz zu gleicher Höhe empor.

Sicherlich aber hat der Dichter diese von neuem erreicht in seiner letzten Erzählung „Das Mätteliseppi“ (1916). Der Fünfzigjährige schenkte uns damit das persönlichste seiner Bücher; zweifellos hat er eigene Jugenderinnerungen hier dichterisch gestaltet, und unter den mancherlei Schöpfungen verwandter Art, die unsere schöne Literatur aufzuweisen hat, darf seine Gabe einen Ehrenplatz beanspruchen; sie darf es schon wegen der Gestalt des Mätteliseppi. Diese greise Jungfer, die lange Jahre eine dienende Stellung im reichen Herri-Bauernhause einnahm, hat sich in dem Heimatdorf Saldern des kleinen Alois Spichtiger (d. h. Heinrich Federer), dessen Geschieke vom fünften bis zwölften Lebensjahre wir miterleben, als Leiterin des Vorunterrichts der Erstkommunikanten durch ihr seltenes Erziehungstalent einen einzigartigen Einfluß zunächst auf die Dorfjugend gewonnen, und der Dichter weiß uns verständlich zu machen, wie dies Menschenkind, trotz seines beschränkten Gesichtskreises, auch auf Leute die geistig hoch über ihm stehen, mehrfach einen machtvollen Eindruck macht; daß die eigenartigen Urteile über die Kinder, die sie auf Zetteln dem Pfarrer schickt, auch dem menschenkundigen

bischöflichen Kommissari, der — ein prächtiges Original — die Kilbipredigt „Der Käse und der Mensch“ hält, Ausrufe des Staunens über diese eigenartige Menschenkennerin entlocken, scheint uns nur zu begreiflich. Diese Urteile beweisen zugleich, wie gut Federer selbst die Kinder kennt, wie innig er sie liebt. Und meisterhaft ist dieser Alois in seiner bald aufflammend-mutigen, bald verzagten, bald die Höhen suchenden, bald bescheiden im Tale weilenden, bald entschlossen wollenden, bald unklar schwärmenden, immer aber keimhaft den Dichter verratenden Eigenart, sind seine Genossen, der junge Herrenmensch Friedel Herri, Johannes von Aar, der dem stolzen Unband einzig die Stange zu halten vermag, der nüchtern verständige Louis Tonoli, und einige Mädchen, vor allem die kokette, leichtbegabte Orla Lomser, geschildert. Aus inniger Liebe und mit echtestem Dichtersinn hat Federer auch das Bild seiner Eltern gestaltet. Wohl hat Liebe sie zusammengeführt, aber karg gemessen sind dem allzu ungleichen Paare die Stunden des Glücks. Paul Spichtiger ist vor allem als Musiker und Bildhauer geradezu genial begabt; aber dieser schweifenden Künstlerseele fehlt jede Stetigkeit; es ist ihm unmöglich, auch nur eins von den großen Werken, von denen er so berauscht träumt und schwärmt, wirklich zu gestalten; immer ist er in wirtschaftlichen Nöten; Vagantenblut treibt ihn oft unwiderstehlich hinaus in die Welt; Augenblickeindrücke bestimmen ihn; den Lockungen des Weins unterliegt er immer wieder; echte Liebe, ja Verehrung erfährt er ebenso gut wie Bespöttelung, Hohn und Schimpf; daß er schließlich dem Wahnsinn verfällt, wirkt fast wie eine Erlösung; den Keim dazu trug er schon länger in sich. Und neben diesem „lieben, armen, genialen Kauz“, diesem „millionenreichen Bettler“ seine an Liebe so reiche, für den unseligen Gatten und die Kinder zu jedem Opfer bereite, immer wieder hoffende, sich in unermüdlicher Arbeit verzehrende, mehrfach zu echter Größe emporwachsende Gattin Verena. Es sind Gestalten, die sich uns tief einprägen, und es gehört zu den feinsten Zügen in diesem prächtigen Buche, daß auch das starke Mätteliseppi, die Paul Spichtiger oft so hart beurteilt hat, sich zuletzt vor dem kleinen Alois, von dem wir hoffnungsvoll scheiden, beinahe demütigt und als „Großmutter“ die verlassenen Spichtiger-Kinder betreut. Von den zahlreichen andern Gestalten sei wenigstens der prächtige Landammann Horat noch genannt. In ihm vor allem verkörpert sich die tiefe, starke Liebe zum Schweizer Land und zur Schweizer Art, die dieses Buch gleich allen früheren erwärmend durchdringt und auch der glänzenden Darstellung der festlichen Auf- führung am Gymnasium zu Goldingen den beherrschenden Grundton gibt.

Daß Federer Bedeutendes zu schaffen vermag, auch wenn kein heimatlicher Stoff ihn beschwingt, das lehrte mich seine Erzählung „Sisto e Sesto“, die 1915 bei Eugen Salzer in Heilbronn erschien¹⁾.

1) Die beiden ebenda veröffentlichten Büchlein „Das letzte Stündlein des Papstes“ und „Patria“ sind mir unbekannt geblieben; das zweite lag bei Abfassung dieses Aufsatzes überhaupt noch nicht vor.

Der dünne Band führt uns zurück ins letzte Drittel des 16. Jahrhunderts, teils in das elende Abruzzendorf Paritondo, teils nach Rom; die Kunst des Dichters, der hier etwa in K. F. Meyers Spuren wandelt und doch er selbst bleibt, macht es uns verständlich, daß die Männer von Paritondo, unter dem Drucke der elendesten Verhältnisse, mit naiver Selbstverständlichkeit Räuber und dabei kirchlich fromm sein können, daß ihr Anführer Sesto zugleich Küster und Vorsänger ist. Dieses Sesto älterer Halbbruder, der große Papst Sixtus V., der gewaltige Bekämpfer des Brigantentums, bekommt jenen, den er für tot gehalten hat, und seinen noch knabenhaften Sohn Pozdo in die Hand; nach schweren Kämpfen unterschreibt er ihr Todesurteil. Aber immer gewaltiger regen sich nun Heimats- und Familiengefühl. Andre Einwirkungen, auch solche, die scheinbar das Gegenteil beabsichtigen, treten — das ist fein durchgeführt — mächtig verstärkend hinzu. Als die zur Hinrichtung festgesetzte Stunde beinahe herangekommen ist, verkündet Sixtus selbst den Verwandten die Begnadigung. Diese haben schon tiefe Reue über ihr bisheriges Treiben empfinden gelernt und Sixtus gibt ihnen die Gewißheit, daß sie unter neuen Verhältnissen nunmehr als Führer ihrer Genossen in harter, aber ehrlicher Arbeit werden wirken können. Einen seltsamen Stoff hat Federer mit großer Kühnheit sich gewählt; innerlich überzeugend hat er ihn bezwungen. Wir verstehen diese Räuber, obgleich sie doch so gar nichts von „edler Romantik“ haben; wir verstehen die Wandlung im Herzen des gewaltigen Papstes. Tiefes Heimatsgefühl und eine freilich in seltsamster Gestalt auftretende Frömmigkeit sind die Fäden, die die Abruzzengeschichte mit den Schweizer Erzählungen verknüpfen. Von einem Dichter, der uns in wenigen Jahren so reiche Gaben voll echter Schönheit spendete, können wir Gleiches und vielleicht noch Bedeutenderes auch in Zukunft zuversichtlich erwarten.

Büchereifragen.

Von Dr. Arthur Ritter von Vincenti.

Der große Aufschwung, den die deutsche Bücherhallenbewegung seit etwa zwei Jahrzehnten nahm, hat verschiedene Probleme gezeitigt, über die die Ansichten der Fachmänner auseinander gehen. Es sind vor allem die Fragen der Bücherauswahl, der Ausleihe, sowie der Zulassung aller oder nur einzelner Bevölkerungskreise. Bereits vor dem Weltkrieg ist denn auch ein Kampf hierüber entbrannt, der von den Anhängern der einen Richtung gegen die der anderen ausgefochten wird.

Gleichsam eine Programmschrift der alten Richtung bildet die von Ackerknecht und Fritz herausgegebene Sammelschrift: „Büchereifragen“, die 1914 bei Weidmann in Berlin erschienen ist. Darin bespricht Dr. E. Sulz-Essen zuerst „Fortschritt und Reaktion in der deutschen Bücherhallenbewegung“.

Der Fortschritt wird erblickt in der Blüte der deutschen Bücherhallen seit der Wende des Jahrhunderts, bedingt durch die Anwendung der Kant'schen Forderung, „den erwachsenen Menschen als Persönlichkeit zu werten und nicht als Mittel etwa für . . . Erziehungskünste.“ Die Reaktion wird erblickt in dem

Zurücksinken in das Schnelmeistertum, an dem die deutschen Volksbüchereien im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts krankten, bedingt durch die abermalige Einschränkung der Volksbüchereipraxis „in ein enges Netz technischer Spitzfindigkeiten“, die der „neuen Richtung“, vertreten durch Walter Hofmann in Leipzig, zum Vorwurf gemacht werden.

Der Angelpunkt ist die Ausleihpolitik, um die sich die Gegensätze der beiden Richtungen drehen.

Die Grundanschauung der neuen Richtung wird von Sulz in 2 Leitsätzen definiert: 1. „Der Zweck der Volksbibliothek ist (neben der Förderung wissenschaftlicher Bildung) vor allem die literarisch-ästhetische Erziehung des Volkes. Daher darf die Bibliothek in ihrem unterhaltenden Teil nur gute, d. h. ästhetisch wertvolle Bücher enthalten. Da es hierfür einen absoluten Maßstab nicht gibt, so entscheidet das Urteil des Bibliothekars und die literarische Konvention. Der Geschmack eines sehr großen Teils der Gesellschaft erreicht die so festgelegte Untergrenze nicht, folglich verzichtet die Bibliothek auf diese geistig untersten Schichten.“

Diesem 1. Programmsatz stellt Sulz seine Formel gegenüber: „Die volkstümlichen Bibliotheken sind ein Glied des sozialen Organismus.“ Sie verdanken ihre wachsende Bedeutung einem immer stärker zum Lichte drängenden geistigen Kulturbedürfnis der menschlichen Gesellschaft. Damit ist ihnen die Richtung gewiesen. Sie erfüllen ihren Zweck am besten, wenn sie dieses Kulturbedürfnis möglichst in allen Erscheinungsformen befriedigen. Der Wertmaßstab für gute und schlechte Literatur ergibt sich aus dieser natürlichen Zwecksetzung, er wird damit für jede einzelne Bibliothek in Hinsicht auf die von ihr zu versorgenden Gesellschaftsschichten bestimmt.“

Wenn ich als Referent zu diesen beiden Anschauungen objektiv Stellung nehmen soll, so ist meiner Ansicht nach die Anschauung der „neuen Richtung“ unhaltbar. Eine Volksbücherei darf grundsätzlich nicht eine Bevölkerungsschicht, und sei es die geistig tiefststehende, von vornherein ausschließen.¹⁾

Ebenso wie ein verstockter Sünder bei richtiger Behandlung noch zu einem brauchbaren Glied der Menschheit, aus einem Saulus zu einem Paulus, werden kann, ebenso kann meiner Ansicht nach auch die unterste Schicht, abgesehen natürlich von Analphabeten u. dergl., aus einem dumpfen Dahindämmern auf dem Wege der Volksbildung (Vorträge, Lichtbild) und der Volksbücherei auf eine geistig höher stehende Kulturstufe geführt werden. Zwar erfordert dies viel Geduld und Mühe, aber der Erfolg wird sich doch allmählich einstellen; eine einzige Anregung läßt oft einem Menschen eine bisher nicht oder nur wenig beachtete Tatsache in einem ganz anderen Lichte erscheinen. Gerade die Kriegszeit scheint mir auch die Bestätigung der Richtigkeit meiner Anschauung zu erbringen.

Wie viel ungeahnte, ungekannte Kräfte sind in unserem Volke, auch in dem niederen Volke zur Entfaltung gekommen! Wie viele unserer Soldaten, auch aus den untersten Schichten, haben erst im Schützengraben Gefühlung mit dem Buche und dann Freude am Lesen gewonnen. Warum sollte man auch auf die untersten Schichten verzichten? Sind doch in unserem deutschen Vaterlande alle durch die Schule gegangen; jeder hat, im Gegensatz zu Rußland etwa, Lesen und Schreiben gelernt, ist daher bildungsfähig. Die ganze unterste Schicht also einfach ausschließen zu wollen, sie der Segnungen einer Volksbücherei nicht teilhaftig werden zu lassen, halte ich für einen verkehrten

1) In seiner Schrift: Buch und Volk und die volkstümliche Bücherei, sowie in seiner Selbstanzeige, im Volksbildungsarchiv Bd. V. S. 114/16 begründet W. Hofmann nochmals seinen Standpunkt, dem ich ebenso wenig zustimmen kann, wie seinem darin auch aufgestellten Satze, daß der Krieg eine tiefgehende innere Umwandlung unserer Volksgenossen nicht nach sich ziehen werde. Daß ferner „ein unbegrenzter Leserkreis auch unbegrenzte Mittel fordert“, wird durch die Praxis fast aller Büchereien widerlegt, die mit verhältnismäßig geringen Aufwendungen einen ungeheuer großen Leserkreis zu befriedigen vermögen.

Standpunkt; die Bücherei hat in erster Linie soziale Aufgaben für Alle, nicht literarisch-ästhetische für einen begrenzten Kreis zu erfüllen.

Da also meiner Ansicht nach bereits der Zweck der Volksbücherei von der „neuen Richtung“ verkannt ist, so ist auch deren Folgerung nicht aufrecht zu halten, daß die Bibliothek in ihrem unterhaltenden Teile nur gute, d. h. ästhetisch wertvolle Bücher enthalten dürfe, über die das Urteil des Bibliothekars und die literarische Konvention zu entscheiden hat. — Ueber den Wert oder Unwert vieler Bücher läßt sich bekanntlich streiten.

Ein treffendes Beispiel bietet hierfür neuerdings Meyrinks: Golem, der von den einen als ein Kunstwerk betrachtet, von den anderen vollständig abgelehnt wird. Welchem Wechsel der Anschauungen sind ferner Schriftsteller selbst unterworfen; man denke an Frenssen! Wie viele andere sind andererseits erst nach Jahrzehnten richtig erkannt und gewürdigt worden!

Wenn ich in den mir unterstellten Büchereien auch die Praxis verfolge und allgemein fordere, daß die Volksbücherei nur gute geistige Kost den Lesehungrigen darbieten soll, so halte ich doch den Rahmen, nur ästhetisch wertvolle Bücher in die Bibliothek einzustellen, für zu eng. Gemäß der verschiedenen Gesellschaftsschichten, die zu befriedigen sind, dürfen meiner Ansicht nach auch Schriftsteller zweiten und dritten Ranges mit ihren Werken in der Bücherei vertreten sein. Die Bücherei erfüllt besser ihren Zweck, wenn sie einem noch geistig unmündigen oder weniger gebildeten Leser ein Werk dritten Ranges verabreicht, das er versteht und das in ihm das Verlangen nach weiterer Lektüre erweckt, als daß ihm die Bücherei ein ästhetisch wertvolles Buch gibt, das ihm zu hoch ist, mit dem er nichts anzufangen weiß.¹⁾

Betrachtet man von diesem Gesichtspunkte aus die Musterkataloge Walter Hofmanns,²⁾ so enthalten diese allerdings überwiegend nur die Großmeister der Dichtung, nur wenige Schriftsteller geringeren Grads, entsprechend seiner Anschauung, Schriftsteller wie Stratz oder Zobeltitz von der Bücherei fernzuhalten.³⁾

Dafür aber muß Hofmann, um genug Unterhaltungsstoff für seine Bücherei zu besitzen, zu einem Ausweg Zuflucht nehmen, den ich für bedenklich halte. Er zieht nämlich die ausländische Literatur, wenn auch in Uebersetzung, in einem Maße heran, daß man bei der Lektüre der Bücherverzeichnisse glaubt, es mehr mit einem Katalog für eine Bücherei, die auf internationale, der deutschen Sprache mächtige Besucher rechnet, als mit einer Bücherei für deutsche Leser zu tun zu haben. — Ich will ganz davon absehen, daß die ausländische Literatur in der Uebersetzung stets verliert.

Die Besucher der Bücherhallen in Leipzig werden durch die fast überwiegende Einstellung der englischen, französischen, italienischen, russischen Literatur mit den ausländischen Zuständen vorzüglich vertraut, erhalten dagegen unzureichende Einblicke in die deutsche Literatur, die unsere heimischen

1) Wenig gebildeten Lesern ist auch mit der literarischen Beratung vorerst wenig gedient, da sie ein ästhetisch wertvolleres Buch gar nicht zu beurteilen vermögen. Ihnen möge „einfache Hausmannskost“ zur Auswahl ohne lange literarische Beratung gegeben werden; letztere würde sie eher kopfscheu machen.

2) „Bücherverzeichnis Schöne Literatur I. und II. der städtischen Bücherhallen zu Leipzig.“

3) „Die städtischen Bücherhallen zu Leipzig 1914“ S. 10, ferner Hofmann: „Buch und Volk“ S. 26. — Hofmann hätte dann in den Bücherverzeichnissen vielleicht auch Hackländer u. A. Schriften weglassen können. Ueber Hackländer vgl. Volksbildungsarchiv V. S. 101, wo auf Ernst Schultze hingewiesen wird, der als „unechte Ware“ die Bücher von Samarow, Hackländer, Marlitt, Werner, Heimbürg & Eschstruth charakterisiert. Obwohl W. Hofmann nur erstklassige Schriftsteller im allgemeinen zuläßt, erklärt er jetzt (ebenda S. 114): „es war ein wohlmeinender, aber falsch gerichteter Idealismus, die Masse in der volkstümlichen Bücherei mit den „Meisterwerken der Literatur“, wie es Dr. E. Schultze wollte, beglücken zu wollen. Soweit gehe ich mit Dr. Sulz.“

Landschaften, deutsche Geschichte, deutsches Volkstum schildert. — Diese Gebiete werden auch von unseren Schriftstellern zweiten und dritten Grades gepflegt. Man darf aber wohl die Forderung erheben, daß unsere Büchereien auch die Bildung der deutschen Leser in deutschem Sinne nicht vernachlässigen sollen. Ohne Zweifel geriete unsere Kultur auf Abwege, wenn die Büchereien allgemein die *di minorum gentium* der Literatur nicht zulassen würden. Wie viele entwicklungsfähige Schriftsteller, zuerst geringeren Grades, müßten jahrelang um Anerkennung ringen. Wie viel mehr würde talentvollen Anfängern das Schaffen erschwert, wenn sie von vornherein sicher sein müßten, von den deutschen Bücherhallen ausgeschlossen zu sein. Der Weg des Buches in das Volk geht doch durch die Bücherei.

Es gibt ferner sehr viele Bücher, die zwar keine literarischen Kunstwerke in höchstem Grade sind, die aber doch beachtenswerte Leistungen von künstlerischer Qualität darstellen. Aus dem reichen Schatz, den unsere Dichter aufgehäuft haben, muß auch Mittelgut in der Bücherei vertreten sein. Denn die Bücherei muß so viel Anpassungsfähigkeit an den mittleren und einfachen Geschmack besitzen, um auch den mittleren und unteren Kulturschichten gerecht werden zu können. Schriftsteller wie Herzog, Zobelitz, Stratz, Bloem, dürfen daher in der Bücherei unbedenklich vorhanden sein. Diesen Schriftstellern muß man schon aus dem Grunde Heimatrecht verleihen, weil die starke Nachfrage nach schöner Literatur sonst nur schwer befriedigt werden könnte.¹⁾ — Lehne ich also den ersten Programmsatz der neuen Richtung ab, so vermag ich aber andererseits nicht den weiteren Ausführungen von Sulz zu folgen, die der Marlitt- und Karl May-Literatur wieder Aufnahme in der Bücherei zuerkennen wollen. Wenn auch der Bibliothekar der Literaturgattung zweiten und dritten Grades gegenüber weitherzig sein muß, so darf er diesen Weg der Konsequenz nicht zu Ende gehen. Für die Beurteilung, welche Schriftsteller von ihm in eine Bücherei eingestellt werden sollen, darf meines Erachtens der Gesichtspunkt nicht allein maßgebend sein, ob ein Buch schädlich auf die Leser wirkt oder nicht. Das Buch muß literarische Qualität, Bildungswert besitzen und darf dem guten Geschmack, ich möchte fast sagen, dem gesunden Instinkt des Literaturkenner nicht widerstreben. Dazu kommt, daß bei der Kürze unseres Lebens anzustreben ist, möglichst nur gesunde Kost den Lesern zur Verfügung zu stellen. Solche ist überreichlich vorhanden, so daß man nicht zu Karl May zu greifen braucht.²⁾ Denn wenn auch zuzugeben ist, daß mit diesem die geistig untersten Schichten sich hinauflesen können, diese Literatur also einen relativen Wert darstellt, so ist doch andererseits die Gefahr vorhanden, daß für halbgebildete, literarisch noch nicht gefestigte Schichten diese Literatur das Mittel zum „Hinunterlesen“, damit zum kulturellen Abstieg wird; ist Karl May einmal in die Bücherei eingestellt, so übt er eine schädliche Anziehungskraft auf Tausende aus, denen man dessen Werke dann nicht verweigern kann. — Die Schundliteratur, das Gift, durch Karl May als Gegengift auszutreiben, halte ich nicht für empfehlenswert; es sind andere Arzneien vorhanden. Gift und Gegengift seien aus der Bücherei verbannt, nur wohlschmeckende Tränklein von ihr verabreicht!

Der zweite Leitsatz der „neuen Richtung“ ist von Sulz so gefaßt: „Die Haupttätigkeit des Bibliothekars besteht darin, durch geeignete Auswahl der Bücher unter Benutzung bestimmter bibliothekstechnischer Einrichtungen³⁾

1) Wenn Volksbildungsarchiv Bd. V S. 113 die neue Richtung sagt „wir greifen zu den deutschen Heldensagen und zu Reinecke Fuchs, wir greifen zu Schiller und zu Anzengruber“ usw., so erweckt diese Fassung des Satzes die irrige Vorstellung, als ob die alte Richtung diese erstklassigen Schriften nicht einstellen würde.

2) Ersatz dafür bieten Gerstäcker, Ruppis, Jules Verne u. a., für Abenteuer-Literatur die Bücher unserer Kriegshelden: Killinger, Plüschow, Dohna-Schlodien, Kapitän König u. a.

3) Ueber diese ein andermal ausführlicher.

den strebsameren Teil der Leser kulturell zu erziehen.“ Dagegen formuliert Sulz für die alte Richtung: „Die eigentliche Tätigkeit des Bibliothekars besteht darin, die nach oben strebenden Kulturbedürfnisse des einzelnen Lesers zu erkennen und zweckmäßig zu befriedigen. Es ist zweifelhaft, ob durch eine technisch noch so durchgebildete Ausleihepraxis Erziehung, d. h. Erweckung schlummernder geistiger Bedürfnisse oder ihre Erzeugung möglich ist.“ — Meiner Ansicht nach ist auch hier das Bestreben der neuen Richtung zur „Erziehung“ der Leser, also eine Art Zwang zum Hinauflesen, abzulehnen. Ich sehe davon ab, daß die neue Richtung die Wohltat der kulturellen Erziehung nur einem Teil, dem strebsameren, zu gute kommen läßt,¹⁾ während der andere, der doch nach Ablehnung der geistig tiefstehendsten Schicht auch noch intelligent ist, auch ausgeschaltet wird. — Jede Bücherei soll freigebig ihre Schätze verleihen, soweit dies mit Rücksicht auf die Sicherheit der Bücher möglich ist, aber von jedem schulmeisterlichen Belehrungsseifer absehen. Auch ohne diesen kann man das richtige Buch an den richtigen Mann bringen. — Wir haben in der Bücherei im allgemeinen nicht Kinder, sondern Erwachsene vor uns. Die Bücherei hat, wie bereits hervorgehoben, nicht literarisch-ästhetische Aufgaben zu erfüllen; letzteres ist Sache der Vorlesungen und Vorträge. Gibt die Bücherei den geistig Unmündigen, die nicht wissen, welche Werke sie lesen sollen, die für sie geeigneten Bücher, so erfüllt sie damit ihnen gegenüber ihren Zweck. Jeder Leser, der sieht, daß ihm als einem gern gesehenen Gast von der reich gedeckten Tafel der Bücherei ohne lange literarische Beratung gegeben wird, was ihm zusagen könnte, wird gerne wieder kommen. In ihm ist die Sehnsucht nach dem Buche geweckt. Auf diese einfache Weise wird bereits der Leser aus der breiten Masse innerlich gefördert und dadurch allmählich auf eine höhere kulturelle Stufe geführt. Strebsameren, aufgeweckten Lesern gegenüber ist eine Bevormundung erst recht nicht angezeigt, insbesondere nicht denen gegenüber, die genau wissen, welche Bücher sie wollen.²⁾ Für sie ist übrigens die Beschäftigung mit den erstklassigen Literaturwerken sicher die edelste, wenn auch nicht leichteste Unterhaltung. Wenn die neue Richtung in erster Linie so großen Wert auf die literarisch ästhetische Erziehung legt, so appelliert sie damit mehr an den Verstand als an das Gemüt. Für die große Gruppe der Anderen möge man bedenken, daß diese meist nach des Tages schwerer Arbeit Erholung und Unterhaltung im Buche suchen, den Verstand aber nicht noch anstrengen wollen. Aufgabe der Bücherei ihnen gegenüber ist die Darreichung einer guten Kost, einerlei, ob diese dem einen Leser künstlerischen Genuß bietet, dem andern eine idealere Lebensauffassung verschafft, den dritten religiös erhebt, dem vierten den vaterländischen Sinn stärkt, während sie dem letzten nur zur Unterhaltung und Erholung dient. Wenn einfache Familienromane dem einen gefallen, wodurch er innerliches Glück empfängt, so halte ich es nicht für richtig, ihn zu belehrenden Tendenzromanen, weil vielleicht einer höheren Literaturgattung angehörend, erziehen zu wollen. — Auch hier scheint mir der Krieg wieder die Bestätigung meiner Behauptung zu liefern. Welche tiefgreifenden Bevormundungen in allen möglichen notwendigen Dingen muß sich jeder nun gefallen lassen! Würde auch für die Entnahme geistiger Kost eine durch nichts gerechtfertigte Bevormundung aufgestellt werden, der Leser also merken, daß an ihm Erziehungskünste geübt werden, so würden viele, die die Ab-

1) Die so Geförderten sollen nach Hofmann (Voksbildungsarchiv V, S. 115) „in die Masse hineingestellt werden und durch ihr erhöhtes . . . Menschentum auf . . . die Masse zurückwirken“. — Ich verspreche mir von diesen Bücherei-Aposteln wenig, da die Literatur niemals mit der Religion und ihren die ganze Menschheit tiefbewegenden Problemen gleichgestellt werden kann. Hofmann stellt damit zwischen Bücherei und Volk sozusagen Mittelspersonen; ich halte die direkte Beeinflussung der Leser durch die Bücherei für besser und wirksamer.

2) Ich bezweifle, ob die Mehrheit von ihnen sich zu Bücherei-Aposteln erziehen läßt.

sicht merken und verstimmt werden, der Bibliothek den Rücken kehren! Der Verlust entwicklungsfähiger Leser ist aber sicher ein für die Bücherei bedauerndes Mißgeschick.

Der Bibliothekar soll sich liebevoll seiner Leser annehmen, ihnen nur die Wege zu den Büchern weisen, nicht aber selbst führen. Er sei Berater, nicht Erzieher der Leser, schon aus dem einfachen Grunde, daß er nicht Tausende gleichzeitig erziehen kann. Schon wenn er die Leser frei gewähren läßt und durch taktvolle Beratung bei der Bücherauswahl ihnen zur Seite steht, kann durch ihn unser Volk in seiner Gesamtheit kulturell auf eine höhere Stufe gebracht werden.

In der Sammelschrift „Büchereifragen“ betrachtet ferner Prof. G. Fritz-Charlottenburg die Organisationsformen der modernen Bücherei. Er weist darauf hin, daß in den letzten 100 Jahren die auf Schaffung öffentlicher Büchereien gerichtete Bewegung sich zweimal in aufsteigender, zweimal in absteigender Linie in Deutschland bewegt hat. Er betont, daß sich die Organisationsform der modernen Bücherei parallel mit anderen Einrichtungen z. B. den Museen, unmittelbar aus den Anforderungen des modernen Kulturlebens ergeben, aus der Rolle, die das Buch in seinen mannigfachen Beziehungen zu Beruf und Erholung, in intellektueller und künstlerischer Weiterbildung, ethisch-religiösen und staatsbürgerlichen Lebensinteressen, technischen und gewerblichen Fragen spielt. Er würdigt zuerst die großen Verdienste Karl Prensers, der bereits 1839 den Gedanken der modernen Bücherhalle als der städtischen Einheitsbibliothek ergriffen hatte. Er kommt dann auf die Verflachung des volkstümlichen Bibliothekswesens in den 40er Jahren zu sprechen, die sich in den Bibliotheksgründungen für die niedersten „ungebildeten“ Schichten ausdrückte. Fritz schildert darauf die Anfänge der deutschen Bücherhallenbewegung zu Beginn der 90er Jahre (Jeep, Nürnberg, E. Reyer, Comeniusgesellschaft, Gesellschaft für Ethische Kultur) und behandelt dann die Organisationsfrage. Die den Bücherbedürfnissen aller Bürger dienende Bücherei ist auch für ihn die richtige Form; das die alte Volksbücherei beherrschende Programm ist nur eine Teilaufgabe der modernen Einheitsbibliothek. Er erörtert die Organisationsformen für die Ausgestaltung des städtischen und kreiskommunalen Bibliothekswesens, insbesondere den Gedanken der städtischen Zentralbibliotheken, denen für die Bedürfnisse der in der Provinz zerstreuten kleineren Gemeinden Provinzialwanderbüchereien (Posen), ferner staatliche Beratungsstellen (Arnsberg, Düsseldorf) an die Seite treten. Er weist hin auf die äußeren und inneren Schwierigkeiten für den Ausbau des öffentlichen Bibliothekswesens insbesondere in Großstädten (Finanzen, Verkenntnis der sozial-pädagogischen Aufgaben der Bücherei) und kommt sodann auf die Verkümmern des Bibliothekswesens in der Jetztzeit zu sprechen. Er bekämpft die Bestrebungen Walter Hofmanns, insbesondere seine „Einschränkungs politik“, ebenso dessen Forderung, daß eine strenge Auswahl der bildungsfähigen Elemente der Leserschaft zu erstreben sei, usw.

Fritz gibt dann wertvolle Winke, wie eine großstädtische allgemeine öffentliche Bücherei ihre Aufgabe am besten wird erfüllen können, nämlich nur in Form einer großen Zentralbibliothek mit möglichst zahlreichen ihr angegliederten Zweiganstalten (Quartierbibliotheken), deren Aufgaben er näher erläutert. Er befragt die Angliederung von Lesehallen an die Ausleihebüchereien, die auch einen wichtigen Teil des Organismus der modernen öffentlichen Bücherei bilden. Er erörtert dann noch die anderen Aufgaben der Büchereien, bestreitet die Möglichkeit der planmäßigen volkserzieherischen Einwirkung der Bücherei auf einzelne Lesergruppen, also der individualisierenden Weiterbildung einzelner Leser. Er streift noch kurz die Jugendpflege, Musikbüchereien und den Bücherbestand.

Als 3. behandelt Dr. Jaeschke das Büchereiwesen der Mittel- und Kleinstadt, sowie des Dorfes. Er weist zuerst darauf hin, daß die Büchereien in mittelgroßen, kleineren und kleinsten Gemeinden meist noch sehr viel zu wünschen übrig lassen, daß es auch sehr schwer ist, sich einen Ueberblick

über die bestehenden Volksbibliotheken dieser Orte zu verschaffen, da nur selten Berichte von ihnen veröffentlicht werden. Dankenswerter Weise gibt er uns gute Einblicke in die ihm völlig vertrauten Verhältnisse, insbesondere die rheinischen. Im Gegensatz zu den Großstädten herrschen bekanntlich in den kleineren Gemeinden die Bibliotheken der Vereine wie der Gesellschaft für Volksbildung und des Borromäusvereins fast unumschränkt; nur langsam vollzieht sich deren Umwandlung in kommunale Büchereien, noch seltener werden städtische Büchereien daneben errichtet. Gründe dafür sind die Schwierigkeiten, die die Frage der Eigentumsverhältnisse, der Geschäftsführung, der finanziellen Unterstützung, der Wahl eines Bibliothekars und dessen bibliothekarische Schulung betreffen. Jaeschke befürwortet in größeren Städten die hauptamtliche Verwaltung durch einen Bibliothekar oder eine Bibliothekarin, denen man bei nicht genügender Tätigkeit noch andere Aufgaben, wie Jugendpflege übertragen könne. Für nebenamtliche Verwalter insbesondere in kleineren Gemeinden, bleibt das Problem der Ausbildung bestehen; für sie sind die Lehrgänge wertvoll, die die Gesellschaft für Volksbildung und der Borromäusverein, ferner die Beratungsstellen für Volksbibliotheken in Düsseldorf u. a. abhalten. Die Lehren, die Jaeschke aus seinen eigenen Düsseldorfer Kursen gezogen hat, sind beherzigenswert (Dauer der Kurse während mehrerer Tage, in der Sommerzeit, in einer Stadt mit mittelgroßer Volksbibliothek, praktische Übungen usw.). Jaeschke bespricht sodann die erheblich größeren Schwierigkeiten, die sich auf dem Dorfe entgegen stellen; er schildert die dort übliche Art der Wanderbibliothek, der Kreiswanderbüchereien mit ihren zwei Formen, der einfachen und der Verstärkungsbibliothek, mit besonderer Berücksichtigung der im Regierungsbezirk Düsseldorf getroffenen Bestimmungen. Er bespricht dann die Hilfe des Staates, dessen Aufgabe es nicht ist, Volksbibliotheken ins Leben zu rufen, sondern zur Errichtung von Volksbibliotheken anzuregen, die Beteiligten zu beraten, und durch Gewährung staatlicher Beihilfe zu fördern. Letzteres ist in Preußen ja bereits verwirklicht, die Beratung in der Durchführung begriffen. Er geht sodann auf die Organisation des Volksbüchereiwesens in Oberschlesien und Posen des näheren ein, schildert ferner anschaulich die Tätigkeit und Aufgaben der Beratungsstelle in Düsseldorf.

Den nächsten Aufsatz hat Dr. Ackerknecht (Stettin) über Jugendliteratur und deutsche Bildungsideale beigezeichnet. Anknüpfend an das Buch von Wolgast: „Das Elend unserer Jugendliteratur“ schildert er zunächst den Kampf auf dem Gebiete der Jugendschriftenfrage, kritisiert die Bestrebungen der Hamburger Jugendschriften-Reformbewegung, die der neuen Richtung Walter Hofmanns in ihrer erzieherischen Tendenz nächstverwandt ist, bespricht ausführlich Franz Naumanns Buch über Jugendfürsorge in den Volksbibliotheken.

Gegen Wolgast und Storm charakterisiert Ackerknecht die Jugendschrift folgendermaßen: „Der künstlerische Wert einer Erzählung entscheidet nicht über ihren Bildungswert für die kindliche Persönlichkeit.“ Mit anderen Worten: „Für die Jugendschriftenkritik kommt der „Kunstwert“ als Kriterium erst allmählich bei der Beurteilung der Lektüre der reiferen Jugend in Betracht.“ Er weist ferner darauf hin, wie die grundsätzlich falsche theoretische Einstellung der Pädagogen zu ganz falschen praktischen Schlußfolgerungen zwingt. Dem Großstadtkinde müssen auf dem Wege der Lektüre Gemüts-erlebnisse verschafft werden, natürlich ohne seine niederen Instinkte zu reizen. Deshalb verwirft Ackerknecht grundsätzlich auch nicht die Schriften von Karl May und Wörishöffer. Er befürwortet dann die Verbreitung der un-literarischen Jugendbildungsmittel, so das Wandern, die Turn- und Gesellschaftsspiele und das Musizieren, ferner das Vorlesen an Stelle des Selbstlesens der Kinder. Er streift dann die Frage, wie weit die Jugendliteratur sich nicht nur dem kindlichen Einbildungsvermögen, sondern auch dem kindlichen Ausdrucksvermögen anzupassen habe. Nach seiner Ansicht ist „die Kindermundart zur Vermittlung von eigentlichem Lehrstoff ein methodisch außerordentlich wertvolles Hilfsmittel“, dagegen bei allen unrealistischen Er-

zählungen (Märchen, Sagen usw.), d. h. gerade bei der Belletristik des früheren Kinderalters nicht am Platz. Ackerknecht weist in seinen psychologischen Darlegungen darauf hin, daß die „Schwerpunktverschiebung in der literarischen Jugenderrziehung aus der seelennähernden Bildung heraus in die nur den Geist kräftigende Belehrung hinüber erst recht deutlich dartut, wie gefährlich jenes ... Streben der Vertreter des Kunststandpunktes in der Jugendschriftenfrage unseren deutschen Bildungsidealen wird“. Jugenderzählungen seien nur darauf hin zu prüfen, ob sie im Sinne des Kindes gut und spannend erzählt und ob sie gefühlsrein sind.

Im nächsten Abschnitt gibt Dr. Ladewig einen wertvollen Beitrag zur Systematik der Ausleihe. Die „Ausleihe“ umfaßt nicht nur die dabei vorgenommene Buchung, sondern „die ganze organische Verwaltungseinrichtung, die unmittelbar oder mittelbar mit der Leistung des Bücherverkehrs in Beziehung steht“. Er fordert vor allem Klarheit und Einfachheit der Systematik, sowie zweckentsprechende Formulare. Sehr interessant sind Ladewigs Bemerkungen über die Rechtsgrundlage der Ausleihe. Bei einer mit öffentlichen Mitteln bestrittenen Bücherei greift ein anderes Verhältnis Platz, als bei einer Privat-Leihbücherei gegen Entgelt, „wo ein privatrechtlicher Vertrag zwischen Leser und Besitzer zwecks Leihe oder Miete eingegangen wird ... Es liegt auch nicht so wie bei Post oder Eisenbahn, wo durch Bezahlung der ... Taxe ein stillschweigender Vertrag auf Leistung zu stande kommt“. Die Rechtsnormen der Bücherei fließen aus dem Verwaltungsrecht und werden festgelegt durch Anstaltsgewalt (Benutzungsordnung), die jederzeit geändert werden kann. Die Bücherei ist also öffentlich rechtlich organisiert. „Es liegt so, daß eine ordnungsmäßig ... bestehende Bücherei zwar dem Entleiher unter den öffentlichen bestehenden Satzungen zugänglich gemacht werden muß, daß es aber die Verwaltung unter allen Umständen in der Hand hat, auf dem Verwaltungswege den Benutzer zu behindern.“ Anzustreben sei, Verwaltungsrecht und Verwaltungspolizei im Sinne der Öffentlichkeit zu entwickeln. „Alles, was als Einschränkung in der Bücherei empfunden werden kann, ist höchst zu mildern.“ Ladewig erörtert dann die praktischen Grundlagen der Ausleihe. Er weist darauf hin, daß bereits in den Vereinigten Staaten alle erdenklichen Arten der Ausleihebuchung vorhanden sind, so daß es keine neuen Erfindungen zu machen gibt. Er weist der Bücherei die Aufgabe zu, „das Vertrauen des Publikums in ihre Sachlichkeit und Menschenfreundlichkeit ... durch die höchst entwickelte Ausleihetechnik ... täglich neu zu verdienen“. Erste Kardinalfrage ist „die Schnelligkeit der Ausleihebuchung, die mit Einfachheit und Uebersichtlichkeit den denkbar geringsten Anspruch an die Eigenarbeit des Lesers stellt“. Die 2. Frage, die für den eigentlichen Betrieb, ist, daß „Schnelligkeit der Ausleihe mit dem höchst möglichen Grade von Sicherheit gegen Irrtümer oder Anstände verbunden sein muß“. Demgemäß muß „alles, was nicht unmittelbar mit der Buchung und Rückbuchung zusammenhängt, von dieser ferngehalten, d. h. anderen Stellen des Betriebes zur Beobachtung ... zugewiesen werden ... Je weniger Handgriffe also, je weniger Umblättern oder Umwenden von Karten nötig ist, je schärfere und übersichtlichere Rubrikaturen vorgesehen sind, ... je weniger am Ausleihetische gelesen werden muß, ... je einfacher sich die Durchordnung großer Zettelmengen vollzieht“, desto besser die Ausleihebuchung. Bei der Ausleihe ist die Karte als Grundlage des modernen Betriebs nicht mehr zu umgehen. Diesen und den folgenden Ausführungen Ladewigs kann man nur beipflichten.

Der nächste Abschnitt handelt vom Eintritt des Lesers in die Bücherei, wobei Ladewig „Bürgschein und Geldhinterlegung“ als nicht mehr zeitgemäß hinstellt. Die Voraussetzung einer hinreichenden Feststellung des Lesers wird nach ihm am besten erfüllt, „wenn das Nütige (Name, Stand, Wohnung usw.) auf einer Anmeldung desjenigen, der an einer Bibliothek lesen will, einem „Antrag auf Erteilung einer Leihkarte“ oder einem „Antrag auf Zulassung zur Benutzung der Bücherei“ aufgenommen wird.“ Ladewig bespricht sodann die einfache Buchung, darauf die Doppelbuchung, insbesondere Buchkarte und

Leihkarte. Er kommt nur kurz auf den „Präsenzkatalog“ zu sprechen, den Frl. Peiser in Berlin zuerst eingeführt hat, sowie auf den nicht zu empfehlenden Indikator. Der nächste Abschnitt behandelt die Leistung der Kartenbuchung. Für die Sicherheit wird auf die doppelte Buchführung besonders aufmerksam gemacht, weshalb die amerikanische einfache Buchführung abgelehnt wird, welche die Gegenkontrolle in die Hände des Lesers legt. In der Bücherei soll die Buchung stets auf 3 Fragen sofort Antwort geben können: 1. Wer hat das Buch? 2. Was hat der Leser? 3. Wann wurde das Buch ausgegeben?

Führt man anstatt 3 Buchungen a) eine auf Karten nach den Leihmarken (Lesenummern), b) nach Buchmarken (Signaturen) und c) eine Tagesausleihebuchung „zwei Buchungen so, daß man mit 2 Griffen die Beantwortung der 3 Hauptfragen in der Hand hat, so gibt es nichts kürzeres“. Um der Frage: „Wo ist ein Buch“ begegnen zu können, empfiehlt Ladewig eine „Buchkartenreihe, in der die ausgeliehenen Bücher nach der Buchmarke geordnet sind.“ Steht die Ausleihe jeden Tag nach dem Datum beisammen, innerhalb dessen die Leihkarten jeden Tages alphabetisch beziehungsweise nach Leihmarke geordnet sind, so ist die Ausleihe sehr einfach. „Die Ordnung der Leihkarten innerhalb des Datums gewährt . . . den Vorteil, daß bei Ueberschreitung der Leihfrist alle Entleiher des Tages wohl geordnet bei einander stehen und ohne Zeitverlust erledigt werden können.“ Der 5. Abschnitt handelt von der Bureautechnik der Ausleihe. Hierin geht Ladewig auf die Sonderleihkarten, Nebenkarten für zeitweilige Benutzung oder Benutzung gewisser Fächer ein, auf die Behandlung von Tochterausleihen, die Bücher aus der Zentrale beziehen. Ladewig bespricht dabei die Buchmarke, die Stempel und Verkehrsformulare. Hier erhebt er die Forderung, den Lesern nicht die Macht der Bibliothek zum Zurückfordern der Bücher schonungslos zu zeigen. Er empfiehlt den Fristzettel (schmalen Zettel mit Datum-Vordruck, der in das Buch gelegt wird), der gleichzeitig als Buchzeichen gebraucht werden kann. Der nächste Abschnitt handelt von der sekundären Systematik der Ausleihe. Dahin gehören die Vordrucke für Beantwortung von Vormerkungen, Beantragungen, die befriedigende Form annehmen müssen „als elementarster Ausdruck der gesellschaftlichen Beziehung zwischen Bücherei und Leser“, ferner die Mitteilung der Bibliotheksverwaltung an die Leser betreffend die wichtigere neuere Literatur. Zum Schlusse bringt Ladewig beherzigenswerte Aufklärungen über die Behandlungen von Anständen aller Art, wie Buchbeschädigungen, Verluste usw., wobei formale Härten vermieden werden sollen, endlich Kataloge, Fernsprecher, Möbel, Lichtanlage usw. Denn das ressortmäßige Auseinanderhalten der Zwecke, damit keiner den andern stört, ergibt einen großen Zeit- und Arbeitsgewinn. Auf diese Weise hebt sich die Ausleihe von dem Standpunkt der bloßen Expeditionsstelle, die durch untergeordnete Kräfte erledigt wird, zu der verantwortungsvollsten Stelle des gesamten Büchereidienstes.

Den letzten Aufsatz schrieb Dr. Heidenhain-Bremen über „Bücherei-Arbeit und Büchereibeamte“. Er tritt energisch für den Arbeitsraum neben dem Büchermagazin und dem Ausleiheraum ein und bespricht sodann die wichtigsten Arbeiten in der Bücherei. Er betont, „daß Bücherausleihen nicht allein im dienstfertigen Herbeischaffen und Aushändigen benannter Werke besteht . . . Zweckmäßige Auswahl der Bücher und überlegte zweckmäßige Bedienung¹⁾ der Leser bilden die Brennpunkte des ganzen Berufsinteresses. Zwischen diese beiden reiht sich als 3. eine . . . zeitraubende Bearbeitung der zum Ankauf gewählten Werke ein. Eine 4. Gruppe von Tätigkeiten schließt an das Ausleihen an“: der Ordnungsdienst (Mahnen) usw., die Reparatur beschädigter Bücher, Büchereistatistik. Er beleuchtet sodann diese vier Zweige der Arbeit. Der Ausleihe muß sich alles unterordnen. Das Ziel ist: „Allen Lesern . . . den Zugang zu den Werten der Literatur durch die

1) Ich möchte den kaufmännischen Ausdruck „Bedienung“ durch „Abfertigung“ ersetzen.

vermittelnde Tätigkeit der Beamten zu erleichtern“. Als Aufgabe des Büchereibeamten stellt Heidenhain die Forderung auf, daß dieser in den Formen des gefälligen Entgegenkommens soviel Vertrauen erwerben soll, daß sein Rat gern begehrt wird und seine Vorschläge nicht als Anmaßung aufgenommen werden. Die Ausleihe muß auch ohne Zeitverlust von staten gehen, da diese Arbeit fast immer drängt. Heidenhain gibt zwar Mittel an, um der Ueberlastung des Ausleihedienstes vorzubeugen, hält sie aber für unsozial, wie beschränkte Öffentlichkeit, Inanspruchnahme des Geldbeutels des Benutzers usw. Deshalb sinnt jeder Bibliothekar auf Vervollkommnung der technischen Verfahrensarten und sucht „Wege, auf denen sich großes Arbeitspensum und besondere Leistung nach Möglichkeit vereinigen lassen“. Als ein solches Mittel schildert er die Ausleihe, die auf Grund eines Inventars der Büchersammlung erreicht wird, das Band für Band auf je einem beweglichen Kartonblatt verzeichnet. Das ist der Präsenz-Katalog, der angibt, welche Werke augenblicklich im Büchermagazin anwesend und welche ausgeliehen sind. Heidenhain verbreitet sich sodann über den Ordnungsdienst und die Statistik; zuerst über die Signatur oder Buchmarke und die laufende Nummer des Lesers im Anmeldejournale, die „miteinander verbunden den genügenden Nachweis über den Aufenthalt des abwesenden Werkes bilden“. Er befürwortet, daß zum Vollzug der Buchung, zur Zählung der Statistiken u. s. f. nicht Geschäftsbücher, sondern „bewegliche gleich große Kartonblätter gebraucht werden sollen, jedes mit der Adresse und Anmelde Nummer eines Lesers (den sog. „Leserkarten“) oder mit dem Titel und der Signatur eines Werkes versehen“ (sog. „Buchkarten“). Heidenhain bespricht sodann das Katalogwesen, insbesondere den Akzessions- oder Stammkatalog, meist Zugangsbuch genannt, der „Auskunft über die Erwerbsart der Bücher . . . über die Korrektheit der Buchhändlerrechnungen, Kosten der Büchersammlung“ usw. geben soll; ferner den Standortskatalog, der „alle Werke in der Ordnung verzeichnet, die sie auf den Gestellen des Magazins einnehmen“. Ferner beleuchtet er eingehend den alphabetischen oder Nominalkatalog, den keine Bücherei entbehren kann, daran anschließend den systematischen Sachkatalog, ferner den Stichwortkatalog, die sich gegenseitig einigermassen ersetzen können, kurz auch den Druckkatalog, die Kataloge für jugendliche Leser, das Standregister oder den Präsenzkatalog. Heidenhain orientiert ferner über die Bücherauswahl. Der Ankauf der Bücher muß den Wünschen der Leser im allgemeinen entgegen kommen. Er weist darauf hin, daß die Bücherei stets auf dem Laufenden gehalten werden muß, daß nach einem Jahrzehnt bereits viele Bücher als veraltet zur Ausscheidung gelangen müssen.

Von andern Büchereiarbeiten erwähnt Heidenhain noch die Buchbinderei, das Lager für Schreibgerät und Betriebsformulare, das Rechnungswesen, die Schreibarbeiten, Registraturen u. a. Zum Schluß behandelt er den Pflichtenkreis des höheren und niederen Personals, die Ausbildung der Büchereibeamten, ferner Ehrenämter und Kuratorien.

Aus dem ungemein reichhaltigen Inhalt dieser Sammelschrift ergibt sich ohne weiteres, daß wir hier eines der wichtigsten Bücher vor uns haben, das in keiner Bücherei fehlen sollte. Die Bestrebungen der neuen Richtung können trotz der Schrift Hofmanns: „Buch und Volk und die volkstümliche Bücherei“ und trotz der Entgegnungen im Volksbildungsarchiv Bd 5 S. 100 ff. meiner Ansicht nach nicht aufrecht erhalten werden; denn die Bücherei hat soziale Pflichten und zwar gegenüber dem gesamten Volke zu erfüllen, keine literarisch-ästhetischen; sie hat Schriftsteller zweiten und dritten Grads in ihren Bücherbestand aufzunehmen, abgesehen von der Schund- und Karl May-Literatur, endlich den direkten Verkehr zwischen Bücherei und Leser zu pflegen, und zwar als deren Berater, nicht als deren Erzieher. — Müge die Beendigung des Weltkrieges auch das Ende der bibliothekarischen Fehde zwischen alter und neuer Richtung sein zum Segen der deutschen Büchereien!

Rudolf Reyelt †.

Rndolf Reyelt, geboren am 17. März 1883 in Bergen bei Celle, studierte, nachdem er drei Jahre im Bankfach tätig gewesen, von 1905 ab neuere Sprachen, promovierte 1911 in Göttingen und bestand 1912 die Oberlehrerprüfung. Am 2. Mai 1912 trat er an der Stadtbücherei Elberfeld in den Bibliotheksberuf ein. Vom 1. April bis Ende November 1913 als Hilfsarbeiter an der Kaiser Wilhelm-Bibliothek in Posen tätig, wurde er zum 1. Dezember desselben Jahres Stadtbibliothekar in Hagen i. W. und vermählte sich bald darauf mit einer Fachgenossin.

Am 26. Juli 1916 einberufen, rückte er nach kurzer Ausbildungszeit ins Feld und ist am 14. Dezember vor Verdun am Pfefferrücken fürs Vaterland gefallen.

Noch nicht drei Jahre hat seine Tätigkeit in Hagen umfaßt, aber Jahre fruchtreichsten Wirkens. Er fand vor eine Volksbibliothek alten Stils. Die Bücher, die, weil minderwertig oder zerschmutzt, er ausscheiden und einstampfen lassen mußte, wogen — und zwar allein der erste Schub — ohne Deckel über dreißig Zentner! Die Lesehalle wurde von Lichtscheuen aufgesucht als Unterschlupf, die Entleiher waren nicht an Ordnung und Sauberkeit gewöhnt, das Personal ohne fachliche Ausbildung.

Eine solche typische Volksbibliothek alten Stils in eine moderne Bücherhalle umzuschaffen, ist eine der schwierigsten und (nicht nach außen, aber für ihn selbst) dankbarsten Aufgaben, die dem Bibliothekar gestellt sein können. Es war Reyelt vergönnt, sie zu lösen.

Als er sein Amt antrat, war der Plan eines Neubaus bereits gefaßt, eines Neubaus in bester Verkehrslage. Reyelt konnte mit dem Architekten Stadtbaurat Figge die Pläne sichten; seine Vorschläge fanden Beifall. Ueber den Neubau hat Reyelt selbst in diesen Blättern (1916, März-April-Nr.) eingehend berichtet. Wie ich aus eigener Anschauung bestätigen kann, ist der Bau nicht nur zweckmäßig, er zeugt auch in allen Teilen von einem gepflegten Geschmack, der der Kunststadt Hagen, der Stadt Karl Ernst Osthaus', dem Architekten und dem Bibliothekar Ehre macht.

Reyelt hatte den brauchbaren Rest des Bestandes neu zu katalogisieren; das Personal war gänzlich ungeschult, ausgebildete Hilfskräfte von auswärts zu holen gestatteten die Verhältnisse nicht, die vorhandenen mußten in mühevoller Arbeit angelernt werden. Auch diese Schwierigkeiten hat er überwunden; dem im Frühjahr 1915 erschienenen 268 Seiten starken schmucken Katalog des gänzlich erneuten Bestandes sieht man sie nicht an; er enthält einen — wenn man über das hohe Niveau der Schönen Literatur nicht streitet — vortrefflich ausgewählten Bestand, ist nach den besten Vorbildern angeordnet und bringt zahlreiche charakterisierende Notizen.

Reyelt hat auch die 5 Zweigstellen — meist in Vororten — neu eingerichtet; die in Altenhagen ist zu einer kleinen Musterbücherei geworden; die in Wehringhausen und Eilpe sind auch in ihrem Bestand gänzlich erneuert; ein kleiner für beide gültiger Katalog (39 S.) ist 1915 herausgegeben. Zwei andere Zweigstellen wurden in bloße Ausgabestellen der Hauptbücherei umgewandelt.

Der Erfolg der Neugestaltungen hat sich schon im Kriege gezeigt: die 14 000 Bände der Hauptbücherei und der Nebenstellen haben im Jahre 1915/16 96 451 Entlehnungen gebracht, gegen 67 888 des Vorjahrs. Und daß diese Ziffern nicht bloß Masse bedeuten, sondern auch Qualität, dafür zeugt der Katalog, dazu haben auch die zwei Listen beigetragen: Jungmädchenbücher (1915, 16 S., von Hanna Reyelt, der Gattin des Verstorbenen) und Jungmännerbücher (1916, 12 S., von Reyelt selbst). Ein trefflicher Kriegskatalog (16 S.) kam November 1916 heraus, als Reyelt schon draußen war. Viele schöne Pläne, vor allem solche der Jugendpflege, sind mit ihm begraben.

Was Reyelt — manchmal gegen schwere Hemmungen — in Hagen geschaffen hat, ist in hohem Maße wert des oft mißbrauchten Namens: Kulturwerk. Möchten Stadt und Bürger dem Werkmann dankbar und seiner Schöpfung würdig sein.

C. Nürrenberg.

Bekanntmachung
betreffend die Diplomprüfung für den mittleren
Bibliotheksdienst usw.

Die nächste Prüfung findet Montag den 1. Oktober 1917 und an den folgenden Tagen in der Königlichen Bibliothek zu Berlin statt.

Gesuche um Zulassung sind nebst den erforderlichen Papieren (Ministerialerlaß vom 24. März 1916 § 5) spätestens am 3. Sept. 1917 dem unterzeichneten Vorsitzenden der Prüfungskommission, Berlin NW 7, Unter den Linden 38 einzureichen. In den Gesuchen ist auch anzugeben, auf welcher Art oder welchen Arten von Schreibmaschinen der Bewerber eingeübt ist.

Die Prüfung erfolgt nach dem Ministerialerlaß vom 24. März 1916, doch werden auch solche Bewerber zugelassen, die den Bedingungen in § 4 des Erlasses vom 10. August 1909 genügen.

Berlin, den 14. Mai 1917.

Der Vorsitzende der Prüfungskommission.

Paalzow.

Berichte über Bibliotheken einzelner Städte.

Volksbücherei und Lesehalle der Stadt Aussig im Jahre 1916. Zu den Lichtseiten des Krieges gehört die auffallende Steigerung in der Benützung der Bildungsmittel, wie sie vor allem die öffentlichen Büchereien und Lesehallen bieten. Mögen die Gründe der gesteigerten Inanspruchnahme welche immer sein: die Tatsache besteht und läßt sich ziffermäßig greifbar deutlich zum Ausdruck bringen. Die Abschlußziffern für das Jahr 1916 lauten für die Aussiger Volksbücherei und Lesehalle wie folgt: Die Zahl der Bücherentlehner, die am Schluß des Jahres 1915 schon 12478 betragen hatte, hat sich auf 13931 im Jahre 1916 gehoben, somit um mehr als 120 im Monat. Mit der also gewachsenen Leserzahl ist auch die Zahl der entlehnten Bände wieder um ein Bedeutendes gestiegen: 130 994 Bänden des Jahres 1915 stehen gegenüber 163 500 Bände im Berichtjahre — Ziffern, welche zu erreichen wohl wenigen ähnlichen Anstalten beschieden war. Der Hundertsatz der streng wissenschaftlichen Werke darunter betrug fast 12, die Mehrzahl der entlehnten Werke war selbstverständlich Kriegsliteratur. Der Bücherbestand der Anstalt betrug mit dem Ende des Jahres 1916 über 14000 Werke mit etwa 16000 Bänden. Daß die Zahl der Lesehallebesucher mit jedem Kriegsjahr zurückgeht, ist zu selbstverständlich, als daß es einer Erklärung bedürfte; immerhin waren die prachtvollen Leseräume der Aussiger Anstalt von rund 74000 Lesern besucht, darunter zahlreiche Feldgraue, deren viele auch zu den eifrigsten Benützern der Bücherei zählen. Die Anstalt wird gerade ihnen oft zur wahren Wohltäterin, deren sie sich im Felde und später wohl auch in der Heimat gern und dankbar erinnern werden. — Recht rege war im verflossenen Jahre auch die Benützung der Säle, meist zu künstlerisch hochwertigen Veranstaltungen im Dienste der Kriegsfürsorge; auch die Ausstellungsräume beherbergten eine stark besuchte Ausstellung für diesen Zweck. Die mit der Anstalt verbundene Patentschriftenausgestellte wurde 58mal in Anspruch genommen. — Als besonderer Festtag des Hauses sei der 4. Juli festgehalten, an welchem Tage anlässlich eines Besuches der Stadt Aussig seine Exzellenz Herr Statthalter Graf Max Coudenhove auch

die Anstalt einer eingehenden Besichtigung unterzog und sich in Worten höchsten Lobes über das Gesehene äußerte. Der Hauptteil der festlichen Veranstaltungen aus diesem Anlasse fand im großen Saale statt, der sich gerade an diesem Tage wieder als der „Festraum“ Aussigs erwies, als der er schon beim Baue gedacht worden war. — So scheint es, als ob der Krieg die Anstalt nur im günstigen Sinne beeinflusse; daß aber das Auskommen mit den eher verminderten als dem Bedürfnis entsprechend vermehrten Mitteln zu finden nachgerade eine Kunst wird, mag doch erwähnt werden. Es gilt eben auch hier: Durchhalten! Und den größeren Aufgaben, welche der Volksbildung nach dem Kriege erstehen, wird die Aussiger Anstalt sicherlich gewachsen sein.

Prof. Joh. Martin.

Nach dem Bericht der Berliner städtischen Bibliothek stieg der Bücherbestand der 28 Volksbibliotheken auf 235 653 Bände. Ausgeliehen wurden diesmal 1531 211 Bände oder 65 375 mehr als im Vorjahr. Am stärksten benutzt wurden die Büchereien in der Ravenestraße und in der Sonnenburgerstraße, aus denen 152 819 und 130 899 Bände entliehen wurden. Gesunken ist die Zahl der Besucher der 13 mit Volksbibliotheken verbundenen Lesehallen von 148 922 Personen im Vorjahr auf 122 638. Von diesen waren 107 947 Männer und 14 691 Frauen. — Mit der Gründung von Kinderlesehallen hat die Stadt bekanntlich erst vor einigen Jahren begonnen. 1915/16 kamen zwei neue hinzu, so daß man die Zahl vier erreichte. Der Besuch war äußerst rege, auch in den zwei neuen, und zwar vom ersten Tage an. Die Benutzerzahl belief sich auf 80 525 Knaben und 41 292 Mädchen, im Ganzen also auf 121 817 Kinder. Dem Berichte nach stammten die Kinder zum größten teil aus den ärmsten Kreisen. Sehr bald gewöhnten sie sich an die für eine Lesehalle erforderliche Ordnung, Ruhe und Sauberkeit. „Es ist eine Freude, sie in diesen behaglichen, hellen Räumen, die mit Bildern und Blumen geschmückt sind, mit Bilder- und Lesebüchern, die jeder Altersstufe angepaßt sind, beschäftigt zu sehen.“ In jedem Stadtteil wäre eine solche Anstalt zu wünschen, die den Eltern manche Sorge abnehmen würde. Diesem Wunsche können sich die „Blätter“ nur anschließen, es müßte die Pflicht jeder großen Stadtverwaltung sein, gerade in dieser Hinsicht möglichstes Entgegenkommen zu üben.

Der „Verein für Volksbildung Mannheim“ berichtet über das Verwaltungsjahr 1916/17 der dortigen Bernhard Kahn-Lesehalle, daß an 113 Abenden 38 952 Bücher verliehen wurden, und daß 1125 Leser neu hinzukamen. Bei dem strengen Winter empfand man den Aufenthalt in der Lesehalle als außerordentlich angenehm. „Besonders die Zahl der dort ihre freie Zeit zubringenden Kinder wuchs wiederum und erreichte die Zahl 20 847.“ Das Verhalten der Kinder war nur zu loben und zeugte von der wohlthuenden erzieherischen Wirkung der Lesezimmer. Die Kassenverhältnisse konnten durch Zuschüsse der Stadt, die Beiträge der Mitglieder und durch einen Zuschuß von Herrn Georg Kahn zu New-York im Gleichgewicht erhalten werden.

Aus dem handschriftlichen Jahresbericht der städtischen Bücherei Neumünster, der von Herrn Prof. Dr. Schnoor abgefaßt ist, ersieht man, daß im Kalenderjahr 1916 die Bibliothek einen neuen Aufschwung genommen hat. Die Zahl der entliehenen Bände stieg von 45 552 im Vorjahr auf 55 246, und ebenso wurden diesmal 1029 Leser eingetragen gegen 905 in 1915. Wie sich während des Krieges von selbst versteht, gehörte der Zuwachs überwiegend dem weiblichen Geschlecht an. Die Verwaltung war darauf bedacht, dem Publikum eine Auswahl der besten Kriegsliteratur darzubieten, die bei den Lesern großes Interesse fand. Während des Berichtsjahrs wuchs der Gesamtbücherbestand auf 22 833 katalogisierte Bände, davon waren 19 725 „erstmalige Bände“ und 3081 „Dubletten“. Es kamen auf

Schöne Literatur 11432 Bände oder 50%, auf Zeitschriften 2808 oder 12% und auf Belehrende Literatur 8593 oder 37%. Der Bericht klagt über die hohen Aufwendungen für Reparaturen der Bücher oder Ersatz völlig zerlesener Exemplare, sieht darin aber mit vollem Recht die natürliche Folge steigender Entwicklung. Seit der Eröffnung der Bücherhalle am 31. Oktober 1875 beläuft sich in Gesamtzahl der ausgeliehenen Bände auf 726263.

Der handschriftliche Jahresbericht der Volksbücherei und Lesehalle zu Spandau für 1916 teilt mit, daß trotz des Krieges diesmal Höchstzahlen in der Ausnutzung erreicht seien, zu denen leider der Bücherzuwachs in keinem Verhältnis mehr steht. Hinzukamen nur 247 Bände, von denen außerdem 71 gekauft, alle anderen geschenkt waren. Hiermit wurde ein Bestand von 3962 Bänden erreicht, wohingegen die Zahl der Ausleihungen sich auf 39073 stellte. Das bedeutet gegen das Vorjahr ein Mehr von 9009 Bänden. Von der Gesamtziffer kamen 5007 Bände auf die verschiedenen Gruppen der Belehrenden und 34066 auf die Schöne Literatur einschließlich der vorwiegend unterhaltenden Zeitschriften. Die Zahl der Benutzer belief sich auf 1762 Personen oder auf 344 mehr als 1915; davon waren 53% männliche und 47% weibliche Leser. Die Lesehalle wies 2330 oder 804 Besucher mehr als im Vorjahr auf. Bei den durch die stärkere Frequenz erhöhten Kosten ist es dem Verein, der die Lesehalle bisher unterhalten hat, kaum noch möglich, für das Notwendige aufzukommen; es ist zu hoffen, daß die Stadt im Laufe der Zeit sie in ihre Verwaltung nimmt.

Sonstige Mitteilungen.

Herr Generalfeldmarschall von Hindenburg begrüßt den für die Zeit vom 24. Juni bis zum 24. Juli vorgesehenen Opfertag zur Versorgung des Heeres und der Marine mit Lesestoff mit großer Genugtuung und hat sich bereit erklärt, den Ehrenvorsitz zu übernehmen. Der Aufruf lautet: Unsere deutschen Brüder stehen zum letzten entscheidenden Schlage ausholend am Ende des dritten Kriegsjahres im Felde. Das Siegfriedschwert in der Faust darf nicht zucken, wenn es gilt, heimtückische Feinde vom heimatlichen Boden fernzuhalten. Nur stahlharter Wille, getragen von siegesfroher Zuversicht, vermag diese Riesenarbeit zu leisten. Der Daheimgebliebenen Pflicht ist es, dazu beizutragen, daß der Geist unserer Truppen in langer ermüdender Kriegsarbeit frisch bleibe. Bücher sind Freunde und bedeuten für unser Heer eine geistige Macht. Das Buch, das im Schützengraben oder im Lazarett gelesen wird, ist mehr als ein bloßes Mittel zur Unterhaltung und Zeitverkürzung: es schlägt Brücken zu der Welt, die zurzeit für den Soldaten nicht da ist, die aber das Ziel seiner Sehnsucht ist. In Erzählung und Belehrung, in Scherz und Ernst will das Buch die Herzen erquickern, die trüben Gedanken verschreiben, Schützengrabeneinsamkeit und Lazaretttrübe verschönen. So sind Bücher Waffen, die den Mut stärken, und Mut ist Sieg. — Viele Millionen Bücher sind hinausgesandt, aber tausendfach tönt uns der Ruf nach Lesestoff von den höchsten Kommandostellen bis zum schlichten Soldaten entgegen. Für die Millionenheere sind Millionen Bücher erforderlich. Darum bitten wir um Geldbeiträge zu einer Deutschen Volksspende für Lesestoff in den Schützengraben, für Kriegsschiffe und Lazarette. Sind doch Bücher fast die einzige Gabe, die heimatliche Liebe jetzt noch spenden kann. — Helft uns, daß wir schöpfen können aus dem Born, der im Volk der Dichter und Denker aus den Tiefen des deutschen Gemütes quillt. Gebt alle und reichlich für die Tapferen, Treuen, die mit Blut und Eisen uns und das Unsrige, Volk und Vaterland verteidigen.

Opfertag für Kriegsbüchereien.

Berlin W., Lützowstr. 98/99.

Zu der Frage, was verlangen die Feldgrauen zu lesen? nimmt in der „Kölnischen Volkszeitung“ Nr. 405 vom 24. Mai 1917 ein Offizier das Wort, der an der Ostfront gute Gelegenheit hatte, die Feldbuchhandlungen und ihren Betrieb kennen zu lernen. Nach seinen Erfahrungen wächst mehr und mehr der Absatz großer und sogar teurer Werke, besonders auch gebundener Bücher. Diese finden leicht Abnehmer. „Zum Beispiel werden die großen Werke von Stegemann, Graf Reventlow, Fürst Bülow usw. zu Hunderten in den Feldbuchhandlungen verkauft und zwar nicht nur an Offiziere. Auch werden, wie ich bei Leitern solcher Buchhandlungen häufig feststellte, von den Leuten gebundene Bücher geradezu verlangt, viel mehr als ihnen die Monopolpächter, denen die Feldbuchhandlungen unterstehen, liefern. Der Grund liegt einfach darin, daß ungebundene Sachen viel rascher zerlesen sind. Mit Broschüren, auch sog. aktueller Natur, ist auffallender Weise wenig zu machen, erst recht nicht, wenn sie irgendwie Bezug auf den Krieg haben. Davon wollen die Leute nichts lesen; sie erleben selber Krieg genug.“ Der Verfasser schließt mit der Aufforderung, vor allem ernste, aber nicht zu schwere wissenschaftliche Bücher an die Fronten zu schicken.

In Erinnerung an seinen Vater, Herrn Kommerzienrat Jacobi in Straßburg, hat dessen Sohn, Herr Dr. Hugo Jacobi, der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung eine Stiftung von 1000 M. gemacht, aus deren Zinsen jährlich ländlichen Büchereien unentgeltlich gute Schriften überwiesen werden sollen.

Nach „For Folkeoplysning“ Jg 1, S 200 wurden im Jahre I/VII 1915 — 30/VI 1916 von 56 norwegischen Volksbibliotheken, über die bestimmte Angaben vorliegen, insgesamt 1533 729 Bände ausgeliehen. Die Statistik des Vorjahres wies eine Ausleihe von 1392 287 Bänden durch 50 Bibliotheken auf. Durchschnittlich wurden im Laufe des Jahres 2,18 Bände auf die Kopffzahl der Einwohner in den 56 Orten berechnet ausgeliehen. Im Jahre 1914—15 betrug diese Durchschnittszahl 2,12.

Hamburgs Aufwendungen für seine Bücherhallen i. J. 1915. Die Unterhaltung Öffentlicher Bücherhallen ist jetzt als eine der Aufgaben der Kommunalverwaltung anerkannt; nur ist man sich noch nicht klar darüber, wie bedeutende Mittel dazu erforderlich sind. — Hamburg gewährte im Jahre 1915 für seine Bücherhallen eine Jahresunterstützung von 150 000 M. Zu einer im selben Jahr eröffneten Filiale gab es 25 000 M. für die Einrichtung und den Bauplatz für das Haus, dessen Bauumme von 40 000 M. ein Privatmann geschenkt hatte. Für die meistbenutzte Filiale überließ der Staat der Bücherhalle einen sehr günstig gelegenen Neubau im Wert von 156 000 M. zur Benutzung. Ferner wurden Räume von rund 200 qm Grundfläche für eine weitere Ausgabestelle, für deren Einrichtung Privatleute 13 500 M. gesammelt hatten, unter demselben Dach mit einer staatlichen Badeanstalt fertig gestellt; des Krieges wegen mußte aber die Einrichtung verschoben werden. (Der Staat hat schon in früheren Jahren zwei andere große Filialen bei Gelegenheit des Baues von Badeanstalten untergebracht.) In dem einzigen Jahr 1915 hat also die Hamburger Regierung der Bücherhalle 175 000 M. und ein Gebäude von 156 000 M. Wert, außerdem den Bauplatz für eine neue Filiale und die Räume für eine weitere zur Verfügung gestellt, wozu 55 500 M. private Schenkungen kamen. Der Staat hatte der Bücherhalle schon bei der Eröffnung 1899 ein Gebäude überwiesen, und als 10 Jahre später eine Stiftung für einen Neubau 165 000 M. gewährte, schenkte er den Platz dafür. Für das Jahr 1916 war der Staatszuschuß wegen der ungeheuren Last, die der Krieg gerade Hamburg auferlegt, um 25 000 M. herabgesetzt, aber diese Summe wurde schon für 1917 wieder eingesetzt, da ein Rückgang des Betriebes drohte. Der Staat gewährt außerdem jährlich 2000 M. für Kinderlesezimmer und je 1500 M. für die Bücherhallen in Cuxhaven und Bergedorf.

— Man nimmt es also in Hamburg mit den Bücherhallen ernst. In Deutschland sind wir noch weit davon entfernt, einen Teil der städtischen Einkünfte für Bücherhallen festzulegen, wie man in England eine penny in the pound-Steuer hat, d. h. $\frac{1}{240}$ tel der städtischen Steuererträge auf die öffentlichen Bibliotheken verwendet; was man in Amerika dafür ausgibt, dafür kann die Chicago Public Library mit 1600000 M. jährlichen städtischen Einkünften als Beispiel dienen. Eine Uebersicht über die deutschen Bücherhallen und die Aufwendungen dafür findet man im Statistischen Jahrbuch der deutschen Städte 1914. Abteilung XXIV auf Grund der Berichte für 1911 und 1912. — Möchte doch dieser kurze Hinweis dazu beitragen, daß andere Kommunalverwaltungen die Bedeutung der öffentlichen Bücherhallen als Aufgabe der städtischen Fürsorge durch Gewährung entsprechender Mittel zum Ausdruck brächten, wie es Hamburg tut.

O. Plate.

Berichtigung. Auf Seite 1 von Jahrgang 18 der „Blätter“ hatte ich bemängelt, daß Lüdicke und Pieth in ihren „Grundlagen“ anstatt der Ergänzung der Titel der Schönen Literatur vielmehr deren Kürzung empfehlen. Ersterer hat mich brieflich darauf hingewiesen, daß dies nur vom alphabetischen Katalog für den Innendienst gesagt sei, nicht von den Druckkatalogtiteln, die er gleichfalls erweitern würde. Ich habe allerdings erst nach diesem Hinweis bemerkt, daß nur vom ersteren die Rede ist und daß den „Grundlagen“ noch ein weiterer Teil folgen soll; letzteres ist nämlich nicht aus dem Titel und dem Inhaltsverzeichnis, sondern nur aus dem Vorwort ersichtlich. Freilich halte ich zwei verschiedene Karten, eine gekürzte für den Verfasserkatalog und eine für den Druckkatalog, der doch eine handschriftliche Grundlage haben muß, in der Schönen Literatur für überflüssig, wo doch der Druckkatalog ebenfalls die Titel alphabetisch bringt; ich habe dies schon auf S. 2 meines Aufsatzes ausgeführt und komme darauf nochmals in einem in den „Blättern“ erscheinenden Artikel mit dem Titel „Bandkataloge oder Zettelkataloge“ zurück. — In beiden Aufsätzen versuche ich auch die in den „Grundlagen“ geforderte Eintragung in Standortlisten als unnötig nachzuweisen, so lange man nur mit Hilfe springender, eventuell dezimaler Numerierung die Signaturen mit dem Verfasseralphabet parallel laufen läßt; dann dient der Verfasserkatalog zugleich als Standortliste. Auch die vierte sonst übliche Eintragung, zeitlich die erste, nämlich die ins Zugangsbuch erkläre ich in dem neuen Aufsatz wenigstens für die gekauften Bücher für überflüssig und nur gebräuchlich, weil unsere Bücherhallen sich von dem Vorbild der wissenschaftlichen Bibliotheken noch nicht genügend frei gemacht haben. Nur für den Buchkartenapparat auf dem Ausgabeschalter ist noch eine zweite Verfasserkarte erforderlich; beim Indikator kommt auch diese in Wegfall, ebenso wie die provisorische Karte, welche sonst bis zur Neuausgabe des Druckkatalogs für das Publikum zu schreiben ist. Es bleiben also dann nur eine einzige, ausführliche Verfasserkarte für das Büro, die zugleich für den Druckkatalog benutzt wird, Karte des Buchkartenapparats der Ausleihe und die Titeltatalkarte, die den Lesern den Verfasser eines ihnen nur dem Titel nach bekannten Buches nachweist.

O. Plate.

Zeitschriftenschau usw.

In Nr. 41—47 und 95 des „Börsenblattes für den Deutschen Buchhandel“ gibt Ad. Bartels eine Uebersicht über die Lebenden Werte in der älteren deutschen Literatur, auf die man die Leiter aller Bildungsbibliotheken in dieser ersten Zeit der Selbstbesinnung auf die heimische Art besonders hinweisen möchte. Denn die Kenntnis des eigenen Volkstums erwirbt man sich, so macht er mit Recht geltend, aus Geschichte und Literatur; im besonderen die Literatur ist da wichtig, da sie sozusagen

unmittelbarer Niederschlag des Volkstums nicht schon ‚Konstruktion‘, wie alle Geschichtswissenschaft ist. Gerade weil unsere Schöne Literatur nicht mehr über die der anderen Völker hervorrage, da sie sich selber untreu und in den Geist des Mammonismus und der Sensationssucht verfallen sei, müßten wir wieder Leistungen erstreben, die aus unserer Natur herausgeboren werden und oben deswegen unvergänglich seien. Diese Uebersicht des noch lebenden älteren Literaturguts geht zugleich auf die modernen Ausgaben und Sammlungen ein, die den einen oder den anderen Autor oder doch eine Auswahl seiner Werke dem Publikum von heute bequem zugänglich machen. In manchen Fällen stellt Bartels mit Bedauern fest, daß es trotz der zahlreichen mit einander wetteifernden Unternehmungen (es seien nur die Namen Reclam, Hendel, die Styria und die deutsch-österreichische Klassikerbibliothek genannt) kaum möglich sei, des betreffenden gehaltvollen Werks habhaft zu werden. Seine Grenzen zieht er verhältnismäßig weit, so daß selbst die größeren Bildungsbibliotheken nicht alle von ihm namhaft gemachten Schätze aufzuweisen haben werden. Andererseits würde es nicht schwer sein, manchen Nachtrag zu seiner Uebersicht zu liefern. Wie dem aber auch sei, die „Blätter“ begrüßen diesen Versuch, indem sie an ältere Musterlisten erinnern (Jahrg. 6 S. 1 ff.) und an frühere Bemühungen, auf breiterer Grundlage eine Auswahl des Besten herzustellen, die leider ohne Ergebnis geblieben sind. Es wäre zu wünschen, daß Bartels seine Aufsatzreihe, die ihm zahlreiche ergänzende und berichtigende briefliche Äußerungen eingetragen hat, in Buchform wollte erscheinen lassen.

Unter der Ueberschrift „Ein Wort über Blindenbücher“ spricht sich Museumsdirektor Prof. Dr. Schramm-Leipzig über eine Angelegenheit von größter Wichtigkeit aus. Im früheren Gutenberg-Keller im Buchhändlerhaus zu Leipzig walte heute Marie Lomnitz-Klamroth, die Leiterin der deutschen Zentralbibliothek für Blinde. Dickleibige Bücher füllen die zahlreichen Regale. Blinde der verschiedensten Berufe, darunter manche Kriegsblinde, sitzen im Lesesaal und lesen die Zeitung oder dies oder jenes Buch. Auch in der Bücherausgabe, in der Werke nach Hause verliehen oder zum Versand verpackt werden, herrscht reges Leben. Die Druckerei arbeitet an den neuesten Werken in Blindenschrift. Auch in der Musikalienabteilung mehren sich die Bestände. „Gute, einwandfreie Bücher, darauf kommt es an, wenn man den Blinden wirklich den Segen des Lesens von Literatur der verschiedensten Art zuteil werden lassen will. Was wird auf diesem Gebiet nicht alles gesündigt!“ Der wohlmeinende Dilettantismus sei vielfach der Aufgabe der Sache nicht gewachsen. „Der Blinde muß auch von den in Braille-Schrift hergestellten Werken den Eindruck haben, daß der Verleger alles getan hat, um ein einwandfreies Buch dem Publikum zu bieten, daß es dem Verfasser in jeder Beziehung mit seinem Buch Ernst gewesen ist. Inhaltlich bis aufs kleinste genau und unmißverständlich muß das Buch auch in Blindenschrift vorliegen, ja selbst die Aesthetik des Buches darf nicht außer acht gelassen werden. Wenn manche Verleger, manche Verfasser wüßten, wie ihre Bücher in Blindenschrift voller Unstimmigkeiten, ja Widersinnigkeiten wiedergegeben sind, sie würden ihre Erlaubnis nun und nimmer geben.“ Der Verfasser geht dann auf die Schwierigkeiten der Herstellung von Blindenbüchern näher ein. Ueberall ist größte Exaktheit erforderlich, ferner wirklich brauchbares Papier, richtige Anordnung des Titels und des Satzbildes usw. Dafür habe grade Marie Lomnitz-Klamroth in jahrelanger Praxis das richtige System gefunden und in einer schmucken Broschüre veröffentlicht: „Anleitung für handschriftliche Uebertragungen in Punkschrift.“ Der Verfasser fordert auch hier eingehende Fachkenntnis und bricht in die Worte aus: „Fort mit aller Wohltätigkeitsduselei auch auf diesem Gebiet! Man schafft auch hier Kulturwerte! Verfasser wie Verleger Sorge in Zukunft mit dafür, daß nur noch Brauchbares herausgegeben wird!“

Börsenbl. für den Deutschen Buchhandel 1917 Nr. 131.

Neue Eingänge bei der Schriftleitung.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingehender, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen.

Bannerträger für Deutschtum und Vaterland. Leipzig, Hesse u. Becker. Jeder Bd. geb. 2 M.

Von dieser vorzüglichen Sammlung, die mit einer Biographie des eisernen Kanzlers eröffnet wurde, liegen jetzt zwei weitere Bände vor. In dem zweiten behandelt H. S. Rehm das Leben des Feldmarschalls von Moltke (168 S.) und im dritten — etwas ausführlicher — Gust. Koepfer das Alfreds Krupp (240 S.). Beide Autoren schreiben klar und volkstümlich, zahlreiche Bildbeigaben bieten das Porträt dieser beiden wirklichen nationalen Bannerträger dar und Erinnerungsbilder an Stätten ihrer Wirksamkeit. Der Preis ist im Verhältnis zu der gediegenen Ausstattung und dem Umfang überaus bescheiden, so daß auch kleinere Volksbibliotheken ihren Lesern diese Schriften zugänglich machen werden.

Fendrich, Anton, Der Stellungskrieg bis zur Frühlingsschlacht (1915) in Flandern. Mit Titelbild, Kopfleisten und Kartenskizzen. 6.—10. Tausend. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung, 1916. (76 S.) 1 M.

Die Vorzüge der Kriegsschriften des Verfassers, die Anschaulichkeit der Darstellung und die volkstümliche Darstellung wurden wiederholt in den „Blättern“ gewürdigt und treten auch in diesem dritten Halbband seines Werkes „Gegen Frankreich und Albion“ hervor. Ueber die Wintergefechte im Oberelsaß, über die Schlacht um Soissons und über die großen Kampfhandlungen in Flandern und an der Maas erhalten wir Aufschlüsse.

Fleischmann, Peter Ritter v., Ferdinand I. König der Bulgaren. Aufl. 2. Leipzig, Hesse & Becker, 1916. (124 S.) 1 M.

Nach persönlichen Erinnerungen schildert der Verfasser den König der Bulgaren, seine Familie, sein Volk und sein Land in kräftigen Strichen. Als Erzieher und späterer Berater hat er eine überaus günstige Meinung von dem Charakter des Fürsten gewonnen, der mit großer Umsicht sein Volk von fremden Einflüssen freigemacht und seiner geschichtlichen Mission entgegengeführt hat.

Floericke, Kurt, Gegen die Moskowiter. Halbband 2: Das Ringen um Galizien; Halbband 3: Gegen Lodz und Warschan. Stuttgart, Franckhsche Buchhandlung, 1916. (95 u. 83 S.) Je 1 M.

Nachdem der Verfasser im ersten Halbband die Masurenschlachten behandelt, schildert er nunmehr das „Ringen um Galizien“ oder, wie man Angesichts der großen Brussilowschen Offensive richtiger sagen würde, die erste große Phase dieses denkwürdigen Kampfes. Der dritte Teil dieses flott geschriebenen Werks enthält folgende Kapitel, aus denen man auf den Inhalt zurückzuschließen mag: Der erste Vormarsch auf Warschau und der meisterhafte Rückzug; die Dampfwalze bleibt stecken; eine strategische Ueber raschung; der Uebergang zum Stellungskrieg; die Schlacht bei Augustowo. Zahlreiche Kartenskizzen sind dem Leser jedenfalls willkommen.

Matthias, Adolf, Wie werden wir Kinder des Glücks? 4. vermehrte Aufl. München, C. H. Beck'sche Buchhandlung, 1916. (256 S.) Geb. 4 M.

Die Erfahrungen oder vielleicht richtiger gesagt die Stimmungen des Weltkriegs haben den Verfasser des vorliegenden bekannten Buches veranlaßt, seine Gedanken nochmal nachzuprüfen und hier und da einiges hinzuzufügen. Wenn aber die Kleinmütigkeit, was aber doch nur selten der Fall war, an den Vater Benjamins, der dieses Werk seinen drei Söhnen gewidmet hat, heranreten wollte, dann erinnerte er sich wohl an das alte Kernlied des großen schwedischen Kriegshelden und Bekenners: Verzage nicht, du Häuflein klein.

E. K.

Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner. Jeder Band geb. 1,25 M.

Von dieser ausgezeichneten Sammlung liegen diesmal in neuen Auflagen oder neuerschiedenen vor: Bd. 32: H. Sachs, Bau und Tätigkeit des menschlichen Körpers. Aufl. 4; Bd. 74: Theob. Ziegler, Schiller. Aufl. 3; Bd. 522: W. J. Ruttmann, Berufswahl, Begabung und Arbeitsleistung in ihren gegenseitigen Beziehungen; Bd 547: R. F. Kaindl, Polen. Mit einem geschichtlichen Ueberblick über die polnisch-ruthenische Frage; Bd. 561: Kulturgeschichte des Krieges von K. Weule, E. Bette, B. Schmeidler, A. Doren, P. Herre.

Unsere Nordfront. Episoden aus den Kämpfen der österreichisch-ungarischen Armee im Weltkrieg 1914/16. Herausg. vom k. und k. Kriegsarchiv, redig. von Oberst A. Veltzé. Wien, Manzsche Verlags-handlung, 1916. (264 S.) 4,70 K., geb. 6,20 K.

Auch diesmal hat der verdiente Herausgeber sich die Hilfe hervorragender Mitarbeiter zu sichern gewußt, deren Namen alle auf dem Titelblatt genannt werden. Auch die Illustrierung des vorliegenden prächtigen Werks, das mit 11 farbigen und 5 schwarzen Bildern nach Originalen geschmückt ist, und ebenso der Buchschmuck verrät feines Kunstverständnis. Wegen der lebendigen Darstellung in diesen kleinen Lesestücken eignet sich das Buch trefflich für Volksbibliotheken auch im deutschen Reich, wo man sich gern über die Armee unserer treuen Bundesgenossen und ihr Leben und Treiben auf der Etappe und vor dem Feinde wird unterrichten wollen. Der Preis ist im Verhältnis zu der vornehmen Ausstattung überaus bescheiden. E. K.

Perthes, Kleine Völker- und Länderkunde zum Gebrauch im praktischen Leben. Bd. 1: Jul. Pokorny, Irland; Bd. 2: Otto Freiherr v. Dungen, Rumänien. Gotha, Friedr. A. Perthes, 1916. (167 u. 159 S.) Jeder Bd geb. 3 M.

Das vorliegende Unternehmen möchte der „friedlichen Durchdringung fremder Länder“ vorarbeiten; es sollen daher nicht Zahlen und Tatsachen angehäuft werden, es ist vielmehr die Aufgabe, die Eigenart eines jeden Volkes aus seiner Geschichte und seinen Schicksalen zu erklären. Die beiden ersten Bände zeigen praktisch, daß dieses Ziel sich sehr wohl erreichen läßt. Pokorny, als Kenner der keltischen Philologie, gibt eine gehaltvolle Geschichte der grünen Insel mit besonderer Berücksichtigung der irischen Bewegung. Etwas mehr auf das Land und seine Beschaffenheit geht der Verfasser des zweiten Bandes ein, obwohl man auch hier noch allerlei Angaben über die Entwicklung der rumänischen Industrie und ihre Standorte vermißt. Neben der Geschichte des Landes lernt man auch dessen Verfassung und innere Verhältnisse kennen. Eingehend wird die äußere Politik Rumäniens in der Zeit vor und nach dem Tode König Karls behandelt. Nicht ohne Bewegung vergegenwärtigt man sich die segensreiche Friedensarbeit dieses hochsinnigen Fürsten in einem Augenblick, da sein Werk auseinanderzubrechen droht, und das von den Epigonen übel geleitete Reich von der verdienten Strafe erreicht wird. Daß die „Blätter“, die oft die Vernachlässigung derartiger Darstellungen in unserem Schrifttum beklagt haben, diese Sammlung mit Befriedigung begrüßen, braucht nicht erst gesagt zu werden. E. L.

Raabe, Wilhelm. Sämtliche Werke. Dritte Serie Band 1: Der Schüdderrump; Das Horn von Wanza; Bd. 2: Villa Schönow; Pfisters Mühle; Unruhige Gäste; Bd. 3: Im alten Eisen; Der Lar; Kloster Lugau; Bd. 4: Das Odfeld; Gutmanns Reisen; Bd. 5: Stopfkuchen; Die Akten des Vogel-sangs; Bd. 6: Hastenbeck; Altershausen; Nachlese. Berlin-Grunewald, Verlagsanstalt f. Liter. u. Kunst (H. Klemm), 1916. Zusammen geb. 24 M.

Mit dieser dritten und letzten Serie findet die erste Gesamtausgabe der Werke W. Raabes ihren Abschluß. Sie beginnt mit einem der Hauptwerke, dem „Schüdderrump“, der noch vor 1870 entstanden ist, dann springt sie mit dem „Horn von Wanza“ auf eine Dichtung aus 1879/1880, während in den nächsten anderthalb Jahrzehnten die dichterische Ader wieder reichlich quillt.

In dem letzten Band, der die Gedichte und eine Auslese von Novellen, Skizzen und Gelegentlichem darbietet, zieht dann noch einmal das ganze literarische Schaffen dieses hochbegnadeten deutschen Dichters und Denkers an dem geistigen Auge des Lesers vorüber. Was Raabe unserem Volk sein könnte, braucht den Lesern der „Blätter“ nicht nochmals auseinander gesetzt zu werden. Jeder weiß, daß seine Werke eine Fundgrube trefflicher Gedanken sind. Echte, trenherzige, manchmal auch verschrobene und vom Leben arg mitgenommene Männer und Frauen begegnen uns darin, aber auch ebenso oft jugendkräftige Knaben und Jünglinge und holde Jungfrauen, vor denen das Leben in seiner Herrlichkeit noch ausgebreitet liegt. Alle diese Schriften sind durchleuchtet von einem starken und sieghaften Idealismus, der niemals mit der Mode paktiert oder dem Geschmack der Menge fröhnt: so ist uns dieser Mann, der in seiner Verzagtheit es an seinem 70. Geburtstag gar nicht glauben wollte, daß er unserer Gegenwart etwas bedeutet, ein berufener Führer auf der Bahn zum neuen Aufstieg, den uns der Weltkrieg bringen muß.

E. L.

Schieber, Anna, Alle guten Geister. Feldausgabe (51.—60. Aufl. d. Gesamtausgabe). Heilbronn, E. Salzer, 1916. (466 S.) 3 M.

Daß auch von diesem feinen und lebenswürdigen Buch eine Feldausgabe erschienen ist, kann einen im Interesse unserer Feldgrauen nur freuen. Auf den Inhalt bei dieser Gelegenheit nochmals näher einzugehen, können wir uns um so mehr versagen, da diese treffliche Schriftstellerin in einem der nächsten Hefte der „Blätter“ von berufener Seite gewürdigt werden soll.

Schmeil, O. und J. Fritschen, Flora von Deutschland. Ein Hilfsbuch zum Bestimmen der zwischen den deutschen Meeren und den Alpen wildwachsenden und angebauten Pflanzen. Aufl. 17. Leipzig, Quelle & Meyer, 1916. (439 S.) Geb. 3,80 M.

Das vorliegende Buch hat im Lauf der Zeit fortwährend Veränderungen und Verbesserungen erfahren, bei denen naturgemäß auf die Wünsche der Schule Rücksicht genommen wurde. Seit der zehnten Auflage scheint dann die denkbar beste Form erreicht zu sein, woraus sich die außerordentliche Verbreitung dieses trefflichen Hilfsbuchs erklären mag. Da die Not des Kriegs uns lehrt auf die Vorräte zu achten, die Feld und Wald uns in ungeahnter Fülle darbieten, dürfte es doppelt angebracht sein, die Jugend mit der Flora des heimischen Bodens bekannt zu machen!

E. K.

Weise, Oskar, Aesthetik der deutschen Sprache. Aufl. 4. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1915. (335 S.) Geb. 3,20 M.

In unserer Zeit nationaler Selbstbestimmung möchte man das vorliegende bewährte Büchlein allen Freunden der deutschen Sprache bestens empfehlen. Den früheren hier bereits gewürdigten Auflagen gegenüber ist zu rühmen, daß der Verfasser mit großer Unbefangtheit alle wichtigeren Erscheinungen auf dem Gebiete der Sprachästhetik aus den letzten Jahren nicht nur berücksichtigt sondern auch würdigt. Davon abgesehen begegnet man überall seiner bessernden und sorgsam feilenden Hand.

Der nächste Weltkrieg. 50. Tausend. Berlin, Wilh. Borngräber, 1917. (107 S.) 1 M.

Es widerstrebt einem schon von einem neuen Weltkrieg in einer Zeit zu hören, da sich das Ende der gegenwärtigen Wirren leider noch immer nicht absehen läßt. Und dennoch kann man dem Verfasser der vorliegenden weitverbreiteten Schrift, der sich als ein „neutraler Diplomat“ bezeichnet, dankbar sein für die klare und unbefangene Beurteilung der Ereignisse, die sich in Ostasien vorbereiten. Daß das Land der aufgehenden Sonne in den nächsten weltgeschichtlichen Verwicklungen die Hauptrolle spielen wird, liegt auf der Hand. Deswegen sollte man den sorgfältigen Nachweisen Aufmerksamkeit zollen, die der Verfasser namentlich aus den letzten Jahrzehnten zur Charakteristik der japanischen Machtbestrebungen zusammengetragen hat. Wird dann der Kriegsgott auf der östlichen Halbkugel des Erdballs zum

waffenklirrenden Totentanz aufspielen, dann gilt es nicht dem deutschen Volk, sondern dessen gegenwärtigen Feinden, die sich alsbald im Vernichtungskampf gegenüber stehen werden. L.

Wissenschaft und Bildung. Leipzig, Quelle & Meyer. Jeder Band geb. 1,25 M.

Von dieser allbekannten trefflichen Sammlung liegen diesmal vor: Bd. 109: Aug. Messer, Geschichte der Philosophie im 19. Jahrhundert. Aufl. 2; Bd. 137: W. Peters, Einführung in die Pädagogik auf psychologischer Grundlage; Bd. 138: A. Messer, Die Philosophie der Gegenwart.

Wundt, Wilhelm, Die Nationen und ihre Philosophie. Ein Kapitel zum Weltkrieg. Leipzig, Alfr. Kröner, 1916. (154 S.) Geb. 1,20 M.

Ein ganz vorzügliches Buch aus der Feder des greisen Leipziger Philosophen liegt hier vor, das man wegen der gemeinverständlichen Form, in der ein bedeutender Inhalt dargeboten wird, gar nicht genug empfehlen kann. Wenn Wundt auch durch die gegenwärtigen Ereignisse den Anstoß erhielt, diese Schrift zu veröffentlichen, so war es ihm doch seit lange ein vertrauter Gedanke, einmal zu zeigen, daß der Charakter einer Nation in ihren geistigen Schöpfungen einen allen sonstigen Zeugnissen überlegenen Ausdruck findet. Aber erst der Affekt veranlaßt die Menschen wie die Nationen die Grundzüge ihres Wesens zu offenbaren. „Und wenn der Krieg überhaupt das gewaltigste Mittel ist, ein ganzes Volk zu erregen, welcher Krieg könnte hierin dem Weltkrieg gleichkommen, der alle europäischen Kulturvölker ergriffen oder mindestens in Mitleidenschaft gezogen hat.“ E. K.

Bücherschau und Besprechungen.

A. Bibliographisches, Populärwissenschaft etc.

Casement, Roger, Gesammelte Schriften. Irland, Deutschland und die Freiheit der Meere und andere Aufsätze. Diessen vor München, J. C. Huber, 1916. (215 S.) 3,50 M.

Niemand ist so verhärtet, daß ihn nicht die Wehmut ergriffe, wenn er das vorliegende Buch zur Hand nimmt. Das edle Porträt des Mannes, der es geschrieben, blickt dem Leser beim Aufschlagen entgegen; dieser selbst aber ist inzwischen von Henkershand in einer jedem menschlichen Empfinden widerstreitenden Weise ums Leben gebracht. Um so mehr wird es unsere Pflicht sein, von seinen hinterlassenen Schriften Kenntnis zu nehmen und uns ein Urteil über die Taten unseres gehässigsten Feindes auf dem unglücklichen Eiland zu bilden, das seit Jahrhunderten unter seinem eisernen Griff seufzt. Wir haben jetzt am eigenen Leibe erfahren, daß England gegen seine Gegner mit den vergifteten Waffen der Verleumdung zu Felde zieht, deswegen werden wir sorgsam die Nachrichten zu prüfen haben, die es über die grüne Insel durch Wort und Schrift zu verbreiten sucht. Der erste Aufsatz, der als Einleitung dient, trägt die Ueberschrift „Warum ich nach Deutschland kam“. Nicht um in Irland aus der Ferne um so eher einen Aufstand zu erregen, sondern um ein Mittel zu haben, die Iren von einem ungerechten Kriege fern zu halten, den die englische Regierung gegen das deutsche Reich vom Zaune brach, der aber ihre Ehre und ihre Vaterlands- liebe nichts angeht. „Die Tatsache, daß sich das Aushebungsgesetz nicht auf Irland anwenden ließ, und das Eingeständnis, daß Irland durch ausdrückliche, gesetzliche Anerkennung von der Wehrpflicht für Großbritannien oder das britische Weltreich ausgenommen wird, ist die beste Rechtfertigung, die ich für meinen Besuch in Deutschland fordern konnte.“ Im übrigen gliedern

sich die Aufsätze in solche, die vor und die während des Krieges geschrieben sind. Ueberall übt der Verfasser eine herbe aber gerechte Kritik an den Maximen englischer Politik, die er von Grund aus kennt. „Der englische Geisteszustand ist derart, daß alles was England tut, geheiligt ist; ob es eine Nation zerstampft oder nur ein Schiff versenkt, das Gebet bei der Tat ist allemal: „Näher mein Gott zu Dir!“ — In unserem Verhältnis gegen einen solchen Feind darf uns weder Haß noch Liebe leiten, sondern lediglich der rücksichtslose Egoismus; wenigstens so lange, bis vielleicht einst in England ein anderes Geschlecht emporwächst, das einsehen lernt, daß die bisherigen Praktiken im Verkehr mit anderen Völkern sich überlebt haben und zuletzt dem eigenen Volk zum Verhängnis werden. — Wie schon angedeutet, man möchte dem Buch unter den nachdenklicheren und geübteren Lesern weite Verbreitung wünschen, denn die Erfahrungen des gegenwärtigen Kriegs fordern, daß die lebende Generation zum mindesten alle Sentimentalität abtut und den Wahlspruch des alten thüringer Schmieds beherzigt: Landgraf werde hart!

L.

Espey, Albert, Gerhart Hauptmann und wir Deutschen! Berlin, Concordia, 1916. (180 S.) 1,80 M.

Wie dankbar muß man dem Oberschulmeister Albert Espey sein, daß er uns endlich den Star gestochen hat! Da haben wir immer so stillhin geglaubt, wir wären auch gewissermaßen Deutsche und könnten es auch dann noch sein, wenn wir uns nicht gerade hinstellten und brüllten es überall hinaus: Gerhart Hauptmann ist ein Troddel und ein Sudelfritze. Jetzt nimmt uns Herr Espey beim Ohr und tupst uns in all die Hauptmannschen Unsauberkeiten hinein, wie man es bei einem Dackel macht, der das Zimmer beschmutzt hat. Und dabei schreit er uns andauernd an: Seht, so fühle ich der Deutsche, so herrlich ist mein deutsches Gemüt, so denke ich der Arisch-Germanische, wißt ihr nicht, daß es „ohne weiteres klar ist, daß das Religiöse, das christliche Ethos schlechthin nichts anderes ist, als das deutsche Gemüt?! Hauptmann ist im grunde ein Quartaner geblieben, er kennt „Kant, Schopenhauer, Nietzsche kaum mehr als dem Namen nach“, Dramen schreibt er „zweifelloos aus egoistischen Gründen“, er ist von „undeutscher Oberflächlichkeit und innerer Haltlosigkeit“, er ist von „literarisch dumm-pfiffiger Bauernschlauheit“, er ist künstlerisch und als Kritiker der „größte Plagiator aller Zeiten“, „ich, Herr Espey, spreche Hauptmann die Fähigkeit ab, eine erschöpfende Inhaltsangabe von Goethes Faust zu geben“, Hauptmann ist „ohne Seele“, „kein einziger Tropfen Germanenblut in seinen Adern“. Aber genng, übergenug! Freuen wir uns, daß diese herrliche Zeit uns so herrliche Bücher beschert und so überragende und zugleich bescheidene Geister wie den neuesten Kritiker Gerhart Hauptmann!

G. K.

Flex, Walter, Der Wanderer zwischen beiden Welten. Ein Kriegserlebnis. München, C. H. Beck'sche Verlagshandlung, 1917. (106 S.) Geb. 2,50 M.

In sinnvollen Worten hat der Verfasser hier einem seiner Kameraden, dem Studenten der Theologie und Kriegskameraden Ernst Worche ein schönes Denkmal errichtet. Zugleich aber bewies Flex, daß gewisse Hoffnungen, die einige seiner früheren Novellen erwecken mochten, sicherlich in Erfüllung gehen, wofür ein gnädiges Geschick ihn den Ausgang des Weltkriegs erleben läßt. Die Bekanntschaft begann in Welschlothingen, als eine Abteilung von Offiziersaspiranten nach dem Posener Warthelager abmarschiert, um dort die Offiziersausbildung zu erlangen. Bald ist die Zeit dort verfloßen und diesmal kommen die Freunde im Frühjahr 1915 in den Osten zur Hindenburg-Armee, die sich einige Monate später, nachdem die Gorlizeschlacht geschlagen, dem allgemeinen Vormarsch anschließt. Auf einem Patrouillengang fällt der junge Leutnant, und der Verfasser, der die Nachricht erhält, kommt noch gerade rechtzeitig, um Zeuge zu sein, wie der treue Kamerad in das grün-angekleidete Grab unter den Linden versenkt wird. Es ist unmöglich in

kurzen Worten zu zeigen, worin der eigentümliche Wert dieses Büchleins beruht und weswegen es den Leser ans Herz greift. Und dieser Jugend, so möchte man voller Bewunderung ausrufen, haben Philister, die sich als weise Warner aufspielten, den Idealismus absprechen wollen! E. L.

Gozdovic Pascha, Rifat, Am Col di Lana. Erinnerungen aus dem Kriegsjahr 1915. Stuttgart 1916, K. Thienemann. (128 S.) Pappbd. 2,50 M.

Die Schilderungen eines Fluges und der blutigen Kämpfe an den Dolomiten und am Isonzo sind von einem österreichischen Hauptmann nach der furchtbaren Wirklichkeit aufgenommen worden, büßten aber an Wert erheblich ein durch den novellistischen Aufputz und die zu dem Ernst des Ganzen wenig passenden humoristischen Einlagen, die in österreichischer Mundart geboten werden. Bb.

Hettner, Alfred, Rußland. Eine geographische Betrachtung von Staat, Volk und Kultur. Aufl. 2 des Werkes Das europäische Rußland. Mit 23 Textkarten. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1916. (356 S.) 4,20 M.

Das bekannte lehrreiche Buch Hettners „Das europäische Rußland“ war erschienen, als das Reich des Zaren im Kriege mit Japan lag und eine Revolution im Innern zu drohen schien. Die vorliegende Erweiterung steht, wie der Verfasser sagt, unter dem Zeichen des Weltkriegs, an dem Rußland als einer unserer Kampfgegner teilnimmt. Daher trägt das Werk doppelten Charakter. Die nächste Aufgabe ist die geographische Darstellung des Menschen und seiner Kultur im osteuropäischen Tiefland. Der zweite Teil soll die politisch-geographischen Verhältnisse des großen russischen Reichs, seinen Bestand, seine Eroberungspolitik, seinen inneren Zusammenhalt, seine Macht und seinen Kulturwert behandeln. Wie sich von selbst versteht, ermöglicht der gegenwärtige Kriegszustand eine offenere Aussprache auch über die Gegensätze zwischen uns und unserem großen östlichen Nachbar, während der Verfasser ehemals sich in der Hinsicht eine taktvolle Zurückhaltung zur Pflicht gemacht hatte. Man sieht also, daß zu den früheren Vorzügen des Buches neue hinzugekommen sind. Hettner selbst erinnert im Vorwort daran, daß er hiermit ein Gegenstück zu seiner früher in den „Blättern“ ausführlich gewürdigten Schrift „Englands Weltstellung und der Krieg“ habe liefern wollen, indessen habe er neben dem politisch-geographischen Gesichtspunkt, der dort allein herrschend war, in dem vorliegenden Werk die geographische Betrachtungsweise der ersten Auflage beibehalten. Dafür wird ihm der Leser Dank wissen, der sich infolgedessen nach den verschiedensten Richtungen über den großen Nachbar unterrichten kann, der im Krieg wie im Frieden nun einmal von größter Bedeutung für uns ist und es immer sein wird, einerlei unter welchen Bedingungen die gegenwärtige feindliche Auseinandersetzung zwischen Halbasien und den Staaten Mitteleuropas ihren Abschluß findet. E. L.

Hildebrandt, Paul, Vorm Feind. Kriegserlebnisse deutscher Oberlehrer. Leipzig, Quelle & Meyer, 1916. (206 S.) Geb. 3 M.

Wie alle Stände hat auch der der Oberlehrer in ruhmvoller Weise Anteil genommen an den glorreichen Taten unseres Volksheers einer Ueberzahl von Feinden gegenüber. Man kann dem Herausgeber des vorliegenden schönen Buchs den Stolz nachfühlen auf die Leistungen seiner Kollegen, wenn es natürlich nur etwas Aeüßerliches bedeutet, daß bei dieser Sammlung lediglich solche Herren um ihre Mitarbeit gebeten wurden, die bis zu einem festgesetzten Zeitpunkt sich das Eiserne Kreuz I. Klasse erstritten hatten. Wie dem aber auch sei, die hier vereinten siebzehn Beiträge von Kriegserlebnissen aus dem Westen und Osten sind ausnahmslos gehaltvoll und in jeder Beziehung empfehlenswert. Gemeinsam aber ist ihnen der Zug vor-

nehmer Bescheidenheit, und daß darin sich diese Männer aus allen Gauen des Vaterlandes und aus den verschiedenen Lebensaltern (denn neben einem Regierungs- und Schulrat begegnet z. B. auch ein Kandidat des Höheren Lehramts) so gleich sind, gerade darin möchte man ein rühmliches Zeichen sehen für den für unser ganzes Volksleben so wichtigen Berufszweig. Daher kann man dieses Ehrenbuch dem deutschen Hause empfehlen; die Eltern werden daraus entnehmen, daß ihre Kinder den richtigen Händen anvertraut sind; diese Letzteren aber werden in ihren Lehrern auch Männer zu schätzen lernen, auf die sich in schwerer Stunde das Vaterland in Allem und Jedem verlassen darf.

E. L.

Lhotzky, Heinrich, Vom heiligen Lachen. Ludwigshafen am Bodensee, Hans Lhotzky Verlag, 1915. (146 S.) 2,50 M., geb. 3,50 M.

Lhotzkys Bücher bedürfen für nachdenkliche Leser eigentlich keiner Empfehlung mehr. Auch der vorliegende kleine Band wird schnell Freunde finden. Freilich „feierlichen“ Menschen wird er nicht gefallen. Und doch soll darin gelehrt werden, daß die lachenden eigentlich die ernstesten Menschen sind, diejenigen Menschen zugleich, die die Lösung des Lebens in der Tätigkeit, in der Erfüllung der nächstliegenden Pflichten finden. Aber man nehme das Buch selbst zur Hand und sammle daraus Richtsätze für den Lebensweg.

G. K.

Löns, Hermann, Aus Forst und Flur. Vierzig Tiernovellen. Mit einer Einleitung von K. Stoffel, einem Bildnis des Verfassers und 15 Tierphotographien nach dem Leben. Aufl. 5. Leipzig, R. Voigtländer, 1916. (319 S.) 4 M., geb. 5 M.

„Natur Schilderer gabs immer nur wenige, wirds stets nur wenige geben“, mit diesen auf Hermann Löns gemünzten Worten hebt die Einleitung des vorliegenden Buches an, mit der der Herausgeber dem verstorbenen Freund ein Denkmal errichtet. Im alten hannoverschen Land, dessen herbe Natur es Löns angetan hatte, wurde dieser Sohn Westpreußens der unvergeßliche Verkünder des verschwiegenen Zaubers der Lüneburger Heide. Eine reiche Auswahl seiner Schilderungen der Landschaft und vor allem ihrer Tierwelt bietet die vorliegende Sammlung. Auch der anspruchsvollste Leser wird durchaus befriedigt werden, man hat es in der Tat hier mit einem Klassiker der Naturschilderung zu tun. Feinfühlig hat er sich in die Lebensbedingungen seiner kleinen Freunde aus allen Reichen der Tierwelt eingelebt und mit derselben Meisterschaft gibt er die Stimmung wieder, die ein poetisches Gemüt im Angesicht der Herrlichkeit Gottes in Wald und Feld, in Sumpf und Heide erfüllt. So möchte man das vorliegende Buch als das teure Vermächtnis des tapfern Mannes ansprechen, der trotz seiner vorgerückten Jahre sofort als Kriegsfreiwilliger eintrat, sobald der Ruf des Vaterlands bis zu der stillen Heide erklang, wo er den roten Bock weidwerkte. Die Leser der „Blätter“ wissen von seinem Ausgang. Es war am 24. September 1914, als seiner Kompanie, die im Westen lag, ein Sturmangriff befohlen ward. Ohne Deckung ging es über die weiten Stoppeln dem Feind entgegen, ein Herzschuß warf ihn nieder und gab ihm einen Tod, wie er ihn sich gewünscht hatte: mitten heraus aus der Kraft seines starken Lebens. Wir aber wollen trachten, so schließt der Herausgeber, daß sein Werk und der Geist seines Schaffens uns und der deutschen Heimat erhalten bleibe.

L.

Moraht, E., Tage des Krieges. Militärische und politische Betrachtung 1914—1916. Bd. 1 u. 2. Berlin, Hutten-Verlag, 1916. (318 u. 340 S. u. zahlreiche farbige Karten u. Kartenskizzen.) 12 M.

Von Beginn des Krieges an erregten die Kriegsbetrachtungen allgemeines Aufsehen, die der Major a. D. Moraht meist zweimal in der Woche regelmäßig in den Spalten des „Berliner Tageblatts“ veröffentlichte. Wie die Erörterungen Stagemanns im „Berner Bnd“ wurden sie nicht nur in der Heimat sondern auch im neutralen und feindlichen viel gelesen und beachtet. Wohl infolge-

dessen wandten sich auch andere Redaktionen an den Verfasser, so daß dieser auch in der „Wiener neuen Presse“ usw. hier und da mehr zusammenfassende Aufsätze über die allgemeine Kriegslage erscheinen ließ. Aus der knappen Fassung der Tagesberichte und aus sonstigen Nachrichten, die er auf ihren Wert prüft, suchte M. den wahren Gang der Ereignisse zu rekonstruieren und Anhaltspunkte für die zukünftige militärische und politische Entwicklung zu gewinnen. Von aller Schönfärberei hielt er sich fern: meist zeigten aber schon die eintretenden Ereignisse, wie scharf und richtig er gesehen habe. Die vorliegende Sammlung wird eine dauernde Erinnerung sein an die bewegten Tage, die wir durchlebten und noch durchleben. Der erste Band behandelt die kriegerischen Ereignisse bis zum 3. Mai 1915, der zweite bis zum Januar 1916. Es ist also eine Fortsetzung zu erwarten, zumal ein Ende des furchtbaren für uns und unsere Verbündeten so ehrenvollen Ringens leider noch immer nicht abzusehen ist. L.

Oesterreichisch-ungarisches Rotbuch. Diplomatische Aktenstücke betr. die Beziehungen Oesterreich-Ungarns zu Rumänien in der Zeit vom 22. Juli 1914 bis 27. August 1916. Wien, Manzsche Buchhandlung, 1916. (108 S.) 1,20 K. oder 1 M.

Da der Verlag den „Blättern“ diese Veröffentlichung einmal zugewiesen hat, sei kurz darüber berichtet. Der König Ferdinand von Rumänien und sein Minister Brătianu erscheinen darin in ungünstigstem Licht, der eine als haltloser Schwächling, der andere als verlogen und zynisch in einer Weise, die selbst in der traurigen Geschichte der Gegenwart wohl beispiellos dasteht. Der österreichische Gesandte in Bukarest Ottokar Graf Szernin erweist sich als umsichtiger und entschlossener Diplomat. Daß er den Eintritt Rumäniens in den Krieg nicht verhindern konnte, dafür trifft ihn nicht die Schuld. — Auffällig ist die Lücke in den mitgeteilten Depeschen in der Zeit vom November 1915 bis März und Mai 1916. Hoffentlich ist, wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, das strafende Gewitter bereits über dem Lande niedergegangen, das sich in so frivoler Weise über heilige Verträge hinwegsetzt, nur um abermals bei der Aufteilung der Beute des früheren Freundes und Nachbarn ja nicht zu spät zu kommen. L.

Schmeil, O., Lehrbuch der Zoologie für höhere Lehranstalten und die Hand des Lehrers sowie für alle Freunde der Natur. Unter besonderer Berücksichtigung biologischer Verhältnisse herausgegeben. 37. Aufl. Leipzig, Quelle und Meyer, 1916. (XIX, 525 S.) Geb. 6,60 M.

Die im Werke befindliche völlige Neugestaltung des Buches hat zwar wegen des Krieges zurückgestellt werden müssen, doch hat der unermüdete Verfasser auch die vorliegende 37. Aufl. an vielen Stellen verbessert und ergänzt, immer im Hinblick auf die zu Grunde liegende „biologische“ Auffassung und Stoffanordnung. Die prächtigen farbigen Blätter sind wesentlich vermehrt worden und eine Anzahl von Tafeln mit photographischen Naturaufnahmen (an die ähnlichen Blätter im neuen „Brehm“ erinnernd) sind hinzugekommen. So ist das Buch in seiner Art durchaus auf der Höhe der Zeit, und wir möchten noch besonders betonen, daß es nicht allein als Schulbuch seine Aufgabe erfüllt, sondern sich auch in hervorragendem Maße zum Selbstunterricht eignet und daher den Volksbibliotheken warm empfohlen werden kann. P. H.

Steffen, Gustav F., Demokratie und Weltkrieg. Jena, Eug. Diederichs, 1916. (251 S.) Geb. 5,50 M.

Es ist dies die dritte große Schrift, in der der schwedische Sozialist Stellung zu den Problemen des gegenwärtigen Weltkriegs nimmt. Die Gedankengänge also, die hier geboten werden, können im Allgemeinen als bekannt vorausgesetzt werden. Und dennoch möchte man gerade dies Werk

besonders empfehlen. Steffen ist ein so ideenreicher und formvollendeter Schriftsteller, daß man ihm immer wieder mit Freude folgt; auch ist nicht zu bestreiten, daß seine Anschauungen sich durch die Erfahrungen der großen sich vor aller Augen abspielenden Ereignisse noch immer mehr abgeklärt und vertieft haben. Das vorliegende Buch, das der Friedfertigkeit und Besonnenheit der deutschen Politik in vollem Maß gerecht wird, gliedert sich in 6 Teile: „Deutschland und der Weltfriede; Sozialdemokratische auswärtige Politik; Die Sozialdemokratie im Weltkrieg; Französische Kriegsstimmungen und Kampfmethoden; Einige deutsche „Barbaren“ haben das Wort; Die Besorgnisse demokratischer Idealisten wegen des Seelenzustandes Deutschlands.“ — Es ist leider unmöglich im einzelnen auf den reichen Inhalt einzugehen, doch sei gesagt, daß der Verfasser überall die Dinge beim richtigen Namen nennt und alle Verleumdungen unserer Kultur schonungslos und unwiderleglich als Ausfluß leidenschaftlichen Hasses kennzeichnet. Um zu verdecken, daß es sich auf Seite der Entente nicht um einen Verteidigungs- sondern um einen Angriffskrieg gegen einen jüngeren Rivalen handelt, bedurfte man in England und Frankreich einer „demokratisch agitatorischen Lockphrase“. Damit Rußland in dieser feinen Gesellschaft bestehen kann, wird auch dieses als demokratisch und liberal erklärt. „Diese westeuropäisch-demokratische Schreckphrase im Weltkrieg 1914–16 lautet: deutscher Militarismus. Das deutsche Volk sowie auch Europa und die ganze Welt senken seit lange unter diesem scheußlichen Nachbar und sollen nun endlich durch die ebenso selbstlosen wie unmilitaristischen Ritter England, Rußland und Frankreich von ihm befreit werden“. Wie es in Wahrheit mit solchem Gewäsch bestellt ist, durch das man die Neutralen fangen oder beeinflussen will, das zeigt Steffen klar und deutlich in dem vorliegenden Buch, durch das er nicht allein der Wahrheit dient, sondern sich auch erneuten Anspruch auf unseren Dank erwirbt.

E. L.

Voigt-Diedrichs, Helene, Wir in der Heimat. Bilder aus der Kriegszeit. Heilbronn, E. Salzer, 1916. (112 S.) 1 M.

Die Schleswig-Holsteinerin Helene Voigt-Diedrichs ist durch ihre Erzählungen „Schleswig-Holsteiner Landsleute“, sowie eine große Zahl von Romanen in unseren Volksbibliotheken schon heimisch. Hier gibt sie nun, ähnlich wie es auch andere Schriftstellerinnen bereits taten, ihre Erlebnisse in der Heimat aus der Kriegszeit wieder. Es sind viele sauber ausgeführte Augenblicksbildchen der mannigfachsten Art. Sachte webt sich ein Teppich voll von Figuren und Bildern, manchmal grell blutrot, dann wieder breit verdämmernd, Länder und Landschaften träumen auf. Das schön ausgestattete Bändchen sei allen Volksbibliotheken empfohlen.

Noack.

Waldeyer, Hugo, Von Tsingtau zu den Falklandinseln. Eine Erzählung von den Heldenkämpfen um Tsingtau und der ruhmreichen Fahrt des deutschen Kreuzergeschwaders im Weltkrieg 1914. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1907. (209 S. u. 8 Bildtaf.) Geb. 3,50 M.

Der bekannte Marineschriftsteller Fregattenkapitän W. berichtet hier auf Grund sorgfältig gesammelten Materials aber in freier Erfindung der Personen und Einzelerlebnisse über die ergreifenden Heldenkämpfe gegen die japanische Uebermacht und über die Fahrt des deutschen Kreuzergeschwaders in den Stillen Ozean. Einen Höhepunkt der Darstellung bildet das ruhmreiche Seegefecht bei Coronel und die Schilderung des nicht minder ruhmreichen Untergangs unserer Tapfern bei den Falklandinseln. Wie man weiß fand dann auch der kleine Kreuzer Dresden, der aus dem Kampf entkommen war, unter Verletzung der chilenischen Neutralität ein Ende. Wenigstens Einigen von dem Geschwader gelingt es auf Schleichwegen nach Deutschland durchzukommen. Daß von ihnen und ihrer Heimkehr in dieser für die Jugend bestimmten Schrift ausführlich gehandelt wird, ist ganz in der Ordnung, denn voller Mut und Vertrauen können wir nach allen den Taten unserer jungen Marine in die Zukunft der deutschen Flotte sehen.

E. K.

B. Schöne Literatur.

Babilotte, Arthur, Neubau. Ein Roman. 2. Aufl. Leipzig, Fr. W. Grunow, 1916. (386 S.) 5 M., geb. 6,50 M.

Das sind Menschen von Fleisch und Blut, die durch diesen Roman wandeln, echt elsässisch, ein wenig französisch angehaucht und auch nicht gerade deutschfeindlich. Im scharfen Konkurrenzkampf ringen eine gutbürgerliche, solide Zeit und ein neues, gewinnstüchtiges Geschlecht, verkörpert durch die beiden Baumeister, miteinander, bis die Tüchtigkeit doch den Sieg davonträgt. Die Charakterzeichnungen der vielen heiratsfähigen Jünglinge und Jungfrauen erinnern in mancher Beziehung an den älteren Dichter Wilhelm Sommer.

Bb.

Bjell, Ernst Barany, Die Flucht. Roman. Buchschmuck von Fr. Tucholski. Berlin, Concordia, 1916. (214 S.) 2,80 M., geb. 4 M.

Die Lektüre dieses Buches hinterläßt einen peinlichen Eindruck. Nicht weil es ein verpfushtes, durch Selbstmord endendes Leben schildert, sondern weil dem Ganzen die folgerichtige Entwicklung zu fehlen scheint. Bis auf die letzte Seite hin wird der Oberlehrer Holm dem Leser als ein alles in allem doch geistig und körperlich gesunder Mann vorgeführt, von dem man alles andere als diesen plötzlichen Selbstmord zu erwarten berechtigt ist. Als Försterssohn aufgewachsen fühlt er sich in der Stadtluft und in der Umgebung engherziger, streberischer Kollegen zwar einigermaßen unglücklich, aber hochaufgerichtet und kraftbewußt verläßt er freiwillig seinen Wirkungskreis, als man ihn zwingen will, zu Kreuz zu kriechen und wegen seiner ketzerischen Ansichten Abbitte zu tun. Er wird Bauer in seiner ostdeutschen Heimat. Rüstig ist er bei der Arbeit, und Musik- und Naturgenuß verschönen ihm das Leben in der Stille. Da naht sich sein Verhängnis in Gestalt der schönen, leidenschaftlichen Frau eines Förster-Nachbars. Sie hintergehen den Gatten. Die Entdeckung droht. Die Frau flieht, um in der Großstadt ein Dirnenleben zu beginnen. Der Oberlehrer-Bauer ist aber mit seiner Schopenhauerphilosophie zu Ende, er greift zum Revolver und der Leser hat das Nachsehen. Gut gelungen sind dem Dichter übrigens die Schilderungen der verschiedenen Oberlehrertypen, und auch die Bilder aus der bäuerlichen Einsiedelei seines Helden mit ihrem Wald- und Feldleben sind erfreulich. G. K.

Christaller, H., Die unsere Hoffnung sind. Stuttgart, K. Thienemann, 1916. (216 S.) Geb. 4 M.

Dieses feine vielleicht ein wenig sentimentale Buch handelt von „jungen Menschen, die den Krieg erlebten“. Es sind die Kinder eines Bildhauers bei Darmstadt, der gerade als das Wetter losbrach mit seiner zahlreichen Familie ein altes Bauernhaus in einem Seitentälchen des Odenwalds bezogen hat. Sein Aeltester und dessen Freund melden sich als Kriegsfreiwillige und kommen zu Hindenburg nach Ostpreußen. Der Sohn rettet in der so übel heimgesuchten östlichen deutschen Mark ein kleines Mädchen, dessen Wärterin der Feind erschlagen, vom Tode des Erfrierens und sendet es durch einen Kameraden, der erkrankt heimwärts reist, der Schwester zur Pflege. Dort findet es der Vater, ein verwitweter ostpreußischer Gutsbesitzer, nach längerem Suchen wieder. Das junge Mädchen empfängt ihn zunächst mit unverholener Abneigung, da es fürchten muß, daß ihm sein Liebling genommen werden soll. Bald aber merkt Iselde, die die Freunde des Bruders einer Königin vergleichen, doch, aus wie echtem Holz der Vater geschnitzt ist und beider Herzen finden sich, wenn auch die Hochzeit erst stattfinden soll, wenn der Bräutigam aus dem Krieg zurück ist und der Friede wieder einkehrt. Prächtig gezeichnet sind auch die Eltern der lieblichen Braut, namentlich die „kleine Mutter“, zu der das ganze Haus mit Kindern und Freunden in Liebe und Ehrfurcht emporsieht. Mag H. Christaller in dieser Erzählung, in der Ernst und Scherz sich anmutig verflechten, zunächst an die reifere Jugend wenden, so kommen auch ältere Leser auf ihre Kosten, die sich zurückzusetzen vermögen, in die schöne Zeit im Elternhaus.

L.

Coster, Charles de, Die Hochzeitsreise. Eine Kriegs- und Liebesgeschichte. Berlin, Wilh. Borngräber, 1917. (223 S.) Geb. 3,50 M.

Albert Ritter berichtet in einem Nachwort, wie ihm der Zufall diese fast verschollene Erzählung des Verfassers des „Ulenpiegels“ in die Hand brachte. Man wird es ihm danken, daß er auch dieses weniger umfangreiche und bedeutende, immerhin aber äußerst interessante Werk des Autors in einer vorzüglichen Uebersetzung dem deutschen Publikum zugänglich gemacht hat, das endlich seine Aufmerksamkeit dem vlämischen Wesen zu schenken beginnt. Vornehmlich sind es vier Personen, die Inhaberin einer Schenke in Gent, deren Magd, deren Tochter und Schwiegersohn, die die Handlung tragen. Diese Alte, die dem Schwiegersohn nicht die Liebe des einzigen Kindes gönnt und sich erst mit ihm versöhnt, nachdem sie ihr eigenes Blut fast in den Tod der Verzweiflung getrieben hat, ist mit dem Pinsel eines Brouwer entworfen. Aber auch über liebliche Töne verfügt de Coster; mit vollendeter Zartheit ist das Verhältnis des jungen Arztes zu Margarete geschildert. Man sieht das zärtliche Paar fürnlich vor Augen, wie es voller Heiterkeit in den Frühling der flandrischen Landschaft hinauswandert. Von der eigenen Lebensgeschichte des Verfassers klingen hier Erinnerungen an, die bei jedem beschaulichen Leser Widerhall finden und sich dauernd dem Gedächtnis einprägen werden. E. L.

Dörfler, Peter, Erwachte Steine, Was sie uns von Feindesnot erzählen. Novellen. Kempten-München, Jos. Kosel, 1916. (XIII, 184 S.) 2,20 M. Geb. 3 M.

Der Verfasser, der es gut versteht im Buch der Natur zu lesen, läßt diesmal die alten Steine seiner bayrischen Heimat von Kriegsstürmen und -nöten erzählen, deren Zeuge sie zu den Zeiten gewesen sind, da die Hunnen mit ihren Reiterscharen das deutsche Land weit und breit verheerend heimsuchten, bis zu den Verheerungen und Verwüstungen neuerer Jahrhunderte. Das Novellistische tritt naturgemäß hinter der historischen Schilderung zurück, die in überaus gelungenen Weise die Stimmung vergangener Geschichtsepochen dem Leser vergegenwärtigt. So sehen wir in der Erzählung „am Hunnenstein“ leibhaftig den Zug der Fliehenden vor uns, die mit Weib, Kind und Vieh die schirmenden Mauern des festen Klosters zu gewinnen trachten, an dessen Mauern sich die Kraft der Reiter Schwärme damals nicht brachen. Christentum und Heidentum, die Mönche von Tegernsee und der grimme Hunnenfürst, der den Fluch der Götter durch Begräbnis des erschlagenen Feindes zu sühnen weiß, treten uns leibhaftig entgegen. Der Verfasser aber wollte uns während der großen Prüfung der Gegenwart zeigen, was unser Volk in der Heimat ehemals durchzumachen hatte und wie erst nach langer Frist wieder neues Leben aus den Trümmern zu erstehen vermochte. Ein besonderer Trost aber ist ihm das Wort, das ein alter Landwehrmann Frau und Kinder in die Heimat schrieb: „Tröstet Euch und wenns Euch auch nicht zum Besten gehen sollt! Und müßt es geschehen, daß ich hier ein Soldatengrab fand, so könnt Ihr es tragen (kein Mensch ist unersetzlich), wenn nur der Feind nicht ins Land kommt! Seh ich hier die zerfetzten Dörfer und marschiere ich durch die zerwühlten Fluren, bedenk ich, wie die Weiber und Kinder in Kellern hausen und um ihre verkohlten Häuser hungernd hungern, dann sage ich: Sei's! Treff mich ein Kriegerlos! Nur das verhüte, Herr und Gott, daß ein gleiches Unglückslos den Heimatboden heimsucht.“ Das ist eine ernste Mahnung, die sich alle gesagt sein lassen sollten in der Verdrossenheit, der sich im dritten Kriegsjahr manche unter uns zuzuneigen beginnen. E. L.

Endres, Franz Carl, Nargileh. Türkische Skizzen und Novellen. München, Delphin-Verlag, 1916. (103 S.) 1,40 M., geb. 2,20 M.

Der Verfasser, der einige Jahre als Major in türkischen Diensten gestanden hat, vereinigt in dem kleinen Heft ein paar Novellen und mehrere kurze Schilderungen von Augenblicks-Erlebnissen und Eindrücken. Er macht

nicht viel Rühmens von Land und Leuten, aber aus allem, was er erzählt, erkennt man, daß er sich sehr vertraut gemacht hat mit der Denkart unserer fernern Bundesgenossen. Besonders erfreulich sind die Züge von Gastfreundschaft, ausdauernder Bedürfnislosigkeit, Mutter- und Gattenliebe, Gottergebenheit, aber auch von gelegentlicher heißblütiger Leidenschaftlichkeit. Ein etwas melancholischer Ton liegt über dem Ganzen. G. K.

Fleischer, Victor, *Der Himmel voller Wolken. Novellen.* Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1916. (221 S.) 3,50 M., geb. 4,50 M.

Durch diese acht Erzählungen klingt überall ein tragischer Ton. Victor Fleischer, von dem schon manch frisches lebenswürdiges Buch vorliegt, schaut diesmal den „Himmel voller Wolken“, und seine Menschen stehen alle unter dem Druck teils seelischer, teils materieller Depressionen. Die Folgerichtigkeit ihrer Schicksale dem Leser aber überzeugend klar zu machen, Herz und Gemüt zu warmem Mitgehn zu veranlassen, blieb den Kräften des Dichters leider versagt. Man verharrt kühl und kritisch. Wenn das ehrliche Streben, und nicht zuletzt die knappe, treffende Ausdrucksweise des jungen österreichischen Autors, auch anerkannt werden sollen. E. Kr.

Hart, Hans, (Hans v. Molo), *Wunderkinder. Roman.* Leipzig, L. Staackmann, 1915. (418 S.) 4,50 M., geb. 6 M.

Die Wunderkinder sind Karl Maria Tredenius und Miriam Italiener, zwei Nachbarskinder und Spielgenossen, deren Entwicklungsgang aus einfachen Verhältnissen heraus H. verfolgt. Die früh selbständige Miriam macht mit ihrem Schauspieltalent und ihrem jüdisch-geschäftsgewandten Auftreten schnell ihren Weg. Karl Maria, der Geiger, dagegen wird zwischen Träumen und Arbeiten, zwischen Ruhmsucht und Verzagtheit hin- und hergeworfen. Auch das Eingreifen hoher Gönner bringt ihn nicht auf den rechten Weg. So zieht er als unfertiger aber zukunftsfroher Künstler in die Welt hinaus. Dort draußen trifft er wieder mit Miriam, der inzwischen berühmten Bühnensheldin, zusammen. Sie lieben sich. Was weiter wird, soll aber erst der nächste Roman, *Das Haus der Titanen*, schildern. Vorläufig hat es den Anschein, als ob die Liebesgeschichte mit Miriam für Karl Maria den Zwanzigjährigen nur eine Episode und ein Ansporn zu höherer Künstlerschaft sein soll. Die Hauptstärke des Romans liegt in der breiten Schilderung des Empfindungslebens des Helden oder der beiden Helden. Die äußere Handlung bietet nur ein schwaches Gerüst für die vielen lose aneinander gereihten Stimmungsbilder. Dazu kommt, daß die Gestalten des Romans, die wenig Zeit- und Ortsfarbe aufweisen, ein wenig in der Luft schweben, da der rechte Wirklichkeitsboden und -Hintergrund fehlt. Um so mehr ist diese ganze Romanwelt von Musik durchtönt, so sehr, daß ein Leser, der kein Verhältnis zur Musik hat, auch wohl zu dieser Dichtung nicht das rechte Verhältnis gewinnen wird. G. K.

Huggenberger, Alfred, *Die Geschichte des Heinrich Lentz.* Leipzig, L. Staackmann, 1916. (242 S.) 3 M., geb. 4,50 M.

Heinrich Lentz wächst als Sohn des Wegknechts Martin Lentz in einem helvetischen Alpendorf heran, das kraft seiner Lage an einer sonnigen Halde für seine Bewohner ein Vorzugsrecht gegenüber den Bauernschaften ringsherum beanspruchen zu dürfen glaubt. Die bekannten Vorzüge der frischen Erzählungskunst des Verfassers zeigen sich auch in dem vorliegenden Buche. Das Leben auf dem Feld, in der Schule, auf dem Tanzboden, die ersten Regungen einer aus Kameradschaft erwachenden Jugendliebe, alle diese scheinbar so einfachen Verhältnisse, deren Wert und Bedeutung seiner Zeit ein Adalbert Stifter dem großen Dramatiker jener Tage entgegen so schlagend erwiesen hat, versteht Huggenberger mit dem Reiz echter Poesie zu umgeben. Und eben diese alte Kinderliebe aus der Schulstube her, die Sabine ist es, die dem Heinrich Lentz, der zu sehr oben hinaus will und sich durch Lotterei in Schulden verstrickt und immer tiefer sinkt, die rettende Hand reicht, seinen

falschen Stolz mit nie versagender Treue überwindet und wieder einen ordentlichen Menschen aus ihm macht. Dieser anspruchlose Roman ist ein Volksbuch im besten Sinne und wird dem trefflichen Dichter, der ein wackerer deutscher Patriot ist, neue Freunde gewinnen. E. L.

Ilg, Paul, Was mein einst war. Frauenfeld, Huber & Co., 1915. (201 S.) 4 M.

Der Verfasser gehört zu den seltenen Autoren, die nur dann ein Buch schreiben, wenn sie wirklich etwas zu sagen haben. Das trifft nun auf die Mehrzahl der vorliegenden kleinen Erzählungen zu, von denen man nur zwei („Eine Katastrophe“ und „Monsieur Mordio“) lieber entbehren möchte. Das Verhältnis der heranwachsenden trotzigen Knaben zu den Müttern, die ihnen meist nur allzusehr den Willen lassen und sich für ihre Großmannssucht aufopfern, ist ein Motiv, das fast immer wiederkehrt. Nur in der ersten prachtvollen Erzählung ist ein heranwachsendes Mädchen, Maria Thurnheer, die Hauptperson, deren Leben durch die übertriebene Strenge eines brutalen Vaters verdorben wird. Gerade in dieser Novelle offenbart Ilg wieder seine Meisterschaft in der Schilderung der kindlichen Seele und der Umwelt. Abgesehen von der letzten Erzählung „Heimkehr“ eignet sich die ansprechende Sammlung auch für die reifere Jugend. E. L.

Kohne, G., Erhart Rutenberg. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1916. (460 S.) Geb. 7 M.

Die vorliegende prächtige Erzählung berichtet von einem armen Bauernjungen, der mit tiefem Kummer sieht, wie der trunksüchtige Vater und die faule Mutter den schönen Hof verfallen lassen und ins Armenhaus wandern. Da hält es ihn nicht mehr und er geht auf gut Glück in die Fremde. Gute und böse Tage brechen über den zwölfjährigen Burschen herein, der in der Schule des Heimatdorfs für die Sünden der Eltern durch die unbarmherzigen Mitschüler büßen mußte. Nur die hingebende Güte des geistlichen Leiters eines Erziehungshauses vermag die harte Rinde von Trotz und falscher Scham zu schmelzen und aus dem tiefempfindenden und verschütteten Knaben einen tüchtigen, charaktervollen Mann zu machen. Mißlungen allein ist die kurze Episode, da der Pfarrer den jungen Mann in eine Großstadt schickt, um auch deren Leben und Treiben kennen zu lernen. Sobald der Heidler aber wieder aufs platte Land kommt und bäuerliche Arbeit verrichtet, findet er sich wieder. Wie Uli der Knecht steigt er zum Inspektor empor, gewinnt sich gute Freunde und mit deren Hilfe bringt er bei einer Versteigerung den väterlichen Hof wieder an sich. Sogar die Jugendfreundin, die allein aus der Schule immer zu ihm gehalten hatte, harrt in Treue Seiner und wird trotz dem Widerspruch ihres herrischen Vaters seine Frau. Man sieht, es handelt sich hier um eine oft erzählte Geschichte, aber gleichwohl freut man sich des Buchs, denn voller Liebe und Innigkeit ist die Heidelandschaft mit ihren Bewohnern, den guten und sinnigen wie den hämischen und in Standesvorurteil befangenen geschildert; und wenn die Ersteren das Feld behaupten, so ist das in einem Roman, der sich an weitere Kreise wendet, ganz in der Ordnung. — Ein Verzeichnis einiger der selteneren plattdeutschen Ausdrücke ist angehängt. E. K.

Künigl-Ehrenberg, Ilka, (J. von Michaelsburg) Du heilig Meer. Novellen von der österreichischen Adria. Leipzig, C. F. Amelang, 1916. (158 S.) 2,50 M., geb. 3,50 M.

Mit den vorliegenden Novellen kommt eine Dichterin zu Wort, die bisher über die Grenzen ihrer österreichischen Heimat hinaus wenig bekannt war, es aber sehr wohl verdient, daß auch weitere Kreise zu ihren kleinen Schöpfungen greifen. Wie sie selbst vorausschickt, ist dies Werkchen — nachdem sie als Krankenschwester aus dem belagerten Przemyśl bereits ein Tagebuch veröffentlichte — in seiner Grundform noch vor dem Kriege entstanden und atmet den farbenfrohen, sonnendurchglühten Frieden der dalmatinischen Küste. Eine leidenschaftliche Liebe zu Meer und Heimat erscheint

als die Haupttriebkraft ihres Schaffens. Und wenn vom literarischen Standpunkt aus die einzelnen Erzählungen auch nicht alle gleichwertig sind, so können „Die Mücke“, „Mariuka“ und „Der Leuchtturmwächter“ nach Inhalt, Aufbau und Ausführung doch auch vor jeder strengeren Kritik vollauf bestehen. E. Kr.

Vesper, Will, Der blühende Baum. Neue Lieder und Gedichte.

München, C. H. Beck'sche Verlagsh., 1917. (87 S.) Geb. 2,50 M.

In diesen schweren Zeiten wird mancher beschaufliche Leser gern auf Stunden sich ins Reich der Phantasie flüchten und sich an gehaltvollen Versen ergötzen, namentlich wenn sie in so feiner Form dargeboten werden wie es in diesem neuen Gedichtsbuch Vespers der Fall ist. Freilich dem großen Erleben des Krieges begegnet man auch hier wieder in einigen Gedichten, die von Todesnot und Siegesfreude aus Flandern, aus dem Argonnenwald und sonst berichten. Gleichwohl treten sie in dieser Auswahl hinter denen zurück, die von Wein, Liebe, von der Schönheit der Natur und von den Menschen und ihren Hantierungen erzählen. Im übrigen wissen die Leser der „Blätter“ bereits, was sie von dem Dichter Will Vesper zu halten haben, der ohne Zweifel dem engen Kreis unserer besten Lyriker zuzuzählen ist, die die gute Tradition unserer älteren Meister fortsetzen. L.

Zahn, Ernst. Die Liebe des Severin Imboden. Stuttgart, Deutsche Verlagsgesellschaft, 1916. (336 S.) Geb. 5 M.

Das vorliegende Buch zeigt, daß die herbe Kraft, die die besten Erzählungen Zahns ehemals auszeichnete, noch nicht erloschen ist trotz mancher Fehlschläge letzthin. Der Held seines Romans ist eine Kraftnatur, ein junger Schweizer, der als Kaufmann und Händler, als Industrieller und Landwirt in seinem Hochalpental das Höchste leistet, der aber die dämonische Gewalt, die er auf die Frauen ausübt, nicht zu zügeln vermag und dadurch in Widerstreit gerät mit seiner tatkräftigen Mutter, die nach dem frühzeitigen Tod des Vaters dem Haushalt vorsteht. Auch sonst mischen sich in dem Wesen dieses gewaltigen Mannes schroffe und weiche, rohe und edle Züge. Und dennoch glaubt der Leser, der das Schweizervolk kennt, an Severin Imboden und an die Schicksale, die ihn verdient und unverdient treffen, bis er das Opfer einer Rettungstat wird, die mehr einem seiner jähren Entschlüsse als einer wirklichen Notwendigkeit entspringt. Ueberzeugend hingestellt ist auch die Mutter, ehemals eine arme wälsche Magd, die an Wollen und Charakter zugleich mit dem Sohn wächst, aber entschlossen das Haus ihres Mannes verläßt, als sie die Ausschreitungen ihres Sohnes nicht zu verhindern vermag. Wie sich nach dieser leider nur summarischen Inhaltsangabe verstehen läßt, eignet sich dieses machtvoll durchgeführte und versöhnend ausklingende Lebensbild nur für reifere Leser. E. L.

Bekanntmachung.

Die Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen in Leipzig bittet die Schriftleitung noch nach Abschluß des Hefes um einen Hinweis auf ihre Hauptversammlung, die am

28. September 1917 zu Leipzig, Königstraße stattfinden und am Vormittag um 10 Uhr beginnen wird. Die Tagesordnung wird sein:

1. Gesamtbericht des Vorstandes;
2. Tätigkeitsbericht der Geschäftsstelle;
3. Kassenbericht des Kassierers;
4. Satzungsänderungen.

für Volksbibliotheken und Lesehallen.

Herausgeber: Professor Dr. Erich Liesegang in Wiesbaden. — Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig. — Preis des Jahrgangs (12 Nrn.) 4 M. Zu beziehen durch jede Buchhandlung und Postanstalt.

Die Literaturen des Auslandes und die deutsche Volksbücherei.

Von Gertrud Bernewitz.

Das gewaltige Erleben des gegenwärtigen Weltkrieges hat in alle Lebensgebiete neue Probleme hineingetragen. Auch das geistige Leben unseres Volkes erfuhr eine ungeahnt starke Erschütterung. Zeiten großer äußerer Umwälzungen zerstören alte liebgewordene Bildungsideale und schaffen neue. Sie bringen Selbstbesinnung, Läuterung, Umwertung gewohnter Werte.

So ist es zu verstehen, daß mitten im Krieg Volksbildungsfragen wichtiger erscheinen als je zuvor, daß die öffentliche Volksbücherei sich ihrer Aufgabe, ein Mittelpunkt im Volksbildungswesen zu sein, mehr denn je bewußt wird. Daß sie an ihre nationalen Aufgaben denkt und sich daher die Frage nach der Berechtigung der fremden Literaturen in ihren Bücherbeständen stellen muß. Das ist im wahren Sinne des Wortes eine Kriegsfrage, denn in den letzten 15—20 Jahren hatte das deutsche Bildungswesen sich zu einer nicht wegzuleugnenden Vorliebe für fremdländische Kunst hinentwickelt, einer Vorliebe, die nicht selten zu Urteilslosigkeit führte. So, daß es als selbstverständlich erschien, wenn die deutsche Volksbücherei einen hohen Prozentsatz ausländischer Autoren in ihren Bücherbeständen aufwies. Aber dann kam der Krieg, und mit ihm die Erkenntnis, wie viel Feinde unsere Volksbücherei beherbergte: in allen Regalen Feinde, und immer neue Feinde und zwischen ihnen die wohlwollenden, aber auch die feindlichen Neutralen. Da ist wohl manchem die Frage gekommen: ist das auch recht so? Hat denn das deutsche Volk, das Volk der Denker und Dichter, nicht genug an seiner eigenen wunderbaren und großartigen Literatur? Müßten wir uns nicht gerade auf dem Gebiete, das unser reichstes ist, und auf dem wir so ganz besonders begnadet sind, uns selbst genügen?

Hier wird eine doppelte Antwort nötig sein. Einmal wird der Gedanke erörtert werden müssen, ob das Fehlen der fremden Literaturen eine Lücke im geistigen Besitzstande unseres Volkes bedeuten würde, ob also diese Bücher es wert sind, neben unserer deutschen Literatur Eigentum des deutschen Volkes zu werden.

Und zum andern der Gedanke: Wie hat das Volksempfinden selbst sich zu den ausländischen Büchern während des Krieges gestellt? Hat es sie abgelehnt, oder hat sich nicht —

ganz im Gegenteil — ein starkes sachliches Interesse für die Ideenwelt und Umwelt unserer Feinde gezeigt?

Ein kurzer Ueberblick über die fremden Literaturen soll die nötigen Grundlagen zur Beantwortung der Frage nach ihrem Wert geben.

Zunächst die russische Literatur. Sie verliert viel durch die Uebersetzung, der zärtliche Hauch, das Volkstümliche und Echte der Sprache ist unübertragbar. Aber es bleibt noch genug: die Fülle der Ideen, der großartige Maßstab, den diese Bücher an alle Dinge des Lebens legen, vor allem aber der soziale Gedanke, die heiße Liebe zu den Erniedrigten und Beleidigten, zu den Mühseligen und Beladenen, die in der russischen Literatur, wie in keiner anderen, lebt. Die russische Literatur ist unausgeglichen wie Rußland selbst: voll verwilderter Größe und dann wieder reich an beglückender Fruchtbarkeit. Da findet sich Unordnung und Verkommenheit in einem Maße, das dem deutschen Rechtlichkeits- und Sittlichkeitsgefühl unbegreiflich erscheint, — daneben wieder eine sittliche Höhe und Vollkommenheit, ein Aufblühen des christlichen Gedankens, der überwältigt durch seine unverbrauchte Kraft und Tiefe. Schon die ältere russische Literatur hat solche Meisterwerke. Gógols romantisch-realistische Novellen („Der Mantel, Mumu“) und sein großer Roman („Die Toten Seelen“) sind voll warmer Menschenliebe; Turgénieffs Romane („Väter und Söhne“, „die neue Generation“ und die „Aufzeichnungen eines Jägers“) bewegen nicht nur soziale, sondern auch sozialistische Gedanken. Aber keiner hat die russische Leidenschaft zu schildern verstanden wie Gontscharow. Sie strömt nicht, wie bei andern Völkern, aus einem Zuviel an Kraft. Sie ist nicht aktiv, sondern passiv. Die russische Leidenschaft ist etwas, was erduldet und ertragen werden muß, wie eine Naturnotwendigkeit. Unabwendbar ist sie, denn sie ist Schicksal. Sie birgt auch ein Glück in sich, gewiß, aber dieses Glück ist von erschütternder Tragik. Denn es zeigt den russischen Menschen in aller Erbarmungslosigkeit, daß er, bei all seiner reichen Begabung, im tiefsten Grunde doch lebensunfähig ist. Weil ihm die Kontinuität in der Handlung, mithin das Sittliche, fehlt. („Der Absturz, Oblómw, Eine alltägliche Geschichte.“) Und doch leuchtet durch diese Lebensschwere, die dem deutschen Tat-Menschen weltenfremd und weltenfern erscheint, das Menschlich-Begreifliche ergreifend schön durch. „Schildere einen Dieb, ein gefallenes Weib,“ sagte Oblómw einmal, „vergiß aber dabei nicht den Menschen. Wo ist denn die Menschlichkeit? Ihr wollt nur mit dem Kopf schreiben — ihr glaubt, man braucht beim Denken kein Herz zu haben? Nein, der Gedanke wird durch die Liebe befruchtet. Reicht dem gefallenen Menschen die Hand, um ihn aufzurichten, oder weint bitterlich über ihn, aber verhöhnt ihn nicht. Liebt ihn, denkt bei ihm an euch selbst und behandelt ihn, wie euch selbst, — dann werde ich beginnen euch zu lesen und werde vor euch mein Haupt neigen . . .“

Diese Menschlichkeit, diese „verhaltenen Tränen“ um den irregegangenen Menschenbruder, hat aber keiner in solchem Maße wie

Dostojéwski. Er führt uns in eine Welt von Mördern, Trinkern, Dirnen, erblich belasteten Wüstlingen, Menschen mit „Karamasoffischem Gewissen“. Und trotzdem legt man seine Bücher mit dem Gefühl aus der Hand, daß im Himmel die Freude über den einen Sünder, der Buße tut, größer sein wird, als über die 99 Gerechten. Der Verbrecher braucht kein Verworfener zu sein, er ist ein Unglücklicher. („Schuld und Sühne, Aus einem Totenhaus, die Brüder Karamasoff“). Ja, der Verbrecher kann, inmitten der gesitteten, äußerlich ehrbaren Gesellschaft, der einzig anständige Mensch sein. Neben ihm vielleicht noch der Geistig-Arme („Der Idiot“). „Du bist nicht von dieser Welt“, sagen die Weltkinder zu dem armseligen Fürsten Myschkin, der ganz ähnlich wie Gerhart Hauptmanns Emanuel Quint in den schlesischen Bergen, in der Petersburger Gesellschaft wie eine Wundergestalt wirkt, „und Gott liebt solche, wie Du einer bist . . .“ Dostojewski liebt uneingeschränkt. Das Leiden ist in seinen Augen etwas so Heiliges, daß die Schuld durch das Leiden getilgt werden kann. Im leidenden Sünder liebt er den auferstehenden Menschen. Viel strenger, ja liebloser ist Tolstoj. Seine Liebe ist oft so stark die richtende Liebe des Pädagogen, daß sie entmutigend, ja vernichtend wirken kann. Nur selten bricht ein Strahl göttlichen Erbarmens durch. („Volkserzählungen, Die Macht der Finsternis, Auferstehung, Und das Licht leuchtet in der Finsternis.“) Unvergeßlich schön schreibt Tolstoj überall da, wo sein künstlerisches Temperament stärker ist, als seine sozial-reformatorischen Triebe. („Krieg und Frieden, Anna Karénina“). Mereschkówski ist mehr Historiker als Dichter. Aber seine Bücher sind stark empfunden, ernst und ohne historische Phrase. Er gibt erschütternde Einblicke in die Unsittlichkeit der russischen Regierung („Zar Peter und sein Sohn Alexei“). — Wenig bekannt ist der polnische Schriftsteller Reymont. Sein vierbändiger Roman („Die Polnischen Bauern“) ist eines der großartigsten Bücher der letzten Jahre. Das Bauernleben wird hier mit solcher Leidenschaft, Kraft und Hingabe geschildert, daß schließlich sich die ganze Welt in diesem kleinen, weltentlegenen polnischen Winkel zusammenzudrängen scheint. Reymont verdient es mehr gekannt zu werden als der oberflächlichere, stilistisch vielleicht glänzendere Sienkiéwicz. —

Goethe hat die ältere französische Literatur sehr hoch eingeschätzt. „Molière ist so groß, daß man immer von neuem erstaunt, wenn man ihn wieder liest.“ Auch Racine, Voltaire, Béranger, Rousseau, Victor Hugo werden gelobt. Von Frau von Staëls „Delphine“ sagt er, einige Darstellungen hätten ihn außer sich gesetzt, und wäre das Ganze diesen gleich „so müßte die ganze Welt davor auf den Knien liegen“. Aber schon die neueste Entwicklung der französischen Literatur seiner Zeit macht ihn bedenklich, und 1830 heißt es: „Die französische Nation ist die Nation der Extreme; sie kennt in Nichts Maß. Mit gewaltiger moralischer und physischer Kraft ausgestattet, könnte das französische Volk die Welt heben, wenn es den Zentralpunkt zu finden vermöchte; es scheint aber nicht zu wissen,

daß, wenn man große Lasten heben will, man ihre Mitte auffinden muß. Es ist das einzige Volk auf Erden, in dessen Geschichte wir die Bartholomäusnacht und die Feier der „Vernunft“, den Despotismus Ludwigs XIV. und die Orgien der Sansculotten, beinahe in demselben Jahre die Einnahme von Moskau und die Kapitulation von Paris finden. Somit muß man fürchten, daß auch in der Literatur nach dem Despotismus eines Boileau Zügellosigkeit und Verwerfung aller Gesetze eintrete.“ Was Goethe erwartete, erfüllte sich bald: Kaum eine zweite Literatur der Welt hat so zügellose, sittlich verwirrende Bücher hervorgebracht, wie die französische. Und doch wäre es ungerecht, die ganze französische Literatur mit dem Schlagwort „unmoralisch“ abzutun. Gewiß hat ein ganzes Zeitalter sich bemüht, in der Schamlosigkeit der Darstellung jedes Maß des ästhetisch Erlaubten zu überschreiten. Im impulsiven Franzosen wohnt eben gut und böse sehr nahe beieinander. Er kann sich für das Gute begeistern, aber ebenso kann ihn die Stünde hinreißen: immer ist es die Macht des Augenblicks, die den Funken zur hellen Flamme entzündet. Das ist auch das Eigentümliche, das der ganzen französischen Literatur anhaftet: die jähen Uebergänge vom Höchsten zum Tiefsten, das Fehlen eines sichern ruhenden Punktes, im tiefsten Grunde: der Mangel an Seelenleben und an bewußtem Verantwortungsgefühl. Dieses Besondere haftet auch den Büchern an, die ernstgemeinte und großzügige Dokumente französischer Kultur sind, so Balzacs „Menschlicher Komödie“, Stendhals „Rot und Schwarz“, Flauberts „Madame Bovary“, Zolas „Rougon-Maquarts“. Gewiß ist Flauberts „Madame Bovary“ ein Ehebruchsroman, und hat als Muster für bald unzählige Nachahmungen gedient. Aber das Original, „Frau Bovary“, steht einzig da, unerbittlich glaubhaft, beängstigend lebenswahr: es ist der Niederbruch einer menschlichen Seele, der Sieg des Geschlechtlichen über das Geistige. Aus diesem Siege geht aber nicht neues Leben hervor, sondern der Tod.

Emile Zolas großer Roman-Cyclus ist wohl — neben Balzacs schwer zugänglicher „menschlicher Komödie“ — am bekanntesten. Und mit Recht, denn hier ist gewiß das Stärkste, was ein Franzose seinem Volk zu sagen hat. Alle seine Romane („Germinal, Erde, Das Geld, Dr. Pascal, Lourdes, Paris, Rom, Fruchtbarkeit“) beeindrucken den Leser durch das hinreißende Temperament, mehr noch durch die künstlerische und menschliche Maßlosigkeit des Dichters. Zola türmt Gedanken, Erlebnisse, Wünsche, Hoffnungen, Enttäuschungen, Greuel, Not, Stünde, Laster: das ganze Menschentum seiner Zeit zu einem Riesenbau auf. Man fürchtet unter dieser Masse zu ersticken, bis man dann endlich doch noch auf die Höhe geführt wird und wieder Licht und Luft fühlt. Das ist Zolas Taktik nach dem bekannten Ausspruch: „Une oeuvre d'art est un coin de la nature, vu à travers un tempérament.“ Zolas Temperament vergewaltigt seine Leser, aber wenn sie ihm gewachsen sind, steigen sie stärker und reifer aus dem Strudel auf, in den er sie hereinriß.

Aus dem Gesagten geht schon hervor, daß Bücher, die so stark

und leidenschaftlich erlebt sein wollen, für eine Volksbücherei nur mit starker Einschränkung in Betracht kommen. Der primitive Leser, der im rein Stofflichen stecken bleibt, wird schwerlich in Büchern wie Zolas „Fruchtbarkeit“ oder in Lemonniers „Eisernem Moloch“ durchfinden zum Menschlich-Bedeutungsvollen, zur Tragik des Allgemein-Menschlichen. Die erotische Spannung wird alles andere zurückdrängen, zumal das ethisch und ästhetisch versöhnende religiöse Gefühl fehlt. So kann die spielerische Art des Franzosen dem schlichten deutschen Leser leicht gefährlich werden.

Das bezieht sich auch auf den französischen Unterhaltungsroman, der übrigens stilistisch hoch steht und oft auch dichterischen Wert hat. Besondere Bedeutung wird man trotzdem den Romanen von Daudet, Loti, Murger, Feuillet, Maupassant, die wohl die am meisten gelesenen Autoren sind, nicht beilegen, sie können durch bessere deutsche Bücher ersetzt werden. Maupassants Romane sind zudem nicht selten schlüpfrig, Murger ist anmutig, aber pikant. Lesenswert sind die Heimatromane von René Bazin („Le blé qui lève, La terre qui meurt“) sie verdienen viel eher eine deutsche Uebersetzung als zahllose oberflächliche Gesellschaftsromane. Kulturgeschichtlich interessant sind die Bücher von Romain Rolland („Johann Christophs Kinder- und Jugendjahre, Johann Christoph in Paris“). Dieser französische Schriftsteller schildert uns Paris, die französische Kultur der letzten Jahre aus dem Gesichtswinkel eines deutschen Künstlers. Es ist sehr interessant, wie er versucht, sich in das deutsche Seelenleben hineinzusetzen, und wieviel Sympathie er im Grunde für die sittliche Unverdorbenheit und die große Kraft des Deutschen hat, wie herbe und ehrlich er sein eigenes Volk kritisiert, wenn auch viel Aeußerliches in der französischen Art, die Dinge zu sehen, mit unterläuft. Als Kunstwerke sind die Bücher von Zola beeinflusst, aber reichen nicht an sein Können heran, Volksbücher sind sie jedenfalls nicht. — Aus der belgisch-flämischen Literatur darf Costers schöner „Ulen-spiegel“ nicht unerwähnt bleiben: das Buch von Tyll Ulenspiegel, der „der Geist und das Gewissen“ Flanderns war und von Nele, seinem Weib, die man das „Herz des Landes“ nannte. Beide sind von übermenschlicher Lebenskraft: Glück und Unglück brennt sie mit siebenfacher Glut, aber Geist und Gewissen leben weiter in Flandern, das unruhige Herz des Landes klopft immer noch. So ist dieses Buch, trotz aller Roheit und Grausamkeit im Volkscharakter, doch „ein fröhliches Buch, trotz Tod und Tränen“. Erwähnt sei auch der geschichtliche Roman von Conscience „Der Löwe von Flandern“. —

Nur spärlich hat sich die italienische Literatur in der deutschen Volksbücherei eingebürgert. Man wird Dantes „Göttliche Komödie“ finden, vielleicht noch Manzonis „Verlobte“. Aber auch dieses Buch will in unserm Volk nicht recht warm werden, trotz des Ehrenzeugnisses, das Goethe ihm ausstellte. (. . . „Der Eindruck beim Lesen ist derart, daß man immer von der Rührung in die Bewunderung fällt, und von der Bewunderung in die Rührung . . . Ich dachte, höher

könnte man es nicht treiben . . .“ 1827 zu Eckermann.) Ganz fremd bleiben uns auch die künstlerisch und inhaltlich wirklich bedeutenden Bücher von Fogazzaro. („Die Kleinwelt unserer Väter, Die Kleinwelt unserer Zeit, Der Heilige.“) Bei allem Interesse, das man der kulturellen und auch klerikalen Entwicklung des Landes entgegenbringt, bleibt man doch menschlich ganz kalt und unbeteiligt. Eine einzige Schriftstellerin versteht es, zu erwärmen und etwas Liebe hervorzurufen. Das ist Grazia Deledda. Ein so schönes und warmerherziges Buch wie der Roman „Asche“ wiegt ein Dutzend von landläufigen Unterhaltungsbüchern auf. Es ist die Geschichte eines jungen Studenten, der in heißem Idealismus seine verkommene Mutter sucht. Als er sie schließlich findet, versagt seine moralische Kraft. Er liebt sie nicht. Er ist lieblos und verächtlich und treibt die armselige Mutter zum Selbstmord. Als sie tot ist, erkennt er, was wahrhafte Liebe ist, und was Schuld und Vergebung bedeutet.

Am allerbekanntesten ist — bedauerlicherweise — d'Annunzio, gerade der ausschweifende, auch literarisch, in Komposition und Stil unerträglich überhitzte d'Annunzio, der wohl am allerwenigsten in den Rahmen einer Volksbücherei gehört. Sein großer Roman („Vielleicht — vielleicht auch nicht!“) ist ein Dokument unmännlicher Kraftlosigkeit und perverser Sinnlichkeit; manchen seiner Dramen kann die Schönheit der Form und der Sprache nicht abgesprochen werden. —

Die englische Literatur ist reich an trefflichen Jugendbüchern. Sie pflegt einen Typus, den wir in Deutschland, sehr mit Unrecht, als altmodisch zu bezeichnen pflegen: die Familiengeschichte. Gerade das ist es, was die jugendlichen Leser wollen. Da hilft alle Theorie über die Jugendschriftenfrage nichts, da helfen alle Musterbücher für die Jugend nichts, wenn sie den Weg zum jugendlichen Herzen nicht ohne alle Umwege und Vermittlungen finden. Und das tut die Familiengeschichte. Ein Buch wie die „Kleinen Frauen“ der Louisa Alcott ist ein wahrhaft mustergiltiges Jung-Mädchenbuch. Es stellt nicht künstlich verwässertes Leben dar, sondern das Leben in seiner ganzen Fülle: Schmerz, Glück, Schuld, Tod, ja auch Liebe und Ehe — aber alles in der Begriffs- und Gefühlshöhe sehr junger Menschen. Auch Burnetts „Kleiner Lord“ gehört hierher, ferner von Wetherell „Queechy“, (leider in der Uebersetzung nicht mehr zu haben), Yonge „Der Erbe von Redclyffe“, Craik „John Halifax“, Montgomery „Unverstanden“,; und für die Knaben De Foes „Robinson Crusoe“, Marryats „Sigismund Rüstig“ und Coopers „Wildtöter“ und „Letzter Mohikaner“ nicht zu vergessen.

Ausgezeichnet volkstümlich sind die Bücher der George Eliot. („Adam Bede, Silas Marner, Die Mühle am Floß.“) Ihre Bücher sind innerlich erlebt, von starkem sittlichen Gehalt, dabei inhaltreich und schlicht.

Auch Dickens bleibt immer zeitgemäß. Er hat nicht die ekstatische Verehrung für das menschliche Elend wie die russischen Schriftsteller, nicht die maßlosen Anklagen eines Zola oder Lemonnier, aber

er hat auch viel Menschenliebe, eine etwas nüchterne, pedantische, aber tatkräftige und hilfreiche Liebe. Dickens soziales Gewissen ist seiner Zeit voraus, er deckt soziale Schäden auf, er stellt menschliche Schwächen bloß, er übt eine unbarmherzige Kritik an den schlechten Eigenschaften seines Volkes; er ist mitleidig gegen die Gequälten und Gedrückten, unerbittlich gegen die Satten, Gedankenlosen, Selbstgerechten. („Harte Zeiten, Klein Dorrit, Oliver Twist, David Copperfield, Weihnachtsgeschichten.“) In Dickens Geschichten wird das Böse bestraft und das Gute belohnt, ganz naiv; neben den harten Bösewichtern leben auch wahrhaft gute, edle, selbstlose Menschen, die Menschheit geht nicht an den schlechten Menschen zu Grunde, sondern sie richtet sich an den Guten an: dieser positive Zug macht Dickens Bücher zu wahren Volksbüchern.

Auch die schönen romantischen Erzählungen von Walter Scott sind heute noch ebenso lebendig wie vor 100 Jahren, als Goethe über sie urteilte: „Walter Scott ist ein großes Talent, das nicht seinesgleichen hat, und man darf sich billig nicht verwundern, daß er auf die ganze Leserwelt so außerordentliche Wirkungen hervorbringt...“ Die Jugend liest ihn besonders gern.

Von Shakespeare als von einem Nationaldichter zu sprechen, ist eigentlich nicht möglich. Eines Dichters Urkraft, die den Menschen die Fülle des Lebens erschlossen hat, können nationale Grenzen schwer gezogen werden. Shakespeare auf der deutschen Bühne ist eben deutsches Eigentum.

Von der neuen englischen Literatur hat sich merkwürdig wenig in Deutschland eingebürgert. (Vergl. dazu die Ausführungen von Bernhard Fehr: Streifzüge durch die Neueste englische Literatur, Straßburg, 1912). Bekannt ist Rudyard Kipling durch seine eigenartigen Dschungelgeschichten, die mehr Liebe für die Tiere als für die Menschen haben; daneben auch Oskar Wilde, der aber ebenso wenig in die Volksbücherei hineingehört, wie etwa Hans Heinz Evers oder Gustav Meyrink. Liebhaber amerikanischen Geistes und Humors lesen gern die Erzählungen von Poe, Mark Twain, Bret Harte, Wells. Eine besondere Bedeutung kommt diesen teils phantastischen, teils grausigen und abenteuerlichen Geschichten aber wohl nicht zu. Conan Doyles Detektivgeschichten verderben die Aufnahmefähigkeit für gute Bücher. —

Der gegenwärtige Krieg hat die ganze Welt in ein anderes Licht gerückt. Die Maske der Gewohnheit, der Konvention und der Tradition ist gefallen — Völker und Menschen sehen einander ganz anders ins Auge als früher. Wo man warme Anteilnahme, Miterleben, Liebe erwartete, fand man Gleichgültigkeit, kühle Abwehr, wenn nicht Haß. Deutschland hat seine Erfahrungen gemacht, nicht nur mit den feindlichen, sondern auch mit vielen neutralen Ländern. Das starke geistige Band, das uns mit all diesen Ländern von jeher verbunden hat, soll aber trotzdem nicht verleugnet werden. So werden wir die Schweizer Literatur nach wie vor zu unserer Nationalliteratur zählen, und auch

bei den anderen Ländern immer weiter das anerkennen, was sie uns gegeben und das, was sie von uns empfangen haben.

Aus der holländischen Literatur ist van Eedens „Kleiner Johannes“ und „Johannes der Wanderer“ recht bekannt. Van Eedens Bücher sind mystisch, gedankenreich; das soziale Problem, in das der „Kleine Johannes“ ausläuft, läßt sich oft nicht leicht in den märchenhaften Ton des Buches zwingen. Jedenfalls wird das Nebeneinander von Traum und Leben immer nur von wenigen verstanden und gewürdigt werden. Der bedeutendste der neuen holländischen Dichter ist aber ohne Frage Maarten Maartens. Seine Bücher sind Werke eines Dichters, stark und eigenartig, dabei doch so echt volkstümlich, daß auch die große, gleichgültige Menge von ihnen ergriffen werden muß. Zwar — Maartens schreibt nicht für die Instinkte eines großen Publikums. Sein schönstes Buch „Gottes Narr“ ist ein Roman ohne Liebesgeschichte, das Motiv ist ganz seltsam und unverbraucht: es ist die Lebensgeschichte eines Blinden und Tauben, der durch Unvorsichtigkeit als Kind verletzt wird. Sein Leben ist ein Kampf mit der Dunkelheit des Leibes und der Seele, schließlich ringt sich der arme „Narr Gottes“, den ein blindes Schicksal zum Herrn über viele Millionen setzte, doch zur Erkenntnis von Schuld und Sühne durch. Der Dichter sagt von diesem Buche selbst: „Das ist eine traurige Geschichte, meint ihr; ich aber lasse mir nicht einreden, daß sie traurig ist. Sie endet gut. Ihr, die ihr sehen und hören könnt, und nicht hören und sehen wollt, ihr werdet mein blindes Kind noch beneiden, wenn Licht und Schatten wechseln . . .“ Auch in den anderen Büchern kehrt immer wieder das Motiv der Schuld und der Erlösung durch Liebe wieder („Johst Avelinghs Schuld; Die Liebe eines alten Mädchens; Dorothe, die Geschichte eines reinen Herzens; Harmen Pols“). — Besonders stark vertreten sind bei uns die nordischen Literaturen: Schweden, Norweger und Dänen haben längst Heimatrechte in der deutschen Bücherei. Einmal ist es der Zusammenhang mit der wilden, schönen und gewaltigen nordischen Natur, der uns diese Bücher so besonders lieb macht. Denn wir lieben die Seen und Wälder, von denen Selma Lagerlöf uns erzählt, wir lieben die Mitternachtssonne, die Schneeberge und das Meer. Wir lieben diese gottbegnadeten Talente, die solch starke und begeisternde, aufbauende und das Leben bejahende Bücher hervorgebracht haben.

So sind alle Schriften von Selma Lagerlöf. In ihnen steckt eine Lebenskraft, die sich auch durch Unglück und tragisches Erleben durchringt. Warum? Weil Selma Lagerlöf das Beste hat, was der Dichter haben kann: Menschenliebe, eine Liebe, die auch die tiefste Schmach — ein beschädigter und unzulänglicher Mensch zu sein — zuzudecken vermag. Nur Liebe kann das schwerste soziale Problem — wie können Christentum und Sozialismus miteinander versöhnt werden — lösen („Die Wunder des Antichrist“). Nur Liebe kann den Gefallenen zum frohen und tätigen neuen Leben erwecken („Gösta Berling“). Und wie behandelt Selma Lagerlöf die alte Märchenidee von

Stiefmutter und Stieftochter! („Liljecronas Heimat“). Mit wie viel Tiefe und sittlichem Ernst — im Gegensatz zu dem doch wohl überschätzten Modebuch der Agnes Günther („Die Heilige und ihr Narr“).

Werner von Heidenstam ist noch herber, stärker, überströmender als Selma Lagerlöf.

Er hat seinem Volk ein Loblied gesungen, wie nur selten ein Dichter („Karl XII. und seine Krieger“). Es ist das Loblied eines Volkes, dem seine Armut zur höchsten Ehre wurde. Und so untadelig war diese Ehre, daß eine ganze, in Reichtum und Wohlleben versunkene Welt sich vor dem ärmlichen und geflickten grauen Soldatenrock der Schweden beugte. Auch Gustav af Geijerstam hält am Leben fest, läßt seine Menschen bei aller Tragik nicht zu Grunde gehen. Er hat diese Vereinigung von Tragik und Lebensbejahung im „Buch vom Brüderchen“ so zusammengefaßt: „Dieses ganze Buch ist ein Buch vom Tode, und doch handelt es, wie mir scheint, mehr vom Glück als vom Unglück. Denn Unglück heißt nicht, das verlieren, was einem teuer ist, das Unglück liegt darin, es zu beschmutzen, zu verderben oder es zu entweihen. Und es gibt ein Geheimnis, ich mußte lange leben, bevor ich es lernte.“

Die Liebe steht niemals still. Sie muß mit den Jahren wachsen oder abnehmen. Und nicht nur in letzterem Fall kann sie Leiden verursachen. Der gewaltigste Eros ist der, der Leiden bringt, weil er immer stärker wird.“ Per Halströms feine zarte Novellen („Ein geheimes Idyll. Frühling“), werden sich immer nur an wenige wenden, dagegen sind die nicht tiefen, aber sonnigen, gemüt- und humorvollen Erzählungen von Hedenstjerna bei alt und jung gleich beliebt, und nicht mit Unrecht.

Von dänischen Dichtern gebührt immer noch Andersen die erste Stelle. Andersens Märchen gehören in die Kinderstube wie Sonne und frische Luft. Andersens Märchen können ja garnicht anders, als jedem — sofern er ein inneres Verhältnis zur Dichtkunst hat — Begleiter und Maßstäbe fürs Leben zu werden („Die Schneekönigin, Die Galoschen des Glücks, Der Tannenbaum“).

Von neueren Schriftstellern ist Pontoppidan einer von den wenigen Lebensstarken, Mutigen. Sein großer Pfarrer-Roman („Das gelobte Land“) ist schwerblütig und nicht leicht zugänglich, aber vielleicht doch das Beste, was zu dem Thema „Verkaufe alles, was Du hast, und folge mir nach“ geschrieben worden ist.

Jürgen Jürgensens Bücher sind ganz vom Heimatboden gelöst. Seine afrikanischen Reise- und Abenteuergeschichten sind aber von starker innerer Disziplin erfüllt, bei aller Spannung und Grausigkeit doch so wunderschön, daß sie es wohl verdienen, all die unwürdigen Machwerke auf diesem Gebiete — mit denen die Praxis aber doch immer rechnen muß — mehr und mehr zu verdrängen. („Fieber, Christian Svarres Kongofahrt, Die große Expedition“.) Ingeborg Maria Sicks zarten, fast immer geschmackvollen Frauen- und Mädchen-

bücher sind ein hübscher Ersatz für Gartenlauben-Literatur („Großmutter Ursulas Garten, Jungfrau Else“).

Von Norwegern ist vielleicht nur Björnson zu nennen, der seine Menschen, durch Dunkelheiten und Irrungen, aber doch immer nach oben führt. Björnson ist stark an die Natur gebunden; und so wie die unverbrauchte, starke und selbstherrliche, sich immer wieder erneuende Natur, so müssen seine Menschen sich auch zu einem neuen und starken Leben durchringen. („Ein fröhlicher Bursch, Das Fischer-mädchen, Mägnhild, Synnöve Solbakken, Der Brautmarsch“.)

Aber nicht nur die Naturkräftigen, die Freudigen am Leben ziehen uns so mächtig an in der nordischen Literatur. Was uns noch mindestens ebenso stark fesselt: das ist der Reichtum an Ideen, die Fülle der Probleme. Es ist der grübelnden Art des Nordländers nicht gegeben, mit Leichtigkeit „Probleme in Postulate umzuwandeln“. Er liebt das Problem um des Problems willen, die sittlichen Forderungen treten zurück, die Komplikationen sind die Hauptsache, nicht ihre Auflösung. Daraus ergibt sich ein Doppeltes. Einmal die geistige Höhe, die gesteigerte Empfänglichkeit für alles Problematische, eine seelische und intellektuelle Verfeinerung von seltenem Maße, — aber auch zum anderen die Kehrseite: wer allzuviel grübelt, zweifelt und verneint, der zerreibt seine positiven Kräfte, der reibt den eigenen Lebensfaden durch. Bücher, die aus solchem Geiste geboren werden, bauen nicht auf, sie zerstören, sie können wohl die Seelenkräfte verfeinern, aber sie zersetzen sie. Viele der begabtesten nordischen Dichter sind solche Zerstörer. Ja, auch Ibsen, dessen Lust am Problem auch oft größer ist, als die dem Leben zugewandte Menschenliebe. Weil auch er das aus dem Leben herauszieht, was allein das Leben erträglich macht: die Illusion. Vor allem aber Strindberg, der seine Leser zum Lebenssekel bringen kann, der alle Menschenliebe in Haß und Verachtung umsetzt, der die Menschen vor sich selbst verächtlich macht: zumal die Frauen. Aber auch J. P. Jacobsen drückt ähnlich auf alles positive Lebensgefühl; Hermann Bang, Knut Hamsun, Bojer und der Isländer Hjørleifson sind unerträglich, bei aller Schönheit und hohen Kunst. Es ist ein gewagtes Spiel, solche Vernichter der Freude und der Behaglichkeit, solche Ungläubige des Lebens unter das Volk zu bringen — sie werden dort mehr Verständnis und Anklang finden, als man im Allgemeinen annimmt — und das kann gewiß nicht zum Segen des Volkes sein. —

Hat nun dieser kurze Ueberblick über die Literaturen des Auslandes die Frage nach ihrem Wert für die deutsche Bücherei bejaht oder verneint? Objektive Betrachtung wird zu dem Resultat kommen, daß überall da, wo eine Weltanschauung allgemein-menschlich erschütternd, echt und überwältigend auf uns eindringt, wir die Verpflichtung haben, uns mit ihr auseinanderzusetzen. Weil diese fremde Weltanschauung uns vielleicht nicht besser, nicht glücklicher, aber in jedem Fall reicher machen kann.

Voraussetzung wird freilich immer eins sein: daß die Auseinandersetzung mit der ausländischen Literatur nicht die Pflege der eigenen Literaturschätze verdrängt, daß das Fremde einen Zustrom neuen Geisteslebens bildet, — aber nicht den Hauptstrom.

Und noch eins: hier kann es sich immer nur um die Meisterwerke fremder Kunst handeln: denn von ausländischer Kunst ist immer nur das Beste gut genug für das eigene Volk. Aber wo die Besten eines Volkes zu ihrem Volk sprechen, wo sie es schildern, seine Schäden aufdecken, um es zu strafen und zu bessern — überall da, wo eines Dichters heiße Liebe spricht — da sollen wir an der Fülle des fremden Erlebnisses nicht vorübergehen. Auch wenn dieses Erlebnis den Stempel eines fremden, ja vielleicht feindlichen Geistes trägt. Man soll ja auch im Buch nicht immer nur sich selbst suchen. Dabei kann kein geistiges Leben gedeihen, denn nur durch Kampf entsteht neues Leben. Man muß an den fremden Lebensgesetzen die eigenen überprüfen lernen.

Gewiß wird uns vieles im fremden Seelenleben unverständlich und abstoßend bleiben. Ein Mörder aus Idealismus konnte auf der ganzen weiten Welt nur ein russischer Student sein, ein Streik, wie ihn Zola in Germinal schildert, war einzig in Frankreich möglich (vergl. Gerhart Hauptmanns Weber); aber wie stark das Trennende sein möge: immer haben wir es mit Menschen zu tun, mit Größe und Niedrigkeit, mit starker Liebe und starkem Haß — mit einem Wort, mit der flammenden menschlichen Leidenschaft, wie große Künstler sie dargestellt haben. Unter diesem Gesichtspunkt ist eine Auseinandersetzung mit fremden, aber großen Menschen vielleicht lohnender als die Übereinstimmung mit dem altvertrauten, aber wesenlosen Durchschnittsmenschen.

Und je höher man seine Feinde einschätzt, um so höher stellt man sich selbst, denn sonst wäre es ja garnicht nötig, daß wir unsere ganzen Kräfte gegen sie einsetzten.

Kürzer läßt sich die zweite Frage beantworten: wie hat das Volk selbst Stellung zur ausländischen Literatur genommen? hat es sich in der öffentlichen Bücherei irgendwie bemerkbar gemacht, daß die fremden Bücher nicht mehr gelesen wurden, eben, weil sie fremde Bücher waren? Die deutsche Schaubühne hat während des Krieges mit der Aufführung ausländischer Stücke nicht gespart. Ob eine solche Weitherzigkeit angebracht war, ist eine Sache für sich, das ist eine Frage des öffentlichen Lebens, eine Frage nationalen Taktgefühles, die die öffentliche Meinung beantworten muß.

Anders liegen die Dinge, wenn es sich um die ausländische Literatur in der deutschen Bücherei handelt. Hier kann natürlich jeder persönlich nach seinem Empfinden verfahren, er kann die fremden Bücher annehmen oder ablehnen. Gewiß auch ablehnen. Manchem ist die Enttäuschung in der Gesinnung der fremden Völker zu groß gewesen, als daß er sich mit kühler Sachlichkeit darüber hinwegsetzen könnte. Er will nichts mehr von ihnen wissen. Besonders zu ver-

stehen wäre eine solche Ablehnung bei den Soldaten im Felde, die bittere persönliche Erfahrungen mit den bösen Instinkten unserer Feinde gemacht haben. Ihnen sollte man eine intensive geistige Berührung mit den Feinden, wie sie durch die Literatur hervorgerufen wird, lieber nicht zumuten.

Im Allgemeinen aber (und diese Erfahrung ließe sich gewiß reichlich bestätigen), hat sich eine ausgesprochene Ablehnung der fremden Literaturen in unseren Büchereien kaum bemerkbar gemacht. Im Gegenteil. Bei vielen ist ein besonderes Interesse erwacht. Ferne Länder sind plötzlich nicht mehr Namen, sondern Realitäten, zu denen man persönliche Beziehungen hat: fremde Dörfer, in denen deutsche Soldaten, Männer, Brüder, Söhne, bluten und sterben; Ströme, die sie überbrücken, fremde Wälder; in denen sie nachts Posten stehen, — das alles ist in unserem Volke plötzlich zu persönlichem Erlebnis geworden, neue Gedanken, neue Lebenserscheinungen sind aufgetaucht. Da hat der deutsche Geist nicht eher Ruhe, als bis er sich in das fremde Chaos eine gewisse Ordnung hineingetragen hat.

Das braucht gewiß nicht ein Armutszeugnis zu sein, auch kein Mangel an Temperament und nationalem Gefühl. Es ist, bewußt oder unbewußt, die gleichmütige Ruhe des Stärkeren, der sein Feuer hütet und sich seiner Freiheit freuen kann. Es ist aber auch das deutsche Gerechtigkeitsgefühl, das bei all den tödlichen Schlägen, die es dem Feind als Feind ansteilt, ihm doch nicht die Menschenwürde nimmt; es ist die sittliche Kraft, die auch im Feinde noch den Menschen achtet.

Luise von François und die deutschen Volksbüchereien.

Von Karl Noack.

Aus Anlaß ihres 100. Geburtstags, am 27. Juni d. J., ist die Dichterin Luise von François allseits, sowohl von den zünftigen Literaturblättern, wie von Zeitschriften und Zeitungen gebührend gefeiert und gewürdigt worden. Nicht um den meist recht gediegenen Festartikeln nachträglich noch einen neuen, jetzt überflüssigen, hinzuzufügen, wird dieser niedergeschrieben, sondern um nach einer kurzen Würdigung ihrer Persönlichkeit und ihres Lebens, bei Gelegenheit der erhöhten Aufmerksamkeit weiterer Kreise, an dieser Stelle zu untersuchen, was Luise von François den Lesern der deutschen Volksbüchereien sein kann und welche Ausgaben ihrer Werke hierfür vorzugsweise in Betracht kommen. Wir wollen den Grundsatz unseres früheren Kollegen E. Schultze, auf dem er die Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung aufgebaut hat, beherzigen: daß es für die Deutschen wichtiger sei, ihre großen Dichter zu lesen und ihre Gedankenwelt lebendig in sich zu erhalten, als ihnen äußerlich Denkmäler von Stein oder Erz zu setzen.

Luise Marie von François entstammt einer alten französischen Adels- und Hugenotten-Familie, die schon vor 1681 nach Brandenburg

gekommen ist. Fast alle Söhne waren preußische oder sächsische Soldaten. Besonders Karl von François, gestorben 1855, hat sich einen Namen gemacht. Seine Lebenserinnerungen¹⁾ werden Leser finden „solange ritterliche Männer und wunderbare Schicksale ihre Anziehungskraft bei uns noch nicht verloren haben“. Sein Sohn, Bruno von François, führte am 6. August 1870 die Sturmhaufen gegen den Roten Berg der Spicherer Höhen und hauchte von 5 Kugeln getroffen seine tapfere Seele mit den Worten aus: „Es ist doch ein schöner Tod auf dem Schlachtfelde; ich sterbe gern, da ich sehe, daß das Gefecht vorwärts geht.“ Luisens Vater, der 1815 aus der sächsischen Armee in preußische Dienste übergetreten war, verheiratete sich 1816 zum zweiten Male mit einer Dame aus Weißenfels, Amalie Henriette Hohl. Von ihr wurde die Dichterin am 27. Juni 1817 in dem kleinen Herzberg an der Schwarzen Elster geboren, wohin ihr Vater mit seinem Bataillon versetzt worden war. Nach dem frühen Tod ihres Mannes, im November 1818, verheiratete sich Frau von François wieder mit dem Kreisgerichtsrat Herbst in Weißenfels, der, ein trefflicher Charakter, die Kinder seiner Frau aus erster Ehe durchaus als die seinigen ansah und ihnen eine neue Heimat bot. In dieser ländlichen Stille, ohne eine öffentliche Schule besucht zu haben, wuchs sie heran. Schon von frühester Jugend an hatte Luise von François einen lebhaften Hang zur Geschichte, insbesondere zu der ihrer Heimat und genoß einen vortrefflichen Unterricht bei dem Magister H. Heydenreich dem sie in dem Hofmeister Christlieb Taube in der „Reckenburgerin“ ein Denkmal gesetzt hat; ebenso wie Hardine in diesem Roman, hat sie als „Jungfer Grundtext“ ihn mit ihren unermüdlichen Fragen „Wie? und Wo? und Wann? und Warum? den Wissensborn bis auf die Grundneige ausgepumpt“. Von Bedeutung für die Richtung ihrer geistigen Entwicklung wurde ihre Freundschaft mit dem Dichter Adolf Müllner, bei dessen Privattheater ihre Mutter gelegentlich mitgespielt hatte. Durch ihn wurde sie mit Walter Scotts Romanen bekannt und verschlang sie in ihrem Lesehunger schon als Kind. In „Fräulein Mutchen und ihr Hausmaier“ hat sie ihm „unter Benutzung seiner eigenen Erinnerungen an die Kampfstage im Mai 1813“ als Modell benutzt. Einen Einfluß auf die spätere Gestaltung der dichterischen Werke von Luise von François übte auch ihre Großmutter Hohl aus. Sie ist sehr schön geschildert in der „Geschichte des Urgroßvaters“ als Märchenmuhme vor dem Spinnrocken, „stundenlang hörte ich die alten, oft gehörten Geschichten von neuem mit an.“ Am Ausgang ihrer Kindheit machte auf Luise noch einen tiefen Eindruck der Durchzug der in die Verbannung ziehenden Polen, die in beträchtlicher Zahl ihren Aufenthalt dort nahmen, „ganz unentgeltlich gespeist und getränkt wurden. Tränen der Dankbarkeit zollten dafür

1) Karl von François. Ein Soldatenleben nach hinterlassenen Memoiren hrsg. von Chlotilde von Schwarzkoppen. 5. Aufl. Berlin 1910. Verlag von R. Eisenschmidt.

jene tapferen und edeln, aber unglücklichen Krieger, und es gab dabei oft herzerreißende Szenen“ (1830). Sie hat wohl damals Studien zu den beiden Müttern der jungen Heldinnen Loris im Katzenjunker und Liskas in den Zwillingssöhnen gemacht. Das Jahr 1834 bildet einen Wendepunkt in Luisens Leben. In ihrem „einzigen Balljahre“ lernt sie einen jungen schönen Offizier, den Grafen Alfred Görtz, kennen und verlobt sich mit ihm „in diesem reichsten Sonnen- und Weinjahre, dem wärmsten Liebesjahre, das sie als strahlendes Geschöpf gesehen“. Am meisten sind wohl in „Phosphorus Hollunder“ die Züge für das junge Paar ihrem eigenen damaligen Erleben entnommen. Doch bald verdüsterte sich der Himmel des jungen Brautpaares. Unverschuldet ging das mütterliche Vermögen verloren, die Mutter erkrankte schwer, kurz in dem Leben der bisher sorglos Aufgewachsenen vollzog sich eine bedeutsame Veränderung. „Arm sein ist nicht schlimm“, bemerkt sie einmal im Hinblick auf diesen Lebensabschnitt, „arm werden ist schrecklich!“ Eine Folge davon war, daß sie selbst die Verlobung wieder auflöste. Anfangs in der Pflege ihrer nervös erkrankten Mutter, dann seit 1848 als Leiterin des Haushalts ihres oben genannten Onkels, des Memoirenschreibers Karl von François in Minden, dann in Halberstadt und Potsdam, den sie auch in seinen letzten Jahren liebevoll pflegte, flossen die Jahre still dahin. Nach seinem Tode zog sie sich wieder nach Weißenfels zurück, um sich besonders ihrem erblindeten Stiefvater Herbst zu widmen, und verbrachte dann als „einselige Invalidin“ ihre alten Tage in ihrer Mansarde — ebenso arm wie berühmt. Außer ihrer eifrigen Schriftstellerei und allerlei Arbeiten der Nächstenliebe, füllten ein reger Briefwechsel, u. a. besonders mit C. F. Meyer, auf den wir weiter unten noch zu sprechen kommen, und Marie von Ebner-Eschenbach, sowie kleine Reisen die letzten Jahrzehnte ihres Lebens aus. Nach ihrem 70. Geburtstag traten allerlei Leiden, besonders ein „Stärlein“, wie sie scherzend sagte, an sie heran. Im September 1893 erkrankte sie ernstlich an einem krebstartigen Magenleiden und schlummerte, treu gepflegt von ihrer ältesten Schwägerin und deren zwei Töchtern, am 24. September 1893 in die Ewigkeit hinüber.

„Auf den ersten Blick mußte man sehen — schildert sie der ihr befreundete Hallenser Oberbibliothekar O. Hartwig (Deutsche Rundschau 1893 I, 474)¹⁾ — daß man in ihr eine wirklich bedeutende, echt vornehme und daher freie Persönlichkeit vor sich habe. Ueber Mittelgröße schlank emporgewachsen, war die über 60 Jahre alte Dame noch voller Schönheit ... Voll höflichen und freundlichen Entgegenkommens, kam man bald mit ihr in ein bedeutendes Gespräch ... Humorvoll und dem Scherz nicht abgeneigt, beurteilte sie die Menschen nicht hart. Die ihren Erzählungen eigentümliche Mischung von konservativen Ueberlieferungen und freien Standpunkten trat auch überall in ihren Gesprächen hervor!“

1) Wieder abgedruckt in „Aus dem Leben eines deutschen Bibliothekars“, hrsg. v. E. Liesegang (Marburg, 1906). S. 178—189.

Zur Feder griff sie um dem erblindeten Vater und der gelähmten Mutter die äußere Not fern zu halten in der Mitte der 50er Jahre. Unter ihren ersten, gedruckten Arbeiten befindet sich „Phosphorus Hollunder“, 1858 erringt sie mit „Hellstädt“ sogar einen Preis. Doch blieb Luise bei ihrem Hauptwerk das Los eines deutschen Dichters nicht erspart. Vergebens klopfte sie bei den verschiedensten Verlegern an, bis endlich, durch Vermittlung von O. Roquette, Otto Janke-Berlin „Die letzte Reckenburgerin“ in seinem Verlag 1871 herausbrachte und in zahlreichen Auflagen neu auflegte. Wohl selten waren die Kritik und führende Männer einig, wie in dem Lob dieser Dichtung. Vor allem Gustav Freytag, der Chorführer des neuen deutschen Romans, hat sie dem deutschen Leser in einer glänzenden Besprechung im „Neuen Reich“ 1872 warm empfohlen; sein Urteil gipfelt in dem Satz: sie ist eine Dichterin von Gottes Gnaden. Fritz Reuter hat die „Reckenburgerin“ so sehr geliebt, daß er das Buch ständig auf seinem Schreibtisch liegen hatte; die Ebner tat den Ausspruch, sie würde dafür gern all ihre Werke hingeben; Karl Hillebrand bezeichnete es als ein in unserer Literatur fast einzig dastehendes Werk, und der bekannte Schweizer Dichter und frühere Schriftleiter des „Bund“ J. V. Widmann, wagte die Behauptung, daß der Freund unserer Dichterin, Konrad F. Meyer, dessen hohe Kunst wir gewiß nicht gering anschlagen, einen Roman wie „Die letzte Reckenburgerin“ nicht hätte schreiben können; seine mehr artistische Kunst hätte nicht diese Blutwärme aufgebracht, die dem Roman seiner Freundin ein so seelenvolles Leben gibt.“ Gleich einer Familienchronik zeichnet sie mit Meisterhand die Geschichte dreier Generationen: Zopfzeit, napoleonische und Freiheitskriege. Aus ihnen heraus entwickelt sie die Menschen, in deren Schicksal sie vieles aus ihrem eigenen Leben hineinverwebt, namentlich die Heldin des Romans hat manche Züge von ihr übernommen. Die Ebner sagt in ihren „Erinnerungsblättern an L. v. Fr.“ (Velhagen und Klasings Monatshefte VIII, 1893/4, S. 20) dartüber: „Je näher ich sie kennen lernte, desto auffallender wurde mir die Aehnlichkeit zwischen ihr und dem Bilde, das wir uns von ihrer Heldin machen.“ Man glaubt wirkliche, leibhaftige Menschen vor sich zu haben, wenn man sich in die Aufzeichnungen dieser letzten Reckenburgerin vertieft, der einsamen jungfräulichen Schloßherrin, die mit „fritzischem Schaffen“ eine verwilderte Gegend zu einem blühenden Landstrich umgestaltet und den Ackerboden ihres eigenen Herzens, den das tugendstolze Bewußtsein der eigenen Tüchtigkeit und Untadelhaftigkeit auszutrocknen droht, in fruchtbares Land verwandelt, dem Liebe und Verständnis für die irrende Kreatur entsproßen kann“. Wie prachtvoll herausgearbeitet ist ihr Gegenbild, das heiterer blühende, lebenslustige, leichtsinnige Dorle, das, selbst unwiderstehlich, der Verführung des leichtlebigen, verschwenderischen Prinzen nicht widersteht und dem tüchtigen, hochbegabten Badersohn die Treue bricht. Endlich die ganze, lange Reihe lebensvoller Gestalten: die alte Muhme Justine, der alles verstehende und alles verzeihende Propst, die emsig

zusammenraffende, geizige, über ihren Schätzen brütende Schloßherrin von der „schwarzen Linie“, sie alle fügen sich zu einem großartigen Gesamtbild, dessen Echtheit in Stil und Farbe den Kenner entzückt. Wenn G. Freytag in der oben angeführten Besprechung die „freudige gehobene Stimmung, welche bei einem schönen Kunstwerk auch nach der Darstellung düsterer Ereignisse zurückbleiben muß“, vermißt, würde er, wenn er damals das Leben der Dichterin gekannt hätte, „die trübe Stimmung doch wohl verstanden und sich gewundert haben, daß sie noch solche Werke schaffen konnte, denn der Roman war in den traurigsten Krankheitstagen der Mutter entstanden. Das Leid hat sie zur Dichterin gemacht“. Zwischen den beiden Einigungskriegen 1866 und 1870 war der zweite Roman „Frau Erdmuthens Zwillingssöhne“ entstanden. Er spielt wieder in den Wirren der großen Napoleonischen Zeit, auch hier sind viele Selbsterlebnisse dabei verwandt, worauf oben bereits hingewiesen wurde. Der große historische Hintergrund, die packende Schilderung des Brandes von Moskau, der Schlacht von Dennewitz u. a. m. zeugen von der innigen Versenkung der Dichterin in den Stoff, wie denn Luise von François auch eine „Geschichte der preußischen Befreiungskriege“ 1874 geschrieben hat. Der Zusammenprall der beiden Zwillingssöhne, zwischen denen die Mutter vermittelnd hineingestellt ist, wird zum „Sinnbild für die Menschheit, aus dem Haß zur Liebe, aus Tod zum Leben in das vollendende Einst sich durchzurufen“. Ihr Wunsch, a. a. O., daß es das letzte Mal sei, daß Brüder gegeneinander standen ... „es komme der Tag, wo es noch Brüder gibt: Blutesbrüder, Volkesbrüder, Menschen = Christenbrüder“. Dieser Wunsch ist nicht in Erfüllung gegangen, doch hat ein gütiges Geschick der Dichterin diese Enttäuschung erspart. Sie hat das jetzige „saigner à blanc“ (vergl. Meyer Briefe S. 204) nicht mehr erlebt. Dieses ihr Werk hatte die Dichterin besonders in ihr Herz geschlossen. Sie findet nur einen Mangel in der Form. Sie bekennt darüber der Ebner (a. a. O. S. 21), „hätte ich den Leser von vorn herein versetzt in medias res eines schweren Familienkonfliktes, bedingt durch den unserer bedeutendsten, vaterländischen Zeit, die leider im Gedächtnis der Heutigen fast mit dem Schwamm ausgelöscht ist, so würde der Roman vielleicht zu den wenigen historischen gehören, die wert sind, noch von der nächstfolgenden Generation gelesen zu werden“. Die Ebner gibt nun eine musterhafte Charakteristik des ganzen Romans, die Zeugnis davon ablegt, wie tief sie sich in das Schaffen ihrer Freundin versenkt hat. Am liebsten möchte ich den ganzen Abschnitt hier abdrucken, muß aber wegen Raummangel darauf verzichten. Wen die Sache reizt, der kann es ja a. a. O. S. 21—26 bequem nachlesen.

Von den kleineren Erzählungen seien hier noch einige der besten genannt: Judith, die Kluswirtin; Glück; Die Schnackenburg; Die goldene Hochzeit; Natur und Gnade. Sie gehören nach dem Urteil der Ebner „zu dem eisernen Bestand“ der deutschen Literatur. „Sie werden so gewiß eine Auferstehung feiern, als das Schöne und Echte in der Kunst wohl eine Zeitlang unmodern werden

kann, aber immer wieder als das Wahre in der Kunst zur Geltung kommen muß.“

Wir wollen hier nur noch auf die letzte größere Arbeit von Luise von François „Stufenjahre eines Glücklichen“ 1877 eingehen. Wenn man von einigen Längen absieht, ist es neben der Reckenburgerin das bedeutendste, vor allem das sittlich gehaltvollste, seine Fabel ist tief in dem „Ankergrund der sittlichen Welt“ fundiert. Der Satz „von dem Erbteil in unserem Blute“ bildet das Hauptthema; wie in „Zu Füßen des Monarchen“ dünkt sie dieses auch hier „eitel Dunst. Das gute Beispiel bildet gute Sitten.“ Die Dichterin sandte ihn an Marie von Ebner mit einigen Versen.

Sie fährt dann fort: „Aber langweilig ist er doch mein Biedermann, gestehen Sie's nur!“ Wenn man statt langweilig „unmodern“ einsetzt, steckt ein Körnchen Wahrheit darin, es ist eben kein Unterhaltungsroman der gewöhnlichen Sorte zum Zeittotschlagen. Wenn aber ein „besinnlicher“ Leser ihn mit Muße durchliest, nicht zu schnell, der wird reichen Gewinn für sein inneres Leben daraus ziehen können. „Es ist ein Erziehungsbuch und zwar ein Erziehungsbuch allerersten Ranges.“ (Ebner a. a. O. S. 26.) Das Bild der Verfasserin tritt uns auch aus ihm ehrfurchtgebietend entgegen, und, sich der Fähigkeit bewußt sein, diese Ehrfurcht zu empfinden, ist ein läuterndes Glück und gehört zu den unveräußerlichen Gütern, denen die genialsten Versuche einer „Umwertung aller Werte“ nichts anhaben können“.

Zum Schluß sei noch kurz das Lustspiel „Der Posten der Frau“, eine Dramatisierung der gleichnamigen Novelle, erwähnt. Es wurde 1883 in Meiningen einmal aufgeführt, war jedoch nicht theatralisch wirksam. Wir würden hier auch nicht darauf zu sprechen kommen, wenn wir nicht die Herrn Fachgenossen auf eine lohnende Aufgabe der Volksbibliotheken, namentlich an Orten, wo kein ständiges Theater vorhanden ist, aufmerksam machen wollten. Es ist dies die Anregung, in Volksbildungsvereinen oder eigens dazu begründeten dramatischen Kränzchen das Vorlesen mit verteilten Rollen wieder mehr in Aufnahme zu bringen. Meine Erfahrungen in Darmstadt, wo unter der Leitung einer literaturkundigen Dame junge Mädchen derartige „Buchdramen“ mit großem Genuß vorführen, ermuntern zur weiteren Beschreitung dieses „Wegs zur Kunst“, dazu würde sich nun der „Posten der Frau“ ganz vortrefflich eignen.

Gerade in der heutigen Zeit der schweren Not kann das Lesen der besten Dichtungen und das dadurch veranlaßte Nachdenken der darin niedergelegten Gedanken großen Segen stiften. Wenn die deutschen Volksbibliotheken, die großen und die kleinen, die ihnen erwachsenden Kulturaufgaben erfüllen, mitarbeiten wollen an der sittlichen Erneuerung unseres Volkslebens, dann sollen sie den Werken der Luise von François einen hervorragenden Platz in ihren Büchereien einräumen. —

Anhangsweise soll hier noch auf einige Werke über Luise von François sowie auf die geeignetsten Ausgaben hingewiesen werden:

Schroeter, Ernst, Luise von François. Die Stufenjahre der Dichterin. Zur Erinnerung an die 100. Wiederkehr ihres Geburtstags. Weiffels, M. Lehmsiedt, 1917. Mit 11 Bildern, 63 S. 1,30 M.

Dieses gediegene, inhaltreiche, die Beziehungen der Dichterin zu ihrer Heimat besonders betonende Schriftchen, das einige hübsche Bildnisse von ihr bringt, sei allen Volksbibliotheken warm empfohlen. Luise von François und C. F. Meyer. Ein Briefwechsel, hrsg. von A. Bettelheim. Berlin, G. Reimer, 1905. 285 S.

Diese wichtige Quelle sowohl für Luise von François wie C. F. Meyer sei angelegentlich empfohlen. „Es ist ein reicher, reicher Schatz an Weisheit, Liebenswürdigkeit, unerschöpflichem Humor“ (Ebner). Es sei hier der Wunsch öffentlich ausgesprochen, es möchte der Briefwechsel mit Marie von Ebner-Eschenbach, aus dem oben aus den „Erinnerungen an Luise von François“ schon Stellen mitgeteilt wurden, bald folgen.

Ausgaben der Werke von Luise von François. — Wir führen zuerst einige ältere Ausgaben an, die teils antiquarisch um billigen Preis erworben werden können. Jeder Sortimentsbuchhändler wird sie beschaffen können.

„Ausgewählte Novellen“ (Das Jubiläum, Der Posten der Frau, Die Sandel. Judith, die Kluswirtin) 2 Bde. Berlin, Frz. Duncker. 1868. Erzählungen (Geschichte einer Häßlichen, Glück, Der Erbe von Saldeck, Fl. Kaiser, Hinter dem Dom) 2 Bde. Braunschweig, Westermann.

3 Bde Kollektion Spemann. Bd. 1: Phosphorus Hollunder, Zu Füßen des Monarchen. Bd. 49: Judith, die Kluswirtin. Bd. 56: Das Jubiläum und andere Erzählungen. (Der Posten der Frau, Die Sandel.) Stuttgart, Spemann.

„Der Katzenjunker.“ Roman. Berlin, Paetel 1879.

Wiesbadener Volksbücher Nr. 14: Fräulein Muthchen und ihr Hausmaier.

Endlich die vorzüglichen, prächtig ausgestatteten, des berühmten Verlags durchaus würdigen Ausgaben des Inselverlags Leipzig: Bibliothek der Romane. 1: Die letzte Reckenburgerin, geb. 4 M. 20: Frau Erdmuthens Zwillingsöhne, geb. 4 M. 41/42: Stufenjahre eines Glücklichen, 2 Bde, geb. 8. M. Inselbücherei Nr. 35: Die goldene Hochzeit. Pappbd. 0,75 M.

Eine neue Musikalienvolksbibliothek.

Der Wiesbadener Volksbildungsverein hat vor kurzem in richtiger Wertschätzung einer guten musikalischen Volksbildung zur Förderung der Musikpflege auch in breiteren Volksschichten seinen bisherigen verdienstvollen Veranstaltungen für Volksbildung als wertvolle Ergänzung eine öffentliche Musikbibliothek angegliedert. Sie soll den auch weniger bemittelten Volkskreisen Gelegenheit bieten, sich mit den Schätzen der älteren und neueren gehaltvollen Musikliteratur bekannt zu machen. Die neue Musikbibliothek ist der Volksbücherei 3 des Wiesbadener Volksbildungsvereins als musikalische Abteilung angefügt und hat mit dieser und der

Volksleschalle in zentraler Lage der Stadt in dem schönen Neubau des Lyceums II am Borseplatz ein würdiges Heim gefunden. Die rasche Verwirklichung des Planes zu dieser Neuschöpfung war hauptsächlich durch diese Angliederung an die Volksbücherei 3 möglich. Zunächst umfaßt dieselbe zwar nur die bescheidene Anzahl von 502 Nummern, aber immerhin ist damit doch ein stattlicher Grundstock gebildet, dem die besten Werke unserer Musikliteratur angehören. Mag auch die Zahl der Bände noch nicht allzu groß scheinen, so kann sich die Bibliothek hinsichtlich ihrer Reichhaltigkeit doch schon sehen lassen, denn eine ganz beträchtliche Anzahl von Nummern birgt eine Fülle von gleichartigen Einzelwerken eines Autors, die in einem Band oder auch in mehreren Bänden vereinigt sind. Man denke nur an die Gesamtausgaben von Sonaten, Sinfonien, Ouvertüren, Liedern usw. eines und desselben Komponisten. Vielleicht wäre es ja praktischer gewesen, solche Werke in Einzelausgaben zu bevorzugen, da dadurch mehr Entleiher zugleich befriedigt und die Musikalien besser ausgenutzt werden können. Für den Anfang schien es aber geboten, wegen der Beschränktheit der zur Verfügung stehenden Geldmittel Sammelbände zu beschaffen. Es ist aber in Aussicht genommen, späterhin auch Einzelausgaben zu bieten.

Bei der Auswahl der Musikalien wurden in gleicher Weise Instrumental- und Vokalmusik berücksichtigt; auch musiktheoretische und musikgeschichtliche Werke haben Aufnahme gefunden. Den Hauptbestand bilden die besten Werke unserer Klassiker. Wir finden unter den

Klavierwerken zu 2 Händen:

Bachs Klavierwerke (7 Bände), Beethovens Sonaten (5 Bände), Chopins Klavierwerke (8 Bände), Händels Klavierwerke, Haydns Sonaten (4 Bände), Mendelssohns Klavierwerke (5 Bände), Mozarts Klavierwerke (4 Bände), Schuberts Klavierwerke (2 Bände), Schumanns Klavierwerke (11 Bände), unter den Werken für Klavier zu 4 Händen:

Beethovens, Haydns, Mendelssohns, Mozarts und Schuberts sämtliche Sinfonien, daneben noch Klavierwerke von Dvofak, Jensen, Moszkowsky, Raff und Diabelli, sodann die Ouvertüren von Auber, Boieldieu, Herold, Beethoven, Bellini, Cherubini, Méhul, Paër, Gluck, Donizetti, Mendelssohn, Mozart, Rossini, Schumann, Wagner und Weber,

unter den Werken für Violine:

Bachs Violin-Sonaten, Violonkonzerte von Beethoven, Mendelssohn, Mozart und Bériot (9. Konzert), Violin-Sonaten von Beethoven, Hauptmann, Haydn, Mozart, Schubert,

unter den Werken für Cello:

die Sonaten von Bach, Beethoven und Mendelssohn.

Die Kamtermusik ist in einer ganz ansehnlichen Zahl vertreten. Neben anderen Werken finden sich die Streichtrios von Beethoven und Mozart, die Streichquartette von Beethoven, Mozart, Schubert, Schumann und 20 ausgewählte Quartette von Haydn, die Streichquintette von Beethoven und Mozart, Beethovens Sextett und Septett, Spohrs Nonett, die Klaviertrios von Beethoven, Haydn, Mendelssohn, Mozart und Schubert, die Klavierquartette von Beethoven und Mozart.

An Partituren für Streichorchester sind vorhanden:

Beethoven, 1.—9. Sinfonie, Gluck, Ouvertüre zu „Iphigenie in Aulis“, sodann die Orchesterstimmen von:

Haydns Sinfonie „La chasse“, von Mozarts Sinfonien in B- und D-dur und von der Ouvertüre zu „Die Entführung“.

Aus der Vokalmusik wäre hervorzuheben von den Sololiedern mit Klavier:

die Lieder-Albums von Abt, Beethoven, Brahms, Brückner, Chopin, Curschmann, Cornelius, Fesca, Graben-Hoffmann, Jensen, Löwe, Mendelssohn, Mozart, Parlow, Schubert, Schumann, Taubert, Weber und Regers „Schlichte Weisen“,

von den Duetten für 2 Singstimmen mit Klavier:

die Duette von Abt, Kücken, Mendelssohn, Rubinstein, Schumann.

Von Klavierauszügen weist der Katalog 50 Nummern auf. Bach ist mit 4 Nummern vertreten, Beethoven mit 2, Cornelius mit 1, Gluck mit 4, Händel mit 5, Halévy mit 1, Haydn mit 2, Kreutzer mit 1, Liszt mit 1, Lortzing mit 4, Mendelssohn mit 2, Meyerbeer mit 2, Mozart mit 5, Schumann mit 1, Wagner mit 11, Weber mit 4.

Für Unterrichtszwecke ist gleichfalls eine ganz ansehnliche Zahl von bewährten Schulen und Studienwerken aufgenommen worden, was sicher viele Lehrer und Schüler freudig begrüßen werden. Natürlich sind Werke für Klavier und Violine als den am meisten verbreiteten Instrumenten am zahlreichsten vertreten, doch fehlen auch nicht Unterrichtswerke für Bratsche, Cello, Kontrabaß, Blas- und harfenartige Instrumente, sowie für Gesang.

Ein besonderes Verzeichnis der vorhandenen Musikalien der Volksbücherei 3, das die Werke nach den einzelnen Musikfächern übersichtlich geordnet enthält, ist bereits gedruckt und wird zum Preise von 10 Pfennigen vom Bibliothekar jedermann verabfolgt. Die Musikalien sind in folgender Zusammenstellung geordnet (die in Klammer zugefügten Ziffern bezeichnen die Anzahl der in jeder Abteilung vorhandenen Werke):

1. Klavier zu 2 Händen.
 - a) Schulen und Studienwerke (14).
 - b) Sonaten, Suiten, Konzerte, Vortragsstücke usw. (53).
 - c) Ouvertüren (0).
 - d) Klavierauszüge von Opern ohne Text (0).
2. Klavier zu 4 Händen.
 - a) Sonaten, Suiten, Sinfonien, Vortragsstücke usw. (32).
 - b) Ouvertüren (12).
3. Klavier zu 6 Händen (0).
4. 2 Klaviere zu 4 Händen (2).
5. 2 Klaviere zu 8 Händen (1).
6. Violine.
 - a) Schulen und Studienwerke (9).
 - b) Duette für 2 Violinen (9).
 - c) Terzette für 3 Violinen (5).
 - d) Quartette für 4 Violinen (3).
7. Violine und Klavier.
 - a) Konzerte, Sonaten, Suiten usw. (13).
 - b) Vortrags- und Unterhaltungsstücke (83).
 - c) Ouvertüren (0).
8. Violine u. Harmonium (Orgel) (3).
9. Viola (Bratsche).
 - a) Schulen und Studienwerke (1).
10. Viola und Klavier (2).
11. Cello.
 - a) Schulen und Studienwerke, Cellosolo (2).
 - b) Duette für 2 Celli (oder Viola und Cello) (0).
 - c) Terzette (Quartette usw.) für 3 (4) Celli (0).
12. Cello und Klavier.
 - a) Sonaten, Suiten, Konzerte usw. (2).
 - b) Vortrags- und Unterhaltungsstücke (32).
13. Cello und Harmonium (Orgel) (0).
14. Kontrabaß.
 - a) Schulen und Studienwerke (1).
 - b) Vortragsstücke mit Begleitung (0).
15. Streichtrios.
 - a) 2 Violinen und Cello (oder Viola) (1).
 - b) Violine, Viola und Cello (2).
16. Streichquartette (9).
17. Streichquintette (2).
18. Sextette, Septette usw. für verschiedene Instrumente (3).
19. Klaviertrios (Violine, Cello und Klavier oder Blasinstrumente und Klavier) (6).
20. Klavierquartette, -quintette usw. (Klavier mit Streich- oder auch mit Blasinstrumenten) (4).
21. Harmonium (Orgel).
 - a) Schulen und Studienwerke (0).
 - b) Sonaten, Vortragsstücke usw. (3).
 - c) Harmonium und Klavier (2).
 - d) Harmonium (Orgel) mit Klavier, Violine od. anderen Instrumenten (13).
22. Blasinstrumente.
 - a) Flöte (1).
 - b) Klarinette (1).
 - c) Oboe (1).
 - d) Fagott (1).
 - e) Horn, Waldhorn, Cornet à piston (3).
 - f) Trompete (1).
 - g) Posaune (1).
23. Harfenartige Instrumente.
 - a) Harfe (1).
 - b) Zither (1).
 - c) Gitarre (1).
 - d) Mandoline (1).
 - e) Laute (0).

24. Partituren oder Stimmen von Sinfonien, Ouvertüren usw.
 - a) Streichorchester (14).
 - b) Militärorchester (0).
25. Vokalmusik.
 - a) Schulen und Studienwerke (7).
 - b) Lieder und Arien für 1 Singstimme mit Klavier (26).
 - c) Duette für 2 Singstimmen mit Klavier (7).
 - d) Terzette für 3 Singstimmen (1).
 - e) Sololieder m. Harmonium (Orgel) (0).
 - f) Sololieder mit mehreren Instrumenten (1).
 - g) Sololieder mit Gitarre, Laute usw (0).
 - h) Liedersammlungen (1-, 2- und 3stimmig ohne Begleitung).
 - i) Männerchöre a capella (25).
 - k) Männerchöre mit Begleitung (5).
- l) Gemischte Chöre a capella (10).
- m) Gemischte Chöre mit Begleitung (0).
- n) Frauenchöre a capella (0).
- o) Frauenchöre mit Begleitung (0).
- p) Klavierauszüge mit Text von Opern, Oratorien, Kantaten usw. (50).
- q) Partituren von Opern, Oratorien usw. (0).
26. Melodramen (0).
27. Musiktheoretische Werke.
 - a) Musiktheorie (Harmoniumlehre, Kontrapunkt, Musik-Asthetisches usw. (5).
 - b) Musikgeschichte (8).
 - c) Wörterbücher (2):
 - d) Vermischtes (1).
 - e) Zeitschriften (1).
28. Musikalien-Kataloge von Verlegern und Bibliotheken.

Wie aus der vorstehenden Uebersicht des Katalogs zu ersehen ist, sind die Musikalien in 28 Gruppen verteilt, die fortlaufend numeriert sind; Unterabteilungen sind mit kleinen Buchstaben bezeichnet. In jeder Unterabteilung sind die Werke besonders numeriert. Alle Werke der Musikabteilung sind unter dem großen Buchstaben K in der Volksbücherei 3 eingetragen. Der Entleiher kann deshalb das gewünschte Werk auf Grund des Katalogs ganz kurz bezeichnen. Will jemand z. B. den Klavierauszug mit Text von der Oper „Lohengrin“ von Wagner entleihen, so würde er denselben in K 25 (Vokalmusik) p (Klavierauszüge mit Text von Opern usw.) unter Nr. 39 finden. Das Gewünschte wäre demnach mit K 25 p 39 gekennzeichnet. Für das Ausleihen der Musikalien gelten dieselben Bestimmungen, die für die Benutzung der Volksbücherei maßgebend sind.

Hoffentlich findet das junge Unternehmen außer den bisherigen Gönnern und Freunden noch recht viele neue, die dasselbe zu unterstützen bereit sind, so daß das angefangene Werk den Bedürfnissen der Benutzer entsprechend noch weiter ausgebaut werden kann.

Gustav Zanger.

Berichte über Bibliotheken einzelner Städte.

Der Jahresbericht des Vereins öffentliche Lesehalle zu Calbe a. S. teilt mit, daß die Mitgliederzahl im dritten Kriegsjahr 1916 sich ungefähr auf der alten Höhe gehalten habe. Dahingegen hat sich der Besuch der Lesehalle verringert, doch bot sie den Verwundeten während ihres Aufenthalts im Vereinslazarett eine gute Gelegenheit zum Lesen. Besonders erfreulich ist die Nachricht, daß ein Gönner der guten Sache, der seinen Namen nicht genannt wissen will, die Absicht kund tat, der Stadt Calbe ein Haus zu schenken, in dem Lesehalle und städtische Volksbibliothek zusammen untergebracht werden können.

Der handschriftliche Jahresbericht der Städtischen Volksbücherei Charlottenburg für 1915/16 teilt mit, daß diesmal 116 360 M. zur Verfügung standen, darunter 22 500 M. für Bücher, Zeitschriften und Zeitungen einschließlich Bindekosten. Der Gesamtbücherbestand, der sich am 1. April 1915 auf 55 136 Bände belief, vermehrte sich um 5644 Bände, so daß man unter Abrechnung

des Abgangs auf den Bestand von 59 867 kam. Von diesen waren 8300 Bände auf die Handbüchereien der vier Lesesäle verteilt. Als Leser wurden neu eingetragen 6100 Personen. Entleihen wurden insgesamt 305 570 Bände, das bedeutet gegen 1914 (295 985) eine Zunahme von 9585 oder 3,2%. Außerdem wurden 10 676 Bände der Ausleihbücherei in den Lesesälen benutzt. Die vier Lesesäle (Zweigstelle West bis 15. Oktober 1915) wurden insgesamt von 234 932 Personen (1914: 255 178) benutzt. Die musikalische Volksbücherei umfaßte am 31. März 1916 4508 Nummern. Ausgeliehen wurden 10 369 Nummern (Noten und musikwissenschaftliche Werke).

Der Bericht über das 7. Betriebsjahr der Städtischen Zentralbibliothek zu Dresden (1916) weist auf die Bedeutung der öffentlichen Bibliotheken gerade in dieser schicksalsschweren Zeit hin. Trotz der Einziehung vieler männlicher Leser im verflossenen Kriegsjahr hätten die Entleihungen eine Höhe erreicht wie selbst nicht in den Jahren vor dem großen Weltbrand. Nicht ganz leicht war die Auswahl der „immer üppiger wachsenden Kriegsliteratur“, wobei es galt, den verschiedensten Interessen gerecht zu werden. Der gesamte Bücherbestand belief sich Ende 1916 auf 44 327 Bände, hierunter gehörten 12 238 der Unterhaltungsliteratur an, 2560 waren Zeitschriften allgemeinen Inhalts, 2298 Klassiker, Gedichte, Dramen, 126 fremdsprachliche Löhne und 20 227 Belehrende Literatur. Die Gesamtausleihe betrug 406 419 Bände (1915: 347 971); darunter gehörten den oben aufgeführten Abteilungen an 147 767 (1915: 125 117), 15 387 (1915: 14 577), 10 682 (8933), 485 (409), 123 081 (105 099) und 109 017 (94 245) Bände. Eingeschrieben waren 20 017 (16 062) Leser. Davon waren 4975 erwachsene männliche, 5586 erwachsene weibliche, 10 585 Schüler und Schülerinnen, 1051 Lehrlinge. Das ist eine Zusammensetzung der Benutzung, wie sie nur durch den Krieg möglich wird. Die „Dresdner Lesehalle“ hatte 234 387 Besucher (240 559), die Zweigstellen Neustadt und Ost zusammen 15 174 (15 712). Die Arbeiten für den neuen Druckkatalog, der die Erwerbungen vom 1. Juli 1911 bis zum 31. Dezember 1916 umfassen soll, sind trotz des Kriegs soweit gefördert, daß mit dem demnächstigen Erscheinen gerechnet werden kann.

Der Jahresbericht der Öffentlichen Lesehalle zu Jena für 1916 (Jena 1917) erinnert daran, daß am 1. November 1916 zwei Jahrzehnte seit der Eröffnung verflossen waren und wirft bei dem Anlaß einen Rückblick auf die seitherige Geschichte dieser trefflichen Bildungsbibliothek. Die Leseräume wurden diesmal nur von 82 049 (im Vorjahr 120 146) Personen benutzt. Es liegen daselbst aus 114 Zeitungen und 248 Zeitschriften, zusammen also 362 Blätter. Der Bücherbestand belief sich am 1. Januar 1917 auf 31 795 Bände gegen 30 425 im Vorjahr. Der Zugang betrug 1812 Bände, während 442 als abgenutzt entfernt werden mußten und 53 verloren gingen. Ausgeliehen wurden 137 993 Bände oder 16 512 mehr als im Vorjahr. Auf Unterhaltendes kommen 76,56%, auf Belehrendes 24,44%, fast genau den Verhältniszahlen des Vorjahrs entsprechend. Die Zahl der Leser stieg von 7749 auf 8307 diesmal, also um 558. Davon waren 4566 männliche und weibliche Leser, die Zahl der ersteren nahm nur um 96, die der letzteren um 462 zu. Beteiligt waren 100 Orte; von den Lesern kamen auf Jena selbst 7858 und auf die Umgebung 449 Personen. Die Ausgaben stellten sich auf 23 798,97 M., die vier bedeutendsten Posten sind abgerundet: Gehälter etc. 120 77, Zeitungen und Zeitschriften 2410, Bücher 3331, Buchbinderarbeiten 2504 M.

Der Bericht der Vereins Zentral-Bibliothek in Wien I., Tuchlauben 13 (Druck von Nagy & Comp. Wien IV., Weyringergasse 27 a), der wie gewöhnlich ein außerordentlich reiches Material mitteilt, stellt für 1916 trotz der schwersten Kriegszeit eine fortschreitende Entwicklung fest. Die Gesamtentlehnungen stiegen gegenüber dem Vorjahr um 1 $\frac{1}{2}$ Millionen Bände oder auf 7 000 000. In der Zentrale (Eduard Reyer-Bibliothek) wurden 2 $\frac{1}{2}$

Millionen Bände, das ist um 330 000 mehr, in allen 26 Filialen zusammen $4\frac{1}{2}$ Millionen, das ist um 1 350 000 mehr, ausgeliehen. Acht Filialen weisen Entlehnungsziffern von weit mehr als 200 000 auf, die 5. in der Ramperstorffergasse steht mit 430 000 Entlehnungen an der Spitze. An diesem Aufschwung haben wohl die vielfachen Verbesserungen, die an allen Bibliotheken nach und nach zur Durchführung gelangten, nicht geringen Anteil, so die bessere Ausstattung mit Büchern, Auflage neuer besserer Kataloge, Personalvermehrung, Herabsetzung der Monatsgebühren usw. Besonders interessant ist die Liste der meistgelesenen Werke. Darunter sind Büllows „Deutsche Politik“, Eucken „Lebensanschauungen großer Denker“, Günther „Heilige und ihr Narr“, Kjellen „Großmächte“, Meyring, „Golem“, Naumann „Mitteleuropa“, Renner „Erneuerung Oesterreichs“.

Sonstige Mitteilungen.

Das April-Maiheft der „Gemeinnützigen Blätter für Hessen und Nassau“ enthält auch einen Bericht über die Bemühungen des „Rhein-Mainischen Verbands“ um die Versorgung des Heeres mit Bildungs- und Unterhaltungsmitteln. Der Versand größerer Büchereien begegnet infolge Raummangels manchen Schwierigkeiten, die aber jetzt bald behoben sein werden. Besonders ausgebildet und ausgebildet wurde die Form des Versandes von Büchern an einzelne Soldaten, die natürlich ein Feld außerordentlich fruchtbarer Arbeit eröffnet. Viele Zuschriften aus dem Felde liefern den Beweis, daß man hier den richtigen Weg gegangen ist. „Nach wie vor zeigt sich, daß das Bildungsbedürfnis bei den Soldaten des Feldheeres kein geringeres ist, als das Bedürfnis nach bloßer Unterhaltung. Schätzungsweise betreffen mehr als die Hälfte der bei unserer Geschäftsstelle einlaufenden Wünsche einzelner Soldaten Lesestoff belehrender Art.“ Viele Heeresangehörige wurden sozusagen „Stammgäste“, und damit sie nicht dieselben Werke wiederholt erhielten, wurden besondere Listen angelegt. Zur Zeit werden 2500—3000 Feldpostpäckchen jeden Monat an einzelne Soldaten gesandt. Zur Ausfüllung bis zur Gewichtsmenge legt man dann kleine Schriften oder einzelne Nummern von illustrierten Zeitschriften bei.

Der Hauptausschuß der „Gesellschaft für Volksbildung“ hielt seine Sitzung am 21. Juni 1917 ab. Veranschlagt wurden im verflossenen Jahr rund 479 947 M., davon kommen auf Volksbüchereien 126 000 M. und auf Kriegsbüchereien 125 000 M. Seit Beginn des Krieges gab die Gesellschaft für die Truppen im Feld und im Lazarett rund 800 000 Bücher unentgeltlich ab. Im Voranschlag für den neuen Etat sind für Volksbüchereien 250 000 M. und für Kriegsbüchereien 150 000 M. in Aussicht genommen.

Ueber die Ludendorff-Geburtstagsspende der fahrbaren Kriegsbüchereien macht Divisionspfarrer Dr. Hoppe der Presse einige Mitteilungen, die von Interesse sein dürften. Im Lichthof der Berliner Universität war eine Wand von 100 Bücherkisten aufgebaut, die als Grundsteine der Divisionsbüchereien dienen sollen. Jede Division verfügt über einen Wagen mit 16 Kisten zu je 125 Bänden. Ein handliches Bücherverzeichnis ermöglicht mit einem Blick, Kasten und Standort eines Werkes festzustellen. Die letzte große Heeresvermehrung stellt an die Leitung dieser Arbeit, an deren Spitze der Generalquartiermeister steht, eine neue große Aufgabe, der man indessen mit den 290 000 M. der Ludendorff-Geburtstagsspende gerecht zu werden hofft. Am 8. Juli — einem Sonntag — waren die Bücherkisten und Bücherwagen in der Zeit von 11—1 Uhr zu besichtigen.

Zeitschriftenschau usw.

Unter der Ueberschrift gekennzeichnete Beurteilungsstücke heißt es in Heft 6 der „Volksbildung“: Es kommt neuerdings wieder öfter vor, daß die zur Besprechung den Schriftleitungen zugestellten Bücher von den Verlegern mit Aufdrucken wie „Rezensionsexemplar“, „Redaktionseigentum“ usw. gekennzeichnet werden. Die Besprechung eines Buches in den Spalten eines gelesenen Blattes stellt eine sehr erhebliche Leistung seitens der Zeitschriften und der Beurteiler dar, für die die unentgeltliche Lieferung des betreffenden Besprechungsstückes als Gegenleistung überhaupt nicht in Betracht kommen kann; um so weniger sollten Schriftleitungen und Beurteiler es sich bieten lassen, daß ihnen derartig gekennzeichnete, für den Beurteiler entwertete Stücke zugeschiedt werden. Es ist zu wünschen, daß jede Zeitschrift so gekennzeichnete Bücher unbesprochen zurückgehen läßt.

Unter dem Titel „Das gute Buch als Kriegsnotwendigkeit“ erzählt Gottfr. Schmitz (Kölnische Volkszeitung Nr. 455 vom 12. Juni) von den Erfahrungen, die der „Borromäusverein“ mit seinen Büchersendungen an die Feldgrauen gemacht hat. Alle Berichte von der Front erkennen rückhaltlos dieersprießlichkeit guter Schriften an. „Die Bücher werden einem geradezu geraubt, aus den Händen gerissen“ schreibt ein Feldgeistlicher aus dem Osten, während ein ebensolcher aus dem Westen es ausspricht, daß die Soldaten sich förmlich darum raufen. Ein Feldweibel meldet, daß die Sendung gerade ankam, als ein Stellungswechsel eintrat, dennoch wollte Jeder etwas mithaben, keiner entzog sich der Mühe des Nachschleppens. In den Erdhöhlen eines Unterstandes gab es, so heißt es einmal, einen Freudentag, als der Heißhunger nach guter, gediegener Lektüre befriedigt werden konnte. Fast noch größer als nach der leiblichen sei der Heißhunger nach geistiger Nahrung gewesen. In der Nähe des Hexenkessels in der Champagne wird bald nach dem Eintreffen der Sendung eine primitive Buchbinderei eingerichtet, um die uneingebundenen Schriften „in Fliegerdeckung zu bringen“, wie die Leute humoristisch sagen. Eine Kompanie eröffnet mit ihrem Bücherpacken „eine regelrechte Leihbibliothek“, von der es in naiver Uebertreibung heißt: „Das ist sicher, daß sich in Deutschland keine Leihbibliothek eines so regen Zuspruchs erfreut, wie die unsere. Sämtliche Bände sind immer unterwegs.“ Die Gründe für diese Begeisterung schildert das Schreiben eines Leutnants der Reserve, mit dem wir hier schließen wollen, etwas drastisch folgendermaßen: „In der verblöddenden Einöde des Schützengrabenkriegs sehnt man sich mit kaum beschreiblicher Gewalt nach Lesestoff — nach Lesestoff, der aufheitert und anregt.“

Ein im Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel Nr 148 und 149 (28. und 29. Juni) in Uebersetzung aus der Revue des Deux Mondes wieder abgedruckter Aufsatz von Louis Hachette über die Zukunft des französischen Buches sollte allen Freunden des deutschen Schrifttums zu denken geben. In den Augen unseres westlichen Nachbarn bedeutet der Aufstieg des deutschen Buchs auf dem Weltmarkt den Niedergang des französischen, wie umgekehrt. Um Leipzigs Vorortstellung zu erschüttern, müßten in Paris große Ausfuhrzentren errichtet werden, die sich über die ganze Welt verzweigen; überall in der Welt sollte man Filialen und Bücher-niederlagen erstehen lassen, die auch auf geschickte Weise Verbindungen mit den Groß- und Kleinbuchhändlern der Länder, wo Frankreich Erfolg haben wolle, anzuknüpfen hätten. Propagandaämter seien ins Leben zu rufen, die sich unablässig um neue Absatzgebiete bemühen und dafür sorgen, daß jede Filiale enge Beziehungen mit den Zeitungen draußen und den Lokalblättern pflegt, sowie sorgfältig gearbeitete und ausgestattete, nach

Abteilungen gegliederte Kataloge herausgibt. Schon vor dem Weltkrieg habe die „Agence générale de librairie et de publications“ mit guten Ergebnissen den Kampf gegen den deutschen Einfluß und den deutschen Kommissar, der in der Leitung der Buchhandlungen der Welt die Hand im Spiel habe, begonnen. Auch gebe es bereits ausgezeichnete Kommissionäre für die Ausfuhr französischer Literatur. Natürlich kommt es auch auf die gute äußere Ausstattung an, „der französische Gedanke will mit Geschmack gekleidet, würdig geschmückt sein ... Um den Feldzug gegen das deutsche Buch zu gewinnen, haben wir also sicherlich ausgezeichnete Trümpfe in der Hand“. Zum Schluß heißt es dann: „Sicherlich, nach unserem Endsiege wird die Ausstrahlung Frankreichs zauberhaft sein; aber um sie uns zu erhalten, müssen wir unermüdlich unsere literarischen und wissenschaftlichen Beziehungen zu den Völkern des Erdballs pflegen.“

Unter der Überschrift „ein gute Wehr und Waffen“ spricht sich Artur Brausewetter über den Bücheropfertag 1917 im „Tag“ (Nr. 139 vom 17. Juni) aus. Er legt namentlich auf gute Qualität Wert: „Es liegt ja auf der Hand, daß ein Soldat, der an der Front jeden Tag zwischen Leben und Tod steht, dessen ganze Kraft und Frische erfordert wird, für den geistige Klarheit und gesundes Fühlen Daseinsfrage ist, durch ein gutes Buch gestärkt, froh und freudig gestimmt, durch ein schlechtes hingegen in seinem Innersten verwirrt, in seinem Fühlen und Denken angekränkt, in seinem Geschmack verzärtelt und verdorben wird. Es liegt auf der Hand, daß es nichts Verhängnisvollereres geben kann als einem im Lazarett liegenden schwerkranken Manne ein Buch in die Hand zu stecken, das sein Gemüt aufregt, seine Phantasie vergiftet, sein an sich krankes Fühlen in noch kränkere Bahnen lenkt. Bücher können Segen, aber auch Fluch bringen, können Heilmittel, aber ebenso Gift sein. Nicht ein Buch als solches ist willkommenes Gabe, sondern nur ein gutes Buch — das laßt uns nie vergessen!“

Neue Eingänge bei der Schriftleitung.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingehender, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen.

Braun, Lily, Lebenssucher. Roman. 1.—20. Taus. München, Albert Langen, 1915. (443 S.) 7 M.

Erfüllt von der Wollust entfesselter Geschlechtlichkeit, führt der Roman durch die Salons und Tanzsäle der Berliner Lebewelt und verbreitet sich über Fragen der Frauenstudiums, der freien Ehe und des Sozialismus. Gewitterreinigend und verschölich wirkt der Weltkrieg, der die Bessergesinnten aus ihrem Tausel weckt. Bb.

Der Casement-Prozeß und seine Ursachen. Zusammengest. u. übers. v. Antonie Meyer. Mit einleitendem Vorwort v. Th. Schiemann. Aufl. 3. Berlin, Karl Curtius, 1916. (62 S.) 1,50 M.

Darüber wie Casement als Mensch gewesen sei, berichtet aus persönlicher Bekanntschaft heraus Th. Schiemann, dem das Verdienst gebührt, gleich am Anfang des Weltkriegs auf die „Achillesferse Englands“ hingewiesen zu haben. Die Zusammenstellung aus Briefen, Aufzeichnungen Casements und aus den Akten seines Prozesses ist außerordentlich fesselnd und verdient bei unseren denkenden Politikern großes Interesse.

Dörfner, Peter, Als Mutter noch lebte. Aus einer Kindheit. 6.—8. Aufl. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsh., 1917. (285 S.) Geb. 3,80 M.

Gleich beim Erscheinen dieses prächtigen Buches haben die „Blätter“ es in seiner Bedeutung gewürdigt. Inzwischen ist eine Aufl. nach der anderen

erschienen und der Verfasser hat außerdem in anderen Schriften gezeigt, wie gemütvoll und fein er Land und Leute seiner trauten Heimat im Schwäbischen Himmelreich zu schildern versteht. Gern aber benutzen wir die Gelegenheit nochmals kurz auf das Erstlingswerk hinzuweisen, das in H. Thomas „Frühlingsreigen“ als Titelbild einen sinnvollen Schmuck erhalten hat.

Engelbrecht, Kurt, Sein oder Nichtsein 1917! Halle, Rich. Mühlmann (M. Große), 1917. (48 S.) 0,60 M.

Der Verfasser hat sich schon durch frühere patriotische Schriften einen Namen gemacht; jetzt wo die Entscheidung des Weltkriegs heranzunahen scheint, erhebt er laut die Stimme und mahnt zur Tapferkeit und Einigkeit oder, wie er es ausdrückt, zur „Zusammenraffung des Willens, zur äußersten Zusammenraffung“. Jeder Deutsche wird mit ihm in dem Wunsche für das Jahr 1917 einig sein: „es muß, es muß das Jahr des Sieges werden!“

Harder, Agnes, Das trautste Marjellechen. Gotha, Friedr. A. Perthes, 1915. (147 S.) Geb. 3 M.

Eine lebenswürdige Kriegsgeschichte, namentlich für die reifere Jugend, in der bei aller Innigkeit auch der Humor zu seinem Recht kommt. Ein kleines Mädchen aus der Gegend der masurischen Seen, deren Vater gleich mit ausrücken muß, flüchtet mit der Mutter vor den Russen. Als die Mutter stirbt, findet ihr Töchterchen bei guten Leuten freundliche Aufnahme, und auch der Vater, der in einem Berliner Lazarett seine Wunde ausheilt, weiß sein Kind, als er wieder ausrückt, in den besten Händen. — Das Buch hat durch 12 Zeichnungen von H. Susemihl einen entsprechenden Schmuck erhalten. L.

Haase, E., Tiere der Vorzeit. (Naturwissenschaftl. Bibliothek für Jugend u. Volk. Hrg. von K. Höller u. G. Ulmer.) Leipzig, Quelle u. Meyer, 1916. (165 S.) Geb. 1,80 M.

Das mit vielen Abbildungen versehene und gut ausgestattete Buch erzählt, belehrend und unterhaltend zugleich, von den wunderbaren Tierformen der Vorwelt in einer so frischen und klaren Art, daß auch Leser, die über geringe naturwissenschaftliche Kenntnisse verfügen, Freude und Nutzen bei der Lektüre haben werden. G. K.

Hausschatz-Bücher. Regensburg, Friedr. Pustet, 1917. Jeder 12 Bogen starke Bd. geb. 1 M.

Von dieser bekannten Sammlung liegen diesmal vor: Bd. 12: A. Schott, Im Hochrist. Bd. 13: M. Herbst, Der Liebesirrtum der Brigitte Zeitlos. Bd. 14: E. Frein v. Handel-Mazzetti, Unter dem österreichischen Roten Kreuz. Hesselbacher, K., Daheim geblieben. Heilbronn, E. Salzer, 1917. (112 S.) Geb. 1 M.

Diese „Aufzeichnungen aus dem Tagebuch des Pfarrers Haus Lorenz aus Eichberg“ aus der Zeit des Weltkriegs sind ein prächtiges Buch voll stiller Frömmigkeit aber auch voll Tapferkeit und Vertrauen in den endlichen Sieg der gerechten Sache. Ähnlich wie das bekannte Werk Peter Dörfners zeigen sie, wie furchtbar tief der Krieg mit allen seinen Wechselfällen und Begleiterscheinungen in den engen Kreis einer Gemeinde eingreift.

Heußner, Alfr., Die philosophischen Weltanschauungen und ihre Hauptvertreter. Anfl. 3. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1917. (276 S.) Geb. 4 M.

An Einführungen in die Philosophie und in die Werke der großen Philosophen ist kein Mangel, der Vorzug des vorliegenden Buchs aber ist, daß es sich wirklich um eine Einführung für Ungelübte handelt. Es ist hervorgegangen aus Vorlesungen, die der Verfasser, selbst ein erprobter Schulmann, im Fortbildungskurs des Fröbel-Seminars in Kassel gehalten hat.

Jakubczyk, Karl, Die heilige Wehr. Deutsche Kriegslyrik der Gegenwart Freiburg i. B., Herder, 1917. (96 S.) Geb. 2,20 M.

Mit gutem Geschmack sind hier die besten lyrischen Erzeugnisse des Weltkriegs zusammengestellt. Als Motto dient Ludwig Uhlands Widmung an

das Vaterland: Dir möcht ich diese Lieder weihen! Volksbüchereien wird der Literatur-Nachweis mit Preisangaben vor der gehaltvollen Einleitung erwünscht sein.

Kett, A., Erlebnisse aus dem Jahre meiner Gefangenschaft in Rußland. Regensburg, Friedr. Pustet. (184 S.) Geb. 1 M.

Etwas dürrig gehaltene Berichte eines während des Weltkrieges in Rußland internierten und später frei gegebenen Deutschen. Bb.

Koester, Herm. L., Geschichte der deutschen Jugendliteratur in Monographien. Aufl. 2. Hamburg, Alfr. Janssen, 1915. (448 S.) 6 M.

Das vorliegende Werk ist bei seinem Erscheinen seiner nicht geringen Bedeutung entsprechend in den „Blättern“ gewürdigt worden. In dieser zweiten Auflage wurden die früheren beiden Teile zu einem Bande vereinigt, zugleich hat Köster die Arbeit um ein Stück (bis 1912) weitergeführt. Mit Genugtuung wird der überraschende Aufschwung der Jugendschriftenbewegung in Deutsch-Oesterreich festgestellt, aber auch die Sozialdemokratie bringt der Jugendschriftenfrage neuerdings lebhaftes Interesse entgegen. Ebenso waren zu dem Kapitel über den Kampf gegen die Schundliteratur viele Nachträge zu verzeichnen. Zum Schluß geht der Verfasser ausführlich auf die Auseinandersetzung zwischen der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege zu Berlin und den deutschen Prüfungsausschüssen ein, deren Vorort bekanntlich Hamburg ist. Es hält wirklich schwer, hier ein objektives Urteil zu gewinnen, da die Gegner doch wohl häufig aneinander vorbeireden. Jedenfalls möchte man trotz Koester, der der Hamburger Richtung angehört, annehmen, daß beide Teile das Beste ehrlich auf ihre Weise gewollt haben. Daß wir alle aber durch den Weltkrieg gelernt haben, immer mehr das Vaterländische und Echte in den Vordergrund zu stellen und das Artistische geringer einzuschätzen, unterliegt wohl keinem Zweifel! Zu dem gesunden Sinn aber unserer Jugendbildner kann man schon das Zutrauen haben, daß er diesem großen Erlebnis gebührend Rechnung trägt, ohne dabel Gefahr zu laufen, nach dem schlechten Vorbild der Franzosen unsere Kinder zu engherzigen Fanatikern und Chauvinisten zu erziehen. Ein Namenregister, das bei engen Drucke in drei Kolonnen nebeneinander über einen Druckbogen füllt, erleichtert die Benutzung des reichen Stoffs, den der Autor hier mit deutscher Gewissenhaftigkeit in seinem Werk zusammengetragen hat. E. L.

Lange, Theod., Werde ein Mann! Mitgabe fürs Leben. Aufl. 10. Leipzig, Otto Spamer, 1917. (236 S.) Geb. 2 M.

Wenn ein ernstes Buch es in unserer schnelllebigen Zeit auf zehn Auflagen bringt, muß es nicht gewöhnliche Vorzüge aufweisen. Der Verfasser, Inspektor einer Gärtner-Lehranstalt, hat die vorliegende Ausgabe seiner Schrift, auf deren Bedeutung schon früher hingewiesen wurde, unter dem „Einfluß und im Geiste des Weltkriegs“ neubearbeitet und in Dankbarkeit der heldenmütigen deutschen Jugend gewidmet, die vor dem Feinde gestanden habe. Wie schon angedeutet, die Schrift will ein Führer für die männliche Jugend für die so wichtige Zeit von der Schule bis zum Soldaten sein und entspricht dieser Absicht auf das beste. Es mag hierbei daran erinnert sein, daß sie einer Anregung des greisen Generalfeldmarschalls H. v. Moltke ihre Entstehung verdankt.

Sechste Liebesgabe Deutscher Hochschüler. Vom Deutschen Michel. Berlin-Cassel, Furcheverlag, 1915. (212 S.) 1,50 M.

Aus der Feder namhafter Männer der Wissenschaft bringt auch diese Spende wieder eine stattliche Reihe von Aufsätzen über Deutsche Art in Wissenschaft, Kunst, Religion, Technik, Sozialpolitik, Schule, Handel usw. Das Buch kann auch Volksbüchereien aufs beste empfohlen werden. G. K.

Scheffer, Theod., Heimat und Arbeit. Leipzig, A. Haase, 1917. (124 S.) Kart. 2,50 M.

Ein treffliches Buch, das in gemeinverständlicher Form über die verschiedenen Kriegsarbeitsfelder in der Heimat unterrichtet. Daran knüpft der

Verfasser in seiner stillen und bedächtigen Weise gute und erbauliche Gedanken über das Vaterland und unsere vaterländischen Pflichten.

Sehring, Herbert, Meine M. G. K. Kriegserlebnisse eines Ostpreußen. München, O. Beck, 1916. (189 S.) Geb. 2,80 M.

Nachdem so viele Waffengattungen schon ihre Erlebnisse im Weltkrieg beschrieben haben, kommt hier der schneidige Führer einer Maschinengewehr-Abteilung zu Worte, die in Lötzen eintrifft, bald nachdem nach dem großen ersten Hindenburgsieg die russischen Heereshaufen wiederum gegen Ostpreußen vorstoßen. Man erhält einen tiefen Eindruck von den Leiden, die über unsere Grenzbewohner verhängt gewesen sind. Um so erfreulicher, daß die Kämpfe fortan sich meistens auf russischem Gebiet abspielen, bis schließlich nach langen Leiden und Kämpfen die frohe Kunde kommt, daß es nach Warschau gehen soll. Der Wert des Büchleins besteht in der frischen Detailschilderung. Der echte fröhliche Soldatengeist tritt in allen Nöten und Entbehrungen in Erscheinung, sowie das Schlimmste überwunden und für Roß und Mann wieder leidlich gesorgt ist. L.

Sick, J. M., Im Schatten des Klosters. Erzählungen. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Pauline Kläber. Leipzig, C. Ungleich, 1916. (214 S.) 2,80 M., geb. 3,80 M.

Sieben kleine Dichtungen, die ganz hübsch erzählen von Kloster-Zufucht aus Welt- und Liebesleid und von irdischer und himmlischer Sehnsucht hinter Klostermauern. Aber dringend nötig war die Uebersetzung ins Deutsche wohl nicht. G. K.

Siemens, Werner v., Lebenserinnerungen. 10. Aufl. Berlin, Jul. Springer, 1916. (298 S.) Geb. 2 M.

Der 100jährige Geburtstag Werner v. Siemens' gibt willkommene Gelegenheit auf das klassische Buch hinzuweisen, in dem er selbst noch kurz vor seinem Tode sein an Erfolgen und stiller Arbeit so reiches Leben dargestellt hat. Alle besseren Selbstbiographen haben erzieherischen Wert, am meisten aber ist das doch bei denen der Fall, deren Helden sich von bescheidenen Anfängen zu großer Bedeutung emporringen. Hinzukommt bei W. v. Siemens die schlichte und anspruchslose Erzählungsweise, die auch hier wieder völlig mit dem Charakter des Schreibers harmoniert. Kluge Worte politischer Weisheit, die namentlich im gegenwärtigen Augenblick Beherzigung verdienen, sind hier und da eingestreut in den Rechenschaftsbericht dieses Mannes, der bei allem Liberalismus stets freudig bekannte, was er der Schule des preußischen Heeres, also dem sog. Militarismus, für sein ganzes späteres Wirken zu verdanken hatte. Neben der großen Geschenkausgabe hat die vorliegende Volksausgabe ihren Weg gemacht und es zu einer für solche ernstere Literatur ganz ungewöhnlichen Verbreitung gebracht. Die „Blätter“ möchten zum Schluß die Leiter aller Bildungsbibliotheken, in deren Sammlung das herrliche Werk noch fehlen sollte, darauf hinweisen, daß sie durch seine Anschaffung eine wirkliche Lücke ausfüllen würden. L.

Spengler, Wilhelm, Wir waren drei Kameraden. Kriegserlebnisse. Freiburg, Herdersche Verlagsh., 1917. (XII, 160 S.) Kart. 2,20 M.

Man kann dem Vorwort Philipp Witkops nur beipflichten, in den Briefen Wilh. Spenglers aus dem Felde an die Eltern, die hier abgedruckt sind, offenbart sich „eine ungehemmte, unmittelbare, dramatische Bewegtheit der Darstellung, ein gänzlich Ungewolltes, Unliterarisches und eben darum eine heilige Wahrheit und erschütternde Gewalt“. Dem Gegenstand nach handelt es sich um den rauschenden Siegeszug der ersten Kriegsmonate im Westen, der leider mit einem „Zurück“ abschließt.

Mein Vaterland. Deutsche Jugendbücher zur Pflege der Vaterlandsliebe. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp., 1916. Jeder Bd. geb. 0,60 M.

Von dieser bekannten Sammlung liegen vor: Bd. 28: O. Vitense, Weltkriegsbilder nach Berichten von Mitkämpfern und Augenzeugen. 3. Sammlung; Bd. 29 und 30: Franz Hedwig, Drei gute Kameraden. Erzählung aus Preußens ersten Tagen.

Seid der Väter wert! Ein deutsch-christliches Jahrbuch. Herausg. v. W. Eckart und G. Schlipköter. Jahrg. 2. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1917. (288 S. und Bild.) 3 M.

In diesem mit großer Sorgfalt für das christliche namentlich aber das evangelische Haus zusammengestellten Jahrbuch wechseln Gedichte und Prosastücke mit einander ab. Zur Kriegszeit ist das Unternehmen ins Leben gerufen und den Gefahren, die unser Vaterland bedrohen, sind nicht wenige Artikel gewidmet. Daneben ist es die Gestalt Martin Luthers, die in dem Jubeljahr der Reformation bedeutsam hervortritt. Dem gediegenen Inhalt entspricht die geschmackvolle äußere Ausstattung des Buches, an dem nicht wenige literarisch hervorragende Männer mitgearbeitet haben. L.

Wecus, Edm. v., Zur Erkenntnis der Vorzeit. Das Rätsel des Hunsrückes. Düsseldorf, Berg-Verlag, 1916. (114 S.) 2,50 M.

Manchem der den Hunsrück durchwandert, der in der älteren Generation durch die trefflichen Volkschriften Horns geläufig ist, wird auch das vorliegende Buch gern zur Hand nehmen. Der Verfasser geht den alten Benennungen der Berge, Fluren, Flüsse, Dörfer, Straßen usw. nach und richtet dabei die Aufmerksamkeit auf Vieles, was einem sonst entgehen würde. Ein sorgfältiges Register zeigt die Orte, an denen der Verfasser den Leser vorüberführt.

Bücherschau und Besprechungen.

A. Bibliographisches, Populärwissenschaft etc.

Diercks, G., ... und was wird aus Gibraltar? Aufl. 2. Berlin, Karl Curtius, 1916. (76 S.) 1,80 M.

Einer der besten deutschen Kenner und Freunde Spaniens spricht sich im vorliegenden Buch über eine Frage aus, die von größter Bedeutung für die ganze europäische Geschichte sein muß. Wenn die klarblickenden Politiker in Madrid allen Liebeswerbungen der Entente kühl gegenüberstehen, so ist daran zum Teil die Wunde schuld, die seit dem Jahr 1704 jeden Patrioten schmerzt: die schamlose Verstümmung des Landes durch England. Noch während des Weltkriegs richtete ein spanisches Blatt an bekannte Politiker die Rundfrage: „Was ist Ihre Ansicht über den Wiederanschluß Gibaltars an Spanien.“ Und, um nur eine Antwort zu nennen, äußerte der Erzbischof von Tarragona: „Gibraltar ist ein Name, welcher wie eine Peitsche knallt, die blutrot unser Gesicht färbt.“ Und ein Präsident der Königl. Akademie fügt hinzu: „Solange wir es nicht zurückerobern, bleibt unsere Ehre angetastet.“ Nun hat es bekanntlich an Versuchen zur Zurückgewinnung, die hier in aller Kürze dargestellt werden, nicht gefehlt, immer aber sind sie gescheitert. Um so mehr wäre zu wünschen, daß Spanien bei und vor den Friedensverhandlungen sein ganzes Gewicht einsetze, um bei einer Gelegenheit, wie sie schwerlich wiederkehrt, die endliche Rückerstattung dieses Raubes zu erlangen. Ob und inwieweit das möglich sein wird, muß der weitere Verlauf des Kriegs zeigen. Wir aber haben, ganz wie Diercks in seinem letzten Kapitel „Ausblick in die Zukunft“ darlegt, allen Anlaß im Interesse der Sicherheit der Meere diese Bestrebungen auf das nachdrücklichste zu unterstützen, denn nur wenn einige der lästigen britischen Zwingburgen gebrochen sein werden, endet der unnatürliche jetzige Zustand und kann wieder von einer Freiheit der Meere die Rede sein, die ihrerseits wieder die notwendige Voraussetzung der Humanisierung des Seerechts ist, die England bisher noch immer zu verhindern wußte. L.

Everth, Erich, Das innere Deutschland nach dem Kriege. Jena, E. Diederichs, 1916. (193 S.) 3 M.

Es ist und bleibt mißlich, in den gährend-turbulenten Kriegszeiten mehr als Linien der neuen Weltanschauung zu zeichnen, in welchen das neue

und größere Deutschland nach Friedensschluß sich bewegen soll und will. Auf die Paragraphen des letzteren, auf jeden Buchstaben kommt es an, ob und welche große Aufgaben unserer nach außen und nach innen harren! Der Verfasser, durch eine frühere Schrift „Von der Seele des Soldaten im Felde“ in gleichem Verlag (1915) vorteilhaft eingeführt, hält sich von abstrakt-dogmatischen Voraussetzungen möglichst fern und schöpft das Meiste und das Beste aus eigener Beobachtung und Umgang mit deutschen Menschen und Dingen. Das Buch enthält viel Kluges und Beherzigenswertes in vornehmer maßvollster Sprache. Das Kapitel über das Volksheer ist muster-gültig im Abwägen der Licht- und Schattenseiten. Wenn uns solche Führer aus dem Schützengraben zurückkehren, ist es uns um die Zukunft Deutschlands nicht bange.

B. Laquer.

Federn, Etta, Christiane von Goethe. Ein Beitrag zur Psychologie Goethes. Mit 16 Bildern. München, Delphin-Verlag, 1916. (267 S.) Geb. 3,50 M.

Der Verfasserin gebührt für dies Buch aufrichtigster Dank. Es ist eine würdige und eine um der Gerechtigkeit willen nötige Gabe zum hundert-jährigen Todestag einer Vielverleumdeten: das Ergebnis fleißiger und verständnisvoller Bemühungen und geschrieben aus jener Liebe für den Gegenstand heraus, ohne die wohl keine gute Biographie zu stande kommen kann. Wer sich in Zukunft mit Christiane und ihrem Verhältnis zu Goethe beschäftigen will, muß sich mit diesem Buch auseinandersetzen. Aber so wertvoll es ist, gewichtige Bedenken dürfen doch nicht verschwiegen werden. Zunächst scheint mir die Trennung der Biographie von der Charakteristik verfehlt. Das mußte zu Wiederholungen und Willkürlichkeiten führen. Daß die Verfasserin in der Wiedergabe von Briefen Goethes und von sonstigem Quellenmaterial etwas weitgeht, ist nicht schlimm. Unbedingt aber hätte sie bei der Verwertung von Briefen die Zeit ihrer Entstehung sorgfältiger beachten sollen, zumal sie mit vollem Recht großen Wert auf den Nachweis legt, daß Christiane aus dem „Dirnlein“ der ersten Zeit mehr und mehr dem Wesen nach Goethes Gattin wurde. Es wäre gewiß kleinliche Philisterei, wollte man die langjährige Gewissensehe Goethes mit Christiane einfach als „unmoralisch“ verdammen; man soll ruhig anerkennen, daß sie seiner Natur gemäß war und auch Christiane neben manchem Leid reiches Glück brachte. Aber Etta Federn überspannt den Bogen und reizt nur zum Widerspruch, wenn sie behauptet (S. 175/6) „sie war seine Gattin im höchsten Sinne des Wortes, wie keine andere es ihm zu sein vermocht hätte“. Und wenn sie gegen den Schluß (S. 253) von Goethe und Christiane sagt: „Sie waren Vorkämpfer, die ersten klassischen Beispiele einer neuen Auffassung von Liebe und Ehe. Sie haben nicht wenig dazu beigetragen, unser Denken in diesen Dingen freier, menschlicher und damit reicher zu machen“, so wird man auch hinter dieser Behauptung ein Fragezeichen machen.

E. La.

Gomoll, Wilh. Conrad, Im Kampfe gegen Rußland und Serbien. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1916. (391 S.) Geb. 10 M.

Die Berichte Gomolls von den verschiedenen Kriegsschauplätzen in unseren Tageszeitungen haben stets interessierte Leser gefunden, gerade weil der Verfasser nicht das Absonderliche liebte, sondern schlicht und recht nur seine Erlebnisse und Beobachtungen wiedergab. Eben diese Vorzüge kehren in dem vorliegenden vornehm ausgestatteten Buche wieder, dem die Originalberichte in ihrer frischen Ursprünglichkeit einverleibt sind, ohne daß große Aenderungen angenommen wären. Als eine willkommene Beigabe aber müssen die zahlreichen Bilder nach eigenen Aufnahmen angesprochen werden, die „das Wort, um mit Gomoll zu reden, lebendiger werden lassen sollen“. Schlesien, Südpolen, Galizien und Nordpolen lernen wir auf diese Art kennen, besonders fesseln aber doch die „Serbischen Kriegsbilder“, die mit dem großen Donauübergang der Balkanarmee bei Semendria beginnen. Bei dem Anlaß hören wir auch vieles über die bulgarische Armee, durch deren Mit-

wirken vom Osten aus der Feldzug vom Norden aus erst für das Volk, das mit frevelnder Hand den Weltbrand entzündete, so verhängnisvoll werden sollte. Gerade hier geben die Aufnahmen der vereisten oder schneeverwehten Pässe und Höhen erst eine Vorstellung von den ungeheuren Schwierigkeiten, die die sieggewohnten Mackensentruppen damals zu überwinden hatten. L.

Hagen, Maxim. v., Geschichte und Bedeutung des Helgoland-Vertrages.

München, F. Bruckmann, 1916. (60 S.) 1 M.

Zimmermann, Emil, Die Bedeutung Afrikas für die deutsche Weltpolitik. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1917. (65 S.) 1,75 M.

Die Stimmen mehren sich, die die Politik des Fürsten Bülow einer scharfen Kritik unterziehen und der Ansicht Ausdruck geben, daß nicht Caprivi und Marshall, sondern eben der vierte Kanzler entscheidend von den bewährten Bismarckschen Bahnen abgewichen sei. Freilich wird man sich mit dem Endurteil solange bescheiden müssen, bis sich die Archive öffnen: immerhin aber kann man nicht rechtzeitig genug Fehler, die gemacht wurden, eingestehen, zumal der Friedensschluß unser Volk und seine politischen Leiter vor eine Aufgabe von ungeheurer Schwierigkeit stellt. Die Schriften M. v. Hagens, die vornehmlich dem letzten Jahrzehnt der Reichskanzlerschaft Bismarcks gelten, sind bekannt genug und ergänzen einander. Die vorliegende Broschüre bildet Nr. 6 der „Weltkultur und Weltpolitik“, welche Schriftenfolge E. Jäckh für das „Institut für Kulturforschung“ in Wien herausgibt. Daß der seiner Zeit so schroff abgelehnte Helgolandvertrag für uns in Wahrheit überaus vorteilhaft war, hat die Geschichte des Weltkrieges urbi et orbi offenbart. Reumütig müssen alle, die damals gescholten, den Weiblick unseres Kaisers und Caprivis anerkennen, die den Entschluß zu diesen Abkommen gefunden haben. Führt uns M. v. Hagen auf das Gebiet deutscher Kolonialgeschichte, so nimmt Zimmermann eben diesen Faden wieder auf. Mit guten Gründen tritt er der Kolonialmildigkeit entgegen, die sich vieler wackerer Patrioten im gegenwärtigen Weltkrieg bemächtigt hat. Die engsten Beziehungen sind zwischen unserer Kolonialpolitik und so ziemlich allen großen nationalen Problemen entstanden. Es wäre geradezu verhängnisvoll, wenn bei den Friedensverhandlungen nur von der Zukunftslinie Hamburg-Bagdad, nicht aber von unserem Besitz in Afrika die Rede wäre. Ganz im Gegenteil bedürfen wir der Vermehrung und Vereinheitlichung unserer afrikanischen Kolonien, wie sie Herr von Kiderlen-Wächter durch den im Prinzip durchaus richtig erwogenen Kongovertrag bereits eingeleitet hatte. Erst auf dieser Basis wird eine zukünftige deutsche Weltpolitik möglich sein. Auch mag in dem Zusammenhang daran erinnert werden, daß gerade unsere österreichischen Bundesgenossen einer Ansehnung der deutschen Belange nach dieser Richtung hin in wohlverstandenen eigenen Interesse eifrig das Wort reden. E. L.

Hartmann, Ludo M., Hundert Jahre italienischer Geschichte. (Die Grundlagen des modernen Italien) 1815—1915. München, Georg Müller, 1916. (217 S.) 3 M., geb. 4,50 M.

Ich weiß nicht, ob man es als Ruhm deutscher Wissenschaft ansehen darf, daß in einem Augenblick wie dem jetzigen, da wir alle noch unter dem Eindruck der beispiellosen Verrätereien des ehemaligen Dreibundsgenossen stehen, ein solches Buch geschrieben werden konnte! Da wird kaum etwas beschönigt an der Sündengeschichte Oesterreichs, nachdem die verhängnisvolle Politik Metternichs ihm durch den Wiener Kongreß einmal die Lande südlich der Alpen zugebracht hatte. Voller Sympathie werden die italienischen Einheitsbestrebungen gewürdigt und höchstens gewisse Uebertreibungen stillschweigend richtig gestellt, die etwa in dem bekannten Buch von Pietro Orsi über die letzten 150 Jahre italienischer Geschichte (das ja auch in deutscher Uebersetzung vorliegt) auf Schritt und Tritt begegnen. Vor allem aber die der Gegenwart gewidmeten Kapitel zeigen das offenbare Bestreben, mildernde

Umstände hervorzuheben und das Volk von der Verantwortung frei zu sprechen, die vor allem nur die Advokaten und die sogenannte Intelligenz treffen möge. Auch wer diesen Standpunkt nicht gelten lassen will, sondern in dem *sacro egoismo* einen bösen Rückfall in überlebte *Macchiavellistische* Bräuche erblicken muß, wird die Darlegungen dieses ausgezeichneten Kenners italienischer Geschichte und Verhältnisse mit großem Gewinn lesen. Jedenfalls aber kann es nichts schaden, hier zu erfahren, wie man nun einmal in den maßgebenden Kreisen Italiens vorläufig noch denkt. Der Krieg als unbarmherziger Lehrmeister wird dann schon das Seinige dazu beitragen, den besonnenen Elementen des italienischen Volks die Augen zu öffnen und ihnen zu zeigen, wohin die Politik eines rücksichtslosen und brutalen imperialistischen Größenwahns schließlich die Nation führen sollte, die durch ehrliche und unverdrossene Arbeit in den letzten Jahrzehnten auf wirtschaftlichem Gebiete in so erfreulicher Weise vorwärts gekommen war. E. L.

Jugend und Heimat. Erinnerungen eines Fünfzigjährigen. Ebenhausen bei München., Wilh. Langewiesche-Brandt, 1917. (314 S.) 1,80 M.

Dies friedliche Buch mit seiner stillen Anmut und abgeklärten Ruhe tritt gar fremdartig in unsere sturm bewegte Zeit; aber unmerklich zwingt es den Leser in seinen freundlichen Bann und wirkt ungemein wohlthun und erquickend auf die jetzt nur allzu erregten und empfindlichen Nerven. Es sind keine großen Geschehnisse, von denen es berichtet, und auch die Persönlichkeit des Erzählers tritt nicht als starker Mittelpunkt hervor — es ist keine Entwicklungsgeschichte von psychologischer Kompliziertheit noch auch ein Zeitbild, das von den führenden Geistern neue Kunde brächte. Um so reicher aber ist die Fülle der liebevoll beobachteten und geschilderten Bilder aus dem täglichen Leben der Kleinstadt und des Dorfes im 19. Jahrhundert, und wer sich unterfangen wollte, Gustav Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit fortzuführen, der fände hier die köstlichste Ansbeute. Bunt und abwechslungsreich erzählt das behagliche Buch von elterlichen und großelterlichen Lebensläufen, von tatkräftigen Bauern und Schulzen wie von menschenfreundlichen Pastoren und frommen Damen, von den Schrecken der Franzosenzeit wie von modernem Rathausbau und Denkmalsunfug, von heiteren Volks- und Familienfesten wie von tragischen Lebensverhängnissen; und neben die Begebenheiten und Gestalten von typischem Gepräge tritt manchmal reizvoll auch eine individuellere Anekdote, wie die von dem jugendlichen Freiligrath, die zu weiteren Ausblicken in das große Weben und Vorwärtsdrängen der Zeit Anlaß gibt. Der ungenannte Verfasser versteht ganz prächtig die Kunst des Erzählers in einer gepflegten und schmiegsamen Sprache, die stets die Sorgfalt des an klassischen Meistern geschulten Stilisten bekundet und doch die schlichte Natürlichkeit des fein gebildeten Plauderers bewahrt. Ein klares Poetenauge, ein feinfühliges Verständnis für das menschliche Herz, dazu ein unaufdringlicher gesunder Humor vereinen sich, um auch bescheidene Erlebnisse anziehend zu gestalten und eine Reihe bezeichnender, merkwürdiger und absonderlicher Menschen und Schicksale vor uns hinzustellen, die man nicht leicht vergißt. Besonders im Nordwesten Deutschlands wird man empfänglich sein für die anmutige Verherrlichung der bergischen und rheinischen Gegenden, die hier mit so viel Heimatliebe und dichterischem Stimmungsgehalt verklart sind. Aber auch anderwärts werden dankbare Leser gerne dies Erinnerungsbuch würdigen, das in dem schweren Kampfe um ein neues Deutschland anspruchslos und pietätvoll dem alten ein freundliches Denkmal errichtet. E. P.

Kluge, Friedrich, Deutsche Namenkunde. Leipzig, Quelle & Meyer, 1917. (45 S.) 0,60 M.

Diese als „Hilfsbüchlein für den Unterricht in den oberen Klassen der höheren Lehranstalten“ sich bezeichnende kleine Schrift gibt in gedrängter Uebersicht das Wissenswerte über Familiennamen, Taufnamen, Länder-, Orts- und Flußnamen, schließlich Wochentage und Feiertage. Obwohl für andere

Zwecke verfaßt, kann sie doch, weil sehr klar geschrieben und reich an faßlichen Beispielen, als Einführung dienen. Für die wissenschaftliche Zuverlässigkeit bürgt selbstverständlich die Autorität des berühmten Verfassers. Nur ein Name ist wohl anders zu deuten: *Esser* (S. 10) ist nicht von dem Ort *Essen* abzuleiten; der Name, nur am Niederrhein heimisch, bedeutet vielmehr, wie noch heute in dortiger Mundart, soviel wie Achsenmacher. C. Nbg. Nathusius, Elsbeth von, Johann Gottlob Nathusius. Ein Pionier deutscher Industrie. 3. Aufl. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1915. (306 S.) 5 M., geb. 6,50 M.

In dem vorliegenden Buche beschert uns Nathusius' Enkelin eine Gabe von besonderem Wert und Reiz, bei welcher besonders sympathisch — von dem sachlichen Inhalt abgesehen — die Objektivität berührt, mit der die Verfasserin trotz aller Bewunderung das Charakterbild dieses hervorragenden Mannes zeichnet. Nathusius Jugend fällt noch vor und in das Napoleonische Zeitalter, und so wird uns mit seiner Biographie ein gutes Stück deutscher Geschichte bis in die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein geboten. Vor allem aber ist es natürlich der Werdegang seiner Persönlichkeit selbst, der den Leser in reichstem Maße fesselt. Aus den ärmlichsten Verhältnissen eines Kaufmannslehrlings arbeitet sich Johann Gottlob mit seltener körperlicher und intellektueller Spannkraft zu einem der führenden Geister seiner Heimat herauf. Im Königreich Westfalen wie auch im preussischen Staat gilt seine Stimme viel, und nachdem er auf den Gütern Althaldensleben und Hundisburg mit dem landwirtschaftlichen Betrieb industrielle Anlagen größten Stils, freilich mit wechselndem Erfolg, verbunden hatte, sah er in seinem „kleinen Königreich“ Fürsten und Gelehrte, Staatsmänner und Finanzgrößen in bunter Folge bei sich. Als „Pionier deutscher Industrie“ in des Wortes vollster Bedeutung war Nathusius ein Vorbild seinem Volke, als Mensch, Gatte und Vater ein Charakter, der bei solch prononzierten Eigenschaften naturgemäß auch seine Ecken und Härten haben mußte. Seine Lebensgeschichte schöpfte die Herausgeberin aus hinterlassenen Schriften, die sie nach Erzählungen der weiteren Familie, und wohl auch eigenen Erinnerungen, ausbaute, und die der Verlag mit zwölf schönen Abbildungen noch vervollständigte.

E. Kr.

Nordschleswigsche Soldatenbriefe aus dem Weltkriege. Hrsg. von Harald Nielsen. 1.—3. Tausend. Jena, E. Diederichs, 1916. (XII, 192 S.) 3 M., geb. 3,80 M.

Diese Sammlung von Feldbriefen nordschleswigscher Soldaten dänischer Abstammung, die in Dänemark großes Aufsehen erregte und dort schon in 9 Auflagen verbreitet ist, liegt nun in deutscher Uebersetzung vor. Hohe militärische Gesichtspunkte und Aufklärung über den inneren Zusammenhang der großen Ereignisse des Krieges darf man in den Briefen nicht suchen; sie erhalten ihr besonderes Gepräge durch die ausgesprochene völkische Eigenart der Schreiber. Obwohl ohne tiefere nationale Anteilnahme, suchen alle ihren höchsten Stolz darin, treu und gewissenhaft ihre Soldatenpflicht gegen das Land zu erfüllen, dem sie angehören. Sie pflegen mit ihren deutschen Mitstreitern gute Kameradschaft und vor allem halten sie unter sich überaus eng und treu zusammen. Bis auf die Tiere erstreckt sich dies landmannschaftliche Zusammengehörigkeitsgefühl: mit rührender Freude begrüßen die schleswigschen Bauernsöhne die jütischen Pferde eines vorbeiziehenden sächsischen Artillerieregiments als Landsleute. Auch sonst zeigt sich mancher Zug tiefen Gemüths, aber auch der Humor kommt unter allen Schrecknissen des Krieges nicht zu kurz. Die Uebersetzung liest sich gut, einige Daismen werden kaum als störend empfunden.

Jürges.

Pastor, L. v., Viktor Dankl. Wien und Freiburg, Herdersche Verlagshandlung, 1916. (77 S. u. Bildn.) 1,40 M.

„Dem Andenken Andreas Hofers“ hat der Verfasser dies Büchlein gewidmet, in dem er von dem Helden erzählt, der jetzt anderthalb Jahre hin-

durch das Land Tirol heldenhaft und siegreich gegen eine gewaltige Uebermacht beschirmt und verteidigt hat. Ein schlichtes Soldatenleben ersteht vor unserem geistigen Auge, von Garnison zu Garnison im weiten Bereich der Donaumonarchie kommt Viktor Dankl: langsam durch Fleiß und treue Pflichterfüllung emporsteigend auf der Staffeln militärischer Rangordnung. Zwei wackere Frauen, die ehrwürdige Mutter, italienischer Abkunft, und die Gattin, einem alten westfälischen Adelsgeschlecht entsprossend, begleiten mit ihrer Teilnahme und ihrem Segen dieses schlichte, man möchte sagen bürgerliche, Soldatenleben. Die flüchtig hingeworfenen und doch den Augenblick so scharf festhaltenden Briefe an die Gemahlin bilden die Unterlage für die Darstellung der Tätigkeit Dankls auf dem galizisch-polnischen Kriegsschauplatz. Man weiß es, wie tapfer seine Armee Schulter an Schulter mit der deutschen Heeresabteilung kämpfte, wie die Verbündeten bald siegreich gegen Iwangorod und Warschau marschierten, bald wieder vor der Uebermacht weichen mußten und sich schützend vor den beiden Schlessien eingruben. Als dann die große Mackensen-Schlacht geschlagen war und es galt den Sieg auszunutzen, ruft der Kaiserliche Kriegsherr den Generalobersten Dankl ab, um den Tiroler Grenzwall, in dem er jeden Weg und Steg kennt, gegen den Einbruch der Italiener zu verteidigen. Möge dieses ruhmreiche Werk so glücklich zu Ende geführt werden, wie es begonnen wurde, und möge Dankls Name mit dem Tirols so innig verwachsen wie der des alten Freiheitshelden, dessen Andenken der Verfasser, wie schon erwähnt wurde, die vorliegende Schrift geweiht hat!

E. L.

Tews, Joh., Ein Jahrhundert preußischer Schulgeschichte. Leipzig, Quelle u. Meyer, 1914. (282 S.) 3 M.

Tews bietet uns in seinem unter den Eindrücken der Erinnerungs- und Jubelfeiern des Jahres 1913 entstandenen Buche eine klare und umfassende Darstellung der Volksschule und des Volksschullehrerstandes in Preußen im 19. und 20. Jahrhundert. Der Verfasser „wollte keine Aktenauszüge geben, sondern lebendige Erzählung, die den Lesern das Beste gibt, was nach Goethe die Geschichte überhaupt zu geben vermag: Enthusiasmus.“ Er ist seinem Vorsatz treu geblieben. Es entstand ein Werk, das eine mit innerer Anteilnahme — feststellend und wertend — geschriebene Geschichte der preußischen Volksschule darstellt. Unter der Überschrift „Das Erbe einer großen Zeit“ schildert er in feinsinniger Weise das 18. Jahrhundert als das pädagogische. „Die pädagogische Frage war im 18. Jahrhundert dasselbe, was am Ende des 19. die soziale Frage geworden ist, sie war nicht eine, sondern die Frage.“ Er macht darauf aufmerksam, wie die gesamte Dichtung des 18. Jahrhunderts von pädagogischen Ideen durchtränkt war. Wir erkennen ferner in den in Preußen durch Friedrich Wilhelm I. und Friedrich den Großen erlassenen Verordnungen und Gesetzen eine besondere Form des regen Interesses für Erziehung und Bildung im 18. Jahrhundert. Das große gesetzgeberische Werk der friderizianischen Zeit, das Allgemeine Landrecht, wird in seiner Bedeutung als gesetzliche Grundlage des preußischen Volksschulwesens klar und erschöpfend gezeichnet. Wir verfolgen sodann die Entwicklung der preußischen Volksschule und des Volksschullehrerstandes vom Tode Friedrichs des Großen bis zum Zusammenbruch seines Staates. In die Schilderung von Preußens Wiedergeburt wird die Darstellung der Bedeutung Fichtes für die Schule geschickt aufgenommen. Sein Verhältnis zu Pestalozzi ist besonders treffend gezeichnet. Die Charakteristik Fichtes als Vater der nationalen Einheitsschule, sowie seine Forderungen der Erziehung zur Arbeit durch Arbeit und der freien Bahn für das Talent dürften gerade in der Gegenwart bei einem großen Leserkreis Interesse finden. Die nächsten Abschnitte sind reich an polemischen Erörterungen. Man gewinnt jedoch auf jeder Seite den Eindruck, daß hier ein ehemaliger preußischer Volksschullehrer mit dem Herzen die Geschichte seiner Schule und seines Standes schreibt. In dem Schlußkapitel „Umblicke und Ausblicke“ entwickelt der Verfasser seine Gedanken über Zukunftsaufgaben und

Zukunftshoffnungen, die bei einer neuen Auflage des Buches unter dem bestimmenden Einfluß der Erlebnisse des großen Krieges wahrscheinlich eine andere Form annehmen werden.

Hermann Grünewald.

Walter, Franz, Die Wiedergeburt der deutschen Familie nach dem Weltkrieg. Innsbruck, Verlag Tyrolia, 1916. (129 S.) Geb. 2,40 M.

Mehr Religion und mehr Naturfreude wünscht der Verfasser ins deutsche Haus. Im vorliegenden kleinen Buche ist es ihm besonders darum zu tun, den Wert der Naturfreude für das Familienglück recht verständlich zu machen. Er tut es mit beredten Worten. Leider ist es aber mit dem Reden und Predigen von diesen Dingen nicht genug. Viel nützlicher würde es sein, bestimmte Vorschläge zu machen, welche greifbaren Einrichtungen die Freude an der Natur wecken und beleben können. Dahin würde gehören die Begründung von Gartenstädten, die teilweise Verlegung von Industriebetrieben aufs Land, Verbesserung des Wohnungswesens in der Großstadt, Ferienheime für Großstadtarbeiter, Erleichterung und Verbilligung von Kinderausflügen u. v. a. Von allem diesen findet man nichts bei Walter. Sein Buch wird deshalb ebenso ein Schlag ins Wasser sein, wie die umfangreiche Literatur, in der schon seit Jahren in ähnlicher Weise von deutschem Gemüt, deutschem Familiensinn u. dergl. gepredigt wird.

G. K.

Wronka, Johannes, Kurland und Litauen. Ostpreußens Nachbarn.

Mit 12 Bildern und einem Kärtchen. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsh., 1917. (XII, 176 S.) Geb. 3 M.

Verfasser hat ein Jahrzehnt hindurch als Geistlicher im nördlichsten Zipfel Ostpreußens gewirkt und in seiner Tätigkeit vielfach Gelegenheit gehabt die litauischen Wanderarbeiter an beiden Seiten der Grenze genau kennen zu lernen. Kurland, das sonst bei den Darstellungen über Land und Leute jenseits der Memel den Hauptteil beansprucht, ist ihm weniger vertraut und über diese letztere so ausgiebig behandelte Gegend vermag Wronka weniger Eigentümliches zu berichten. Um so größeres Lob verdienen die sorgfältigen Schilderungen Litauens, die auch das vorläufig noch zu Polen gehörige Gouvernement Suwalki mitumfassen. Daß der Verfasser dem Schulwesen und den kirchlichen Verhältnissen und der russischen Kirchenpolitik mit besonderer Liebe nachgeht, ist durchaus kein Fehler, da wir hierdurch viel Neues und Lehrreiches zu hören bekommen. Daß die Russen ihrem bekannten Grundsatz entsprechend Alles getan haben, um ein Fremdvolk gegen das andere aufzuhetzen, wird an dem Beispiel der Polen und Litauer in zahlreichen Fällen nachgewiesen. Besonders aber möchte man auf das schöne Schlußkapitel aufmerksam machen: Feste Punkte. Wronka, dessen katholischer Standpunkt seinem wackeren Patriotismus keinen Abbruch tut, knüpft darin an die Reichstagsrede unseres Kanzlers vom 5. April 1916 an und spricht die bestimmte Hoffnung aus, daß auch das arme und geplagte Volk der Litauer zu denen gehören möge, die der russischen Gewaltherrschaft nunmehr entzogen werden!

E. L.

B. Schöne Literatur.

Bartsch, Rudolf Hans, Er. Ein Buch der Andacht. Leipzig, L. Staackmann, 1915. (182 S.) 3 M., geb. 4 M.

Der Dichter so manchen weltfrohen, farbensatten Werkes versuchte dies Mal, sich in die mystischen Tiefen der uralten Sage von Christi Romfahrt zu versenken, und steckte sich damit ein fremdes, sehr hohes Ziel. Ein „Buch der Andacht“ wollte er schreiben, das doch nicht auf dem hergebrachten religiösen Grunde ruht, sondern aus eigener Kraft bemüht ist, die Seelen der Menschen zu erheben und zu stärken. Gewiß ein Ziel, das jeden ernst Schaffenden reizen kann, hier aber will es mir scheinen, als ginge das Vorhaben über die Begabungsgrenzen und vor allem die Wesensart des Verfassers hinaus, wenn auch die einzelnen Schönheiten der Dichtung wohl anerkannt werden sollen.

E. Kr.

Dörfler, Peter, Dämmerstunden. Erzählungen. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung, 1916. (202 S.) 2,60 M., in Pappb. 3,40 M.

Alle die kleinen und harmlosen Geschichten aus den „stillen Dämmerstunden der Seele“, die Peter Dörfler in der vorliegenden Sammlung vor uns ausbreitet, sind hohen Lobes würdig. In wohlthuend schlichter Sprache, die gerade so viel vom Dialekt an sich trägt, um ursprünglich und eigenartig zu wirken, werden uns kleine Erlebnisse aus dem bauerlichen Dasein erzählt. Weniger auf derbe Realistik ist der Verfasser bedacht als auf das Betonen des Zusammenklingens von Seele und Welt. So ist gleich das erste Stück aufzufassen, das unter dem Titel die „Blumenmissionärin“ davon berichtet, wie eine junge Frau aus der Ebene in ihrer neuen Heimat im rauhen Gebirgsdorf nicht eher ruht und rastet, als bis sie einen Blumengarten angelegt und die Fenster ihrer Hütte mit einem freundlichen Blumenbord geschmückt hat. Trotz des Widerstands der Einheimischen, die sich freuen, daß wenigstens ihre Obstkulturen den Winden zum Opfer fallen, setzt die tapfere Frau ihren Willen durch. Mildere Sitten finden allgemach in der Bauernschaft Eingang und schränken den nur auf Erwerb gerichteten Sinn ein. Wie jedes Kind diese Geschichten mit Freuden lesen wird, so werden auch die Kenner sie als Kleinodien der Volkskunst genießen, die einem reinen und tiefen Dichtergemüt entsprungen sind. — Die Bilderbeigaben von Rolf Winkler sind voller Geschmack und sind mit Sorgfalt dem Inhalt angepaßt.

E. L.

Dörfler, Peter, Judith Finsterwalderin. Kempten, Jos. Kösel, 1916. (501 S.) Geb. 5 M.

Die Heldin ist das Nesthäkchen eines wohlhabenden Gastwirts in einem schwäbischen Marktflecken am Bodensee, der einige Jahre später sein Anwesen verkauft, um in einem stillen Haus an der Stadtmauer seine alten Tage zu beschließen. Das Töchterchen versteht es, von Anfang an den Eltern und der Umwelt gegenüber den eigenen Kopf durchzusetzen und auch später geht es immer seine eigenen Wege, zumal es unter den Philistern des Ortes außer dem alten Bürgermeister Niemanden findet, dem es sein Herz aufschließen kann. Der Männerwelt gegenüber, die das wunderschöne kluge Mädchen eifrig umwirbt, verhält sich Judith ablehnend, und auch der Stadtschreiber, der die Erwachsene in allen möglichen Wissenschaften unterrichtet, muß seine erfolglosen Bemühungen um ihre Gunst einstellen. Vielleicht wäre auch ihr nicht Liebesglück versagt geblieben, wenn der richtige Mann gekommen wäre, zu dem die Jungfrau in den schweren Zeiten voller Vertrauen und Achtung hätte emporschauen können. So verläuft ihr Leben unbefriedigt, manchmal sehnt sie sich nach fremden Landen, um etwa in der Mission tätig zu sein. Im Laufe der Zeit aber schafft sie sich doch einen Wirkungskreis; in den ernsten Kriegsläufen rettet sie durch ihre Vermittlung beim französischen Oberbefehlshaber die Stadt vor Vernichtung, und als eine Seuche ins Land fällt, ist sie die Retterin der Kinder und der Erwachsenen, die sich keinen Rat wissen. Bei der Pflege eines verlumpten alten Türkenkriegers und Invaliden, den sie im Todeskampf mit seinem Schicksal und mit Gott versöhnen will, findet Judith ein furchtbares Ende. Der oberflächliche Leser wird der Erzählung nur schwer folgen, und in der Tat wird man sagen dürfen, daß manche Weitschweifigkeiten besser vermieden wären. Wer aber Peter Dörfler lieb gewonnen hat und weiß, daß er unter der endlosen Zahl zeitgenössischer Schriftsteller zu den wenigen gehört, die mit den Augen des Poeten sehen und aus der Tiefe eines feinen und reinen Gemüts schöpfen, der wird auch diesen Roman, der übrigens das Zeitkolorit der Epoche nach dem 30jährigen Krieg trefflich wiedergibt, trotz der angedeuteten Schwäche vollauf zu würdigen wissen.

E. L.

Frank, Bruno, Die Fürstin. 3. Aufl. München, Alb. Langen, 1915. (235 S.) 3 M., geb. 4,50 M.

Eine Jugend- und Entwicklungsgeschichte. Matthias, der Sohn eines Gutsverwalters, wächst zwischen Deutschen und Polen ohne viel Erziehung heran. Früh reif, von besonderer Schönheit und Körperkraft, fällt er fast

als Knabe noch den Angriffen der weiblichen Landschönen zum Opfer. Nicht besser ergeht es dem Jungen auf der höheren Schule der Kreisstadt, wo er von der jungen, sittlich verlotterten Frau seines Lehrers und Pensionavaters verführt wird. Ohne etwas Rechtes gelernt zu haben, geht er in die Welt hinaus, wird Bedienter, Freund und Geliebter einer reichen Bühnenberühmtheit, einer russischen Fürstin uſf. In allen diesem Nichtstun sehnt sich der Zwanzigjährige doch nach einer mannhaften tüchtigen Tat. Es setzt sich bei ihm der Gedanke fest, daß er einen russischen Fürsten, den man als grausamen Bedrucker der Juden schildert, aus dem Wege schaffen müsse. Er geht an die Riviera, wo der Tyrann sich aufhalten soll. Ein Zufall nur verhindert ihn daran, einen vornehmen Russen dort, den er für den Fürsten hält, zu erdolchen. Ein russischer Gelehrter nimmt sich darauf des planlos umherirrenden Jünglings an. Er gibt ihm Beschäftigung in einem naturwissenschaftlichen Museum und bringt ihn dahin, daß er seinen nützlichen Lebenszweck darin erkennt, die Meerestiere für den Professor zu pflegen und so ein wenig als ehrlicher Mensch der Wissenschaft und der Menschheit zu nützen. Damit schließt die Geschichte, die trotz leidlicher Schilderung der verschiedenen Personen einen peinlichen Eindruck hinterläßt, da man schwer verstehen kann, daß der Held, ein junger körperlich und geistig frischer Mann, zugleich als nichtstuerischer, charakterloser Schürzensklave und als ein Prachtkerl geschildert wird, „dessen Auge und Stimme so klar und rein wie bei einem Menschen sind, der niemals etwas Böses getan hat“.

G. K.

Fuchs-Liska, Robert, Härmlein von Reifenberg. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer, 1916. (578 S.) 3 M., geb. 4 M.

Eine Anzahl von Büchern schon hat Robert Liska auf den Lesetisch des deutschen Publikums gebreitet und seine Begabung als Volksschriftsteller und Heimatdichter mehr wie einmal bewiesen. So nimmt man seinen letzter erschienenen Taunusroman auch erwartungsvoll und gern zur Hand und wird in den beiden ersten Teilen über die angenehm dahinfließende Erzählung aus dem mittelalterlichen Hessen-Homburg nicht enttäuscht werden. Der dritte Teil dagegen mit den schauerlichen Hexenprozessen, die dichterisch recht unvermittelt in die Geschehnisse eingreifen, stößt beinahe ab. Und wenn man den gesamten Inhalt kritisch überblickt, so erscheint die Handlung — mit ihrer großen Personenanzahl — doch ein wenig verworren, der Schluß sehr unbefriedigend; wogegen die historischen und landschaftlichen Schilderungen dem Werke wiederum einen eigenen Reiz verleihen.

E. Kr.

Greinz, Rudolf, Rund um den Kirchturm. Lustige Tiroler Geschichten.

Leipzig, L. Staackmann, 1916. (335 S.) Geb. 5 M.

„Rund um den Kirchturm wohnen allerhand Leut‘“, singt Rudolf Greinz in einem Eingangsliedchen, und weiß von allerhand Leut in den nachfolgenden Erzählungen gar ergötzlich zu plaudern. Da ist der „Tschurtsche Luis“, der trotz seiner sechzig Jahre aus der gestrengen Herrschaft seines Eheweibes heraus so gern mit ins Feld möchte und dann durch die angeliche Einberufung zur „Tiroler Gebirgsmarine“ die bessere Hälfte wenigstens im Zaume hält. Ferner „Josele der Lapp“, der einen sommerfrischelnden Berliner unabsichtlich aber sehr possierlich die Volksstudien austreibt, und vor allem der „Oansiedl vom Hilaribergl“, welcher es faustdick hinter den Ohren hat und gleicherweise in Gottseligkeit und Erdverstehn das Leben ausschöpft, einen alten Geizhals von Abergläubler und Vater zur Einhaltung seiner Kirchenstiftung zwingt, und das Diandl und seinen Buabn durch das elterliche Jawort glücklich macht. — Greinz selber hat sich in den Herzen des deutschredenden Publikums einen festen Platz erobert, und auch von dem neuen Buche kann man nichts besseres sagen, als daß es seines Autors echtes, gesundes und lachendes Kind ist.

E. Kr.

Kotzde, Wilh., Frau Hacke geht durchs Land. Leipzig, E. Matthes, 1917. (315 S.) 4 M., geb. 5,50 M.

Verfasser schildert in dem vorliegenden „Roman“ das Leben und Treiben der Havelfischer in dem buchtenreichen Teil des Flusses zwischen

Potsdam und Rathenow. In die Poesie des Naturlebens greift störend ein Wasserbauprojekt ein, das von einem Baurat gewiß in bester Absicht ausgeheckt ist, das sich aber doch als schädlich und jedenfalls als zweiseitig und für den Fischerberuf abträglich erweist. Das Buch zeigt manche Vorzüge der Schreibweise des Verfassers und bietet manche tiefempfundene Naturschilderung aus seiner Heimat dar, das Interesse verteilt sich aber zu sehr auf eine Fülle von Personen, die so Gleichförmiges erleben, daß man dem Gang der Erzählung nur mit Mühe folgen kann. Auch stören die zahllosen meist der Volkssprache entnommenen Bezeichnungen von Fischen, Vögeln, Pflanzen, Fischereigeräten usw., über die ein Wörterverzeichnis am Schluß Auskunft gibt. Der Leser kommt daher trotz mancher erfreulichen Einzelheiten nicht zum ungetrübten Genuß. Wenn Kotzde übrigens von unseren ersten und das deutsche Wesen vornehmlich repräsentierenden bildenden Künstlern spricht, so möchte man den Namen von Steppes gern vermissen oder durch andere ersetzt wissen, die doch wohl besseren Anspruch auf diesen Ehrenplatz haben!

E. L.

Köck, Maria, Die Wunder der Heimat. Roman aus der Nordsteiermark. Wien, Opitz Nachf., 1916. (261 S.) Geb. 3,50 M.

Diese Kriegserzählung kann wenigstens volkstümlich im guten Sinn genannt werden. Zwar hört man darin reichlich viel von den Kleinlichkeiten und dem Allzumenschlichen in einem Steierer Dorfe. Aber die Müllerin und Bürgermeisterin Veronika Wexel, die, was an Selbstgerechtigkeit und Härte in ihrer Herscherseele ist, schließlich untergehen läßt in echter Güte, ist eine gut gesehene Gestalt, und die Art, wie ihr Sohn Poldi, dem alles weiche Empfinden ihres Herzens von Anfang an gehört, zuletzt doch noch mit seiner geliebten Franzl zusammengeführt wird, mag man bei aller Ungewöhnlichkeit doch immerhin als möglich gelten lassen. Starke Vaterlandsliebe und echte Frömmigkeit kommen wohlthuend, bisweilen mit einfacher Größe, zum Ausdruck. Der Goldmüller, anfangs zu sehr gedrückt von seiner gewaltigen Frau, erhebt sich von milder Güte und Tüchtigkeit schließlich zu echtem Heldentum. Mit literarischer Kunst haben Bücher dieser Art wenig zu tun; als gesunde Kost für unser Volk sind sie trotzdem schätzenswert.

E. La.

Litzmann, Grete, Media vita. Aus den Aufzeichnungen des Dr. Hans Balderhoff. Bonn, Albert Ahn, 1914. (278 S.) Geb. 4 M.

Sehr verschieden wird vielleicht das Urteil über dies Buch ausfallen. Nur wer den Ernst des Lebens schon erfuhr, ist reif dafür. Sicher aber ragt es aus der Masse der Erzählliteratur bedeutsam heraus. Grete Litzmann bedeutet eine Hoffnung für unser Schrifttum. Äußere Einheit erhalten die vier Stücke (wirkliche Novellen sind es nur teilweise), die es bringt, nur durch den starken Anteil Dr. Balderhoffs an den Geschehnissen der Menschen, von denen wir hören. Eine innere Einheit liegt darin, daß der Ton des

„Mitten wir im Leben sind
Mit dem Tod umfängen“

sie mehr oder weniger deutlich alle durchklingt. Schwer sind die Probleme, vor die uns Grete Litzmann stellt; die meist tragischen Geschehnisse, die sie uns vorführt, führen uns tief hinein in die ewige Frage von Schuld und Sühne; auch Balderhoff selbst fragt sich mehrmals, ob er nicht durch anderes Handeln lieben Menschen ein besseres Loos hätte bereiten können. Von wirklicher Schuld kann bei ihm freilich keinesfalls die Rede sein; im dritten Stück ist es sogar sein Eingreifen, das ein schlimmes Ende verhütet. Ungewöhnliche Menschen und ungewöhnliche Schicksale werden uns vorgeführt; aber wir können uns doch fast stets in diese Leute hineinendenken. Nach meinem Gefühl hat sich die Verfasserin nur in der ersten Novelle in einem entscheidenden Punkte vergriffen; sonst vermochte ich ihr auf oft ungewöhnlichen Pfaden in der Hauptsache stets zu folgen. Ihre starke Dichterkraft reißt über einzelne Bedenken leicht hinweg.

E. La.

Pietsch, Otto, Taten und Schicksale. Erzählungen. Stuttgart, J. C. Cotta, 1916. (202 S.) 2,50 M., geb. 3,50 M.

Aus vieler Herren Länder holte sich Otto Pietsch die Motive des vorliegenden Novellenbandes, und erstaunlich ist es, wie vielen Verhältnissen er gerecht zu werden versteht. Wo immer seine Menschen auch leben, die gleiche Gegenständlichkeit der Darstellung und Beherrschung des Stoffes fesselt den Leser von Anfang bis zu Ende. Vom literarischen Standpunkt aus freilich besitzen die kleinen Arbeiten sehr verschiedenen Wert; da steht echte Kunst neben faszinierender Mache, hohle Theatralik und stellenweise Rührseligkeit neben packendster Realistik. Stets aber eignet ihm ein klag gewandter Aufbau und natürlich fließender Stil. Und der großzügige Dichter, der uns im gleichen Verlage den gehaltvollen Kulturroman „Das Gewissen der Welt“ bescherte, bleibt sich auch diesmal in den „Vagabunden“ tren. Monumental und doch menschlich schlicht und ergreifend, schildert diese Eingangserzählung die Todesfahrt des einen Vagabunden, dessen letzter Wunsch es war, an der Seite seiner verstorbenen Mutter zu ruhen. Und der andere, der fünfzehn Jahre lang des Lebens Unbarmherzigkeit mit ihm getragen, zieht nun, als Schlepper sich verdingend, mit dem Oderkahn des Kameraden Leiche in die vielgeliebte Heimat. „Riesenhaft schien er hinein zu wachsen in den Himmel, dessen blitzschwangeres, lichtdurchsetztes Gewölk sein Haupt umwob wie mit einer Aureole.“ — Um dieser kleinen Schöpfung willen sollten auch anspruchsvolle Leser an des Autors neuem Bande nicht vorüber gehen.

E. Kr.

Pilipp, Beda, Wahrheitssucher. Ein Dürer-Roman. Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge, 1916. (226 S.) 3 M., geb. 4 M.

Die Verfasserin will aus der Zeit politischer und religiöser Gärungen des beginnenden Reformationszeitalters ein Geschichtsbild schaffen, dessen Mittelpunkt der Nürnberger Künstlerkreis sein soll. Fäden führen hinüber zu der Bauernbewegung unter Thomas Münzer, in die Dürers Bruder Hans verstrickt wird. Das ist nüchtern und ohne die belebende Wärme erzählt, die nun doch einmal nötig ist, um den Leser für jene Zeit und ihre Gestalten zu gewinnen.

Bb.

Sick, Ingeb. Maria, Daheim. Bilder aus dem alten Pfarrhaus. Berecht. Uebers. a. d. Dänisch. v. Paul Klaiber. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1916. (231 S.) Geb. 4,50 M.

Die alten ländlichen Pfarrhäuser haben ihre eigene Poesie, und die Verfasserin versteht es, uns ihren Zauber lebendig zu machen. Das Lachen blonder Mädchen in den wogenden Getreidefeldern, die sorglichen Bemühungen der Mutter um die Armen des Dorfes, die ernste seelsorgerische Arbeit des Vaters, die frohe Gastlichkeit, wenn liebe Gäste einkehren, alle diese trauten Bilder des protestantischen Pfarrhauses an unserer Wasserkante, kehren auch in dem stammverwandten Dänemark wieder. Man darf von I. M. Sick keine großen Offenbarungen verlangen, wohl aber eine gute und feine Erzählung, die man als tüchtiges Volksbuch bestens empfehlen kann. Dieser langen Reihe ihrer erfreulichen Schriften reiht sich auch die vorliegende an, deren Held, ein wackrer aber vom Leben hart mitgenommener Pfarrer, schließlich doch noch die großväterliche Pfarre und die Hand der Jugendgeliebten gewinnt. L.

Sperl, August, Konradin der Grafensohn. Eine Geschichte aus dem Bauernkriege, den Kindern erzählt. Stuttgart, R. Thienemann, 1916. (158 S.) In Leinwand geb. 3,50 M.

Wie unsere Kinderwelt mit leuchtenden Augen das Schicksal der schönen Gräfin Alteneck und ihres Hauses zur Zeit der Bauernkriege verfolgen wird, um an dem glücklichen Ende befreit aufzuatmen, so bildet August Sperls Erzählung auch für den erwachsenen Leser eine Quelle ungetrübt reizvoller Anregung. Mit feinem Taktgefühl vermeidet es der Ver-

fasser schauerliche Kriegsszenen gar zu sehr auszumalen, sondern läßt die historischen Ereignisse nur gerade so weit hinein spielen, als sie der Handlung eine fortschreitende Spannung verleihen und den freundlich und liebenswert gezeichneten Hauptcharakteren zum wirkungsvollen Hintergrund dienen. Besonders glücklich ist der schlicht natürliche manchmal auch märchenhafte Ton getroffen, der in gleicher Weise an das unverdorbene Gemüt der Kinder wie des Volkes rühren wird. Auch die solide und hübsche Ausstattung des Buches mit acht Tondruckbildern bleibe zu guterletzt nicht unerwähnt.

E. Kr.

Stein, Hermann, Das Abendrot. Berlin, S. Fischer, 1916. (242 S.) 3,50 M.

Der Verfasser ergreift verhältnismäßig selten das Wort und zumeist nur dann, wenn er wirklich etwas zu sagen hat. Ob das diemal der Fall ist, mag dahin gestellt bleiben. Allerlei Bilder aus dem Dorf- und Kleinstadtleben seiner Heimat führt uns Stein vor, immer bemüht das Seelenleben der Menschen bis zur Tiefe zu ergründen. Ueberwiegend sind es harte Schicksale, deren Zeuge wir werden, auch schent der Dichter nicht vor dem Brutalen zurück, das nicht selten unter der äußeren Hülle verborgen liegt. Mag man seine Kunst bewundern, froh wird man dieser Erzählungen nicht, die sich — im Gegensatz zu den sonstigen Dichtungen des Verfassers — vor allem für reifere Leser größerer Volksbibliotheken eignen.

L.

Supper, Auguste, Der Herrensohn. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1916. (376 S.) 4 M., geb. 5 M.

Im vorliegenden Roman offenbaren sich wiederum die Vorzüge dieser Schriftstellerin, die mit männlicher Energie an ihren Stoff heranzutreten pflegt. Anstatt der gewohnten Knappheit tritt uns freilich eine gewisse Breite entgegen, auch ist die Person des „Herrensohns“, der nach dem frühen Tode seiner Eltern in der treuen Pflege seines Pathen auf einem Gutshof bei Heiligenstadt heranwächst, doch nicht interessant genug, um den Leser dauernd zu fesseln. Ebenso wenig vermögen die Nebenpersonen, der Pathe selbst, ein früherer Architekt, der um sich seinem Pflegling ganz widmen zu können, auf die glühend ersehnte bildhauerische Betätigung verzichtet, der alte Schulmeister, der im Dorf einen Altersunterschlupf gefunden, die Krämerfamilie usw., deren Lebensschicksale uns ausführlich mitgeteilt werden, dem Leser viel zu sagen. Zudem liest sich die Erzählung mühselig und verläuft einigermassen im Sande, da man höchstens ahnen kann, in welcher Weise der Titelheld des Romans, der als gut und tüchtig aber als unkundig aller Dinge dieser Welt geschildert ist, sich weiter entwickeln wird.

E. L.

Worms, Karl, Schloß Mitau. Bilder aus der Vergangenheit. Stuttgart, J. C. Cotta, 1917. (245 S.) 2,50 M.

Die vorliegende Novellensammlung aus der Feder eines bewährten Vorkämpfers für das baltische Deutschtum kommt zur rechten Zeit, da das Interesse für die alte Kolonie Kurland, die hoffentlich Deutschland zurückgewonnen werden wird, wieder erweckt ist. Die Erzählungen setzen ein in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, als der erste Herzog und frühere Ordensmeister seine Brant aus der deutschen Heimat erwartet. Nicht alle diese „Bilder“ sind diesem ersten an Wert gleich, einige sind zu skizzenhaft gehalten und ermangeln des menschlichen Interesses. Eingestreut sind Balladen, denen immer eine Bemerkung vorausgeht über die manchmal etwas komplizierten historischen Voraussetzungen. Von Osten bedroht ständig der Moskowiter, von Norden der Schwede und von Süden der Pole die Selbstständigkeit des alten Ordensstaates; so lernt man ein gutes Stück Geschichte aus diesem Buch kennen, das mit einer Betrachtung der gegenwärtigen Operationen durch unsere tapfere Armee endet.

L.

für Volksbibliotheken und Lesehallen.

Herausgeber: Professor Dr. Erich Liesegang in Wiesbaden. — Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig. — Preis des Jahrgangs (12 Nrn.) 4 M. Zu beziehen durch jede Buchhandlung und Postanstalt.

Bandkataloge oder Zettelkataloge.

(Zugangsbuch u. Standortlisten.)

Von O. Plate.

In früheren Aufsätzen habe ich in den „Blättern“ auf Einrichtungen der Hamburger Bücherhalle und auf deren mögliche Verwendung in anderen Büchereien hingewiesen. Vielleicht haben auch die folgenden Ausführungen allgemeineres Interesse.

Der Zettelkatalog hat dem Bandkatalog immer mehr den Platz beschränkt und ihn zurückgedrängt; es dürfte deshalb angebracht sein, die Berechtigung dazu zu prüfen, zumal der Bandkatalog in der Benutzung bequemer ist und besonders die einfacheren Leser der Bücherhalle scheu um den Zettelkatalogkasten herumgehen, aber auch die übrigen eine gewisse Abneigung dagegen zeigen.

Man kann den Bandkatalog als den Flächenkatalog bezeichnen; er erlaubt eine größere Zahl von Titeln auf einmal zu übersehen, was besonders in jedem Sachkatalog willkommen ist, einerlei ob es der systematische Beamtenkatalog oder die Standortliste oder der gedruckte Katalog für die Leser ist. Dagegen ist der Zettelkatalog der Eintitelkatalog; Versuche, mehrere Titel auf einen Zettel zu bringen, wird man besonders im Verfasserkatalog bald wieder aufgeben; (übrigens ebenso den in der Hamburger Bücherhalle ohne Erfolg gemachten Versuch, einen alphabetischen Verfasser-Bandkatalog auf dem Laufenden zu erhalten).

Eine Ausnahme bildet nur der alphabetische Schlagwort- oder Stichwortkatalog; hier sind möglichst viele Titel auf eine Karte zu bringen, womöglich mit Hilfe ausgeschnittener und in zwei Spalten aufgeklebter Druckkatalogtitel, da es den Benutzer abschreckt, eine große Zahl Karten über einen Gegenstand zu durchblättern; Zedlers Regeln für diesen Katalog, für die auch die Bücherhallen ihm sehr dankbar sein müssen, verlangen, daß die Zettel jedes Schlagworts nach dem Erscheinungsjahr zu ordnen sind; in Bücherhallen sind vielmehr die Karten der zuletzt eingestellten Bücher voranzustellen, damit der Leser zunächst auf die neuesten Werke stößt.

Während früher Zettel von Quartgröße nichts seltenes waren und die meist auf Falz geklebten Blätter der Bandkataloge der größten Bibliotheken, wie des Britischen Museums und der Berliner Königlichen Bibliothek, Folioformat haben, ist eine kleine Form des Zettels, etwa 12.6:7.6 cm das Weltnormalformat geworden; dies sollte nicht

vergessen werden, wo immer eine Vereinigung mit anderen Katalogen oder eine Einreihung von Duplikaten fremder Kataloge wahrscheinlich ist. Die Zwischenformen der Band- und Zettelkataloge, d. h. die Vereinigungen beider, haben größeres Format, z. B. der in Kassel verwendete Kapselkatalog von 17 1/2 : 7 cm Leseffläche (auch für kleinere Sonderkataloge sehr brauchbar) und zwei in der Hamburger Bücherhalle noch vorhandene Bandkataloge, von denen der eine italienischer Herkunft ist; in ihm werden die 25 : 22 1/2 cm großen Blätter in Quartformat, ähnlich wie bei Soennecken-Ordern und Ringbüchern, auf Röhren aufgereiht und diese zugeschraubt; in dem anderen, doppeldeckigen, werden die Blätter durch Sprungfedern festgehalten, wie beim Baschaga-Patent. Die Normalzettel für die Beamten können in Kästen lose aufbewahrt werden, die für das Publikum werden der größeren Sicherheit wegen besser durchlöchert und an runden Stangen aufgereiht als geschlitzt und durch platte Stangen festgehalten. Wo Platzersparnis geboten ist, kann noch unter das Weltnormalzettelmaß gegangen werden, und zwar beim alphabetischen Verfasserkatalog, da er nur in größter Kürze das Vorhandensein des Buches nachweisen soll, ferner beim Titelkatalog, da er außer dem Titel nur den Verfasser aufführt, endlich beim Zettelverzeichnis der Leser. Ist doch auch Papierersparnis erwünscht; denn Zettelkataloge erfordern im allgemeinen mehr Papier als Bandkataloge, da auch der kürzeste Titel eine Karte verlangt und stets nur ein kleiner Teil der Vorderfläche, die Rückseite aber überhaupt nicht benutzt wird. Auf wie viele Zettel die Kataloge anwachsen können, mögen die Zahlen der Zentrale der 1899 eröffneten Hamburger Bücherhallen beweisen. Im Büro stehen rund 148 000 Zettel, in der Ausgabe 60 000; also zusammen 208 000 Zettel, die in 33 Doppel- und 53 einfachen Auszügen untergebracht sind; bei einem Preise von 8 M. für 1000 linierte Zettel erhält man als Anschaffungskosten für die Zettel 1664 M.; dazu kommen die 22 000 Buchkarten, die in den Büchern der Freihand stecken, was als Summe rund 230 000 Zettel ergibt. Außerdem umfaßt noch das Leserverzeichnis 34 000 Zettel. — Im allgemeinen ist der Zettelkatalog ein handschriftlicher Katalog, nur in einem Exemplar vorhanden und leicht durch Ersatz einzelner Titel sauber, und durch Einfügung neuer Blätter für Neuanschaffungen auf dem Laufenden zu halten, während von den eigentlichen Bandkatalogen zumal für Bücherhallen das Gegenteil gilt. Trotzdem wird man auf die Zettel häufig gedruckte Titel aus eigenen oder fremden Druckkatalogen, auch wohl aus dem wöchentlichen Verzeichnis des Börsenvereins oder mit der Schreibmaschine vervielfältigte Titel kleben. Man wird andererseits die ausliegenden Bandkataloge möglichst oft durch saubere Exemplare ersetzen und sie durch gedruckte Nachträge, die nur nicht zu zahlreich werden dürfen, auf dem Laufenden erhalten. Sobald man aber handschriftliche Nachträge in größerer Zahl zwischen den Zeilen, am Rande oder auf durchschossenen oder, etwa an Fäße, angeklebten Blättern macht, wird die Uebersichtlichkeit leiden; man findet selbst in wissen-

schaftlichen, weniger benutzten und übrigens vornehmen Bibliotheken recht unansehnliche, um nicht zu sagen schmutzige Bandkataloge, weil man die Arbeit des Abschreibens, auch in neue Exemplare des Druckkatalogs, scheut. In einer Hamburger Bücherhalle liegt ein Exemplar der oben erwähnten Kombination von Band- und Zettelkatalogen in Quartformat aus, das die Schöne Literatur nach Gegenständen geordnet enthält (vergl. „Blätter“ Jahrg. 18, S. 3), in einer anderen Ausgabe stelle ein anderes Exemplar mit einem Schlagwortkatalog der Technik; in beiden sind zu den geklebten Drucktiteln einseitig bedruckte Kataloge und für die handschriftlichen Eintragungen Tusche benutzt, damit beide mit Lack überzogen und so gegen Schmutz geschützt werden können; einseitig bedruckt müssen die Titel sein, weil die Rückseite durch den Lack sichtbar wird und stören würde. Man könnte auch die ganzen einseitigen Druckkataloge in dieser Weise aufkleben, indem man Raum für die vermutlichen Neuanschaffungen bis zur nächsten Drucklegung läßt und diese mit Tusche einträgt, sowohl in der Schönen Literatur wie in den Abteilungen der belehrenden; einzelne unansehnlich werdende Blätter sind dann zu ersetzen; die Leser werden mit einem solchen Bandzettelkatalog lieber arbeiten, als mit dem Druckkatalog und dessen Zettelnachträgen, die durch jenen Bandkatalog erspart werden.

Das Zugangsbuch ist sozusagen der erste Bandkatalog, in den die Bücher in wissenschaftlichen Bibliotheken eingetragen werden müssen. Bücherhallen sollten es nur in gekürzter Form führen. In der kleinsten Hamburger Filiale sind Zugangsbücher seit 1902 vorhanden; niemand kann sich aber entsinnen, die älteren Bände je wieder angesehen zu haben; sie gaben jedem Buch eine Zugangsnummer, die auch auf die Rückseite des Titels und auf die Katalogkarte geschrieben wurde, aber seit Jahren unbeachtet bleibt, zumal selbst zum Verzeichnen für den Buchbinder die Signatur geeigneter ist. Empfangsdatum, Herkunft (wo sie überhaupt Interesse haben kann), und Preis (zur Kontrolle der Buchhändler bei Wiederbestellungen) erscheinen besser auf dem Titel, resp. der Katalogkarte, die zugleich als Grundlage für Neuanschaffungslisten benutzt wird. Das Zugangsbuch dient zum Teil dazu, die Bändezahl festzustellen. In der Hamburger Bücherhalle wird es jetzt in folgender Weise geführt: die nicht gekauften Bücher, d. h. die geschenkten und von anderen Filialen übernommenen, also nur ein kleiner Teil des Zugangs, werden wie anderswo, aber mit abgekürztem Titel, Datum und Bändezahl eingetragen, ebenso die aus Lieferungen zusammengebundenen Zeitschriftenbände. Auf den Titel wird ein „Z“ geschrieben, welches auf die Katalogkarten übertragen wird und hier die Herkunft angibt und noch mehr, weil es über den Wert des Buches, das nicht seiner Güte wegen gekauft ist, etwas sagt; das Z erscheint auch auf den aushängenden Neuanschaffungslisten, damit am Ende des Jahres angegeben werden kann, wie viele Bücher für die Abteilung gekauft sind; diese Listen ersetzen ja die Zugangsbücher zum Teil. Für die gekauften Bücher

dagegen gelten die Rechnungen sozusagen als Teil des Zugangsbuches. Im Zugangsbuch erscheint nur die Bändezeit der Rechnungen für Neuanschaffungen und Dubletten, nicht aber für Ersatz, da dieser keinen Zuwachs bedeutet. Die Zahlen der gelöschten Bände werden in regelmäßigen Abständen in einer besonderen Spalte eingetragen, um den Gesamtbestand feststellen zu können. In der Hamburger Zentrale wurden für 3356 Bände Zugang eines Jahres nur 514 Zeilen oder 14 Folioseiten gebraucht, also $6\frac{1}{2}$ Bände auf die Zeile im Durchschnitt. In der neuesten Hamburger Filiale werden die Titel ohne Nachteil von einem Unterbeamten ins Zugangsbuch eingetragen, was doch wohl ein Zeichen von dem geringen bibliothekarischen Wert und der abstumpfenden Wirkung der Führung des Zugangsbuchs auf Oberbeamte ist. Mißstände haben sich in Jahren nicht aus dieser stark verkürzten und zeitsparenden Führung des Zugangsbuchs und aus dem Wegfall der Zugangsnummern ergeben.

Standortlisten: Den 2. Bandkatalog, in den die Bücher eingetragen werden, bilden die Standortlisten. Selbst wenn sie, wie von früher her in der kleinsten Hamburger Filiale, in dünnen Mappen für die einzelnen Abteilungen geführt werden, haben sie doch die wesentlichen Eigenschaften des Bandkatalogs.

Es ist zwar sehr bequem in der Bandstandortsliste dem neu einzutragenden Buch die nächste freie, fortlaufende Nummer zu geben. Wir stehen hier aber vor der Frage: fortlaufende oder springende Nummern. In den Blättern Jg. 14, 1913, S. 74 f. ist die springende Signatur der Hamburger Bücherhalle geschildert worden, besonders wie die Zahlen wie Dezimalstellen gelesen werden, so daß zwischen k 6 und 7 etwa k 65 oder zwischen k 63 und 64 etwa k 635 eingeschoben wird; es ist dort gesagt, daß die erzählende Literatur in einer Filiale nach diesem System umgearbeitet wurde, für das einzelne Buch etwa statt Uk 264 die einfachere Signatur l 35 eintritt, daß die ganze Standortliste für diese Abteilung damit in Wegfall kam und im Druckkatalog die Signatur überflüssig wurde, also auch nicht mehr von den Lesern mit den bekannten unliebsamen Irrtümern ausgeschrieben zu werden brauchte; denn die springenden Nummern erlauben es, die Bücher alphabetisch aufzustellen und ohne Katalog am Platz zu finden. Die Weglassung der Signaturen ermöglichte es, einen gemeinsamen Katalog für 5 Filialen zu drucken, da nur die Buchstaben der Filialen A—E hinter dem Titel zu erscheinen brauchten. Die springenden Signaturen sind in dem genannten Aufsatz für Freihand und Indikator als unerläßlich dargestellt. — Die Bandform der Standortlisten macht es natürlich unmöglich, springende Signaturen zu verwenden. Sie hat den Nachteil aller Bandkataloge durch die starke Benutzung sehr un sauber zu werden und sie beeinträchtigt die Aufrechterhaltung der Ordnung des Bestandes sehr, da sie für Revisionen weniger geeignet ist als Zettelkataloge; es muß etwa bei jeder Revision ein neues Zeichen in die Listen und vielleicht sogar in die Bücher gemacht werden. Dagegen erlauben die Standortskataloge in Zettel-

form, bei deren Führung nach Obigem am besten springende Signaturen verwendet werden, die Karten der einzelnen fehlenden Bücher hochzustellen, an der Hand der Ausleihkarten, Buchbinderlisten u. dgl. zu kontrollieren und die noch übrigen herauszunehmen.

Man übersieht in der Folio-Standortsliste leicht im groben, was über einen Gegenstand vorhanden ist, aber wegen der Kürze der Eintragungen ist dies bibliothekarisch wertlos. Erst wenn man die Bandstandortsliste durch Zettel mit möglichst vollständigen Titeln ersetzt, hat man zugleich einen wirklichen systematischen Katalog, dessen Zettel zugleich als handschriftliche Grundlage des Druckkatalogs dienen können; denn, selbst wenn man nicht, auch mit Verwendung springender Signaturen der belehrenden Literatur in der einzelnen Abteilung, ein Parallellaufen der Signaturen und des Verfasseralphabets ermöglicht, kann man die Karten doch für die alphabetische Ordnung der Unterabteilungen des Druckkatalogs zurechtlegen.

Als Resultat unserer Erörterung ergeben sich folgende Forderungen: Im Büro: Bändeintragung nur im gekürzten Zugangsbuch für nicht geschenkte Bücher, dagegen statt der kurzen Titel in den Standortslisten in Bandform die ausführlichste Karte, die Hauptkarte, die zugleich in der Schönen Literatur die einzige des Büros bleibt und sowohl als Verfasserkarte wie als handschriftliche Grundlage des Druckkatalogs dient. Letzteres tut auch die Karte der belehrenden Literatur für den systematischen Hauptteil des Druckkatalogs, während für das alphabetische Verfasserregister die zweite Karte des inneren Betriebs, die kurze Verfasserkarte, zu benutzen ist. Nach den Hauptkarten werden die Zettel des Buchkartenapparats der Ausleihe und die Buchkarten, die in den Büchern der Freihand stecken, geschrieben, ferner für das Publikum die Ergänzungszettel des systematischen Teils und des Verfasserverzeichnisses des Druckkatalogs; die beiden letzteren kommen mit der Neuauflage des Druckkatalogs wieder in Wegfall. Endlich sind nach den Hauptzetteln die Titeltalogkarten der Schönen Literatur und die Schlagwortkarten der belehrenden zu schreiben; letztere müssen auch als Grundlage des Sachregisters des Druckkatalogs dienen. In der Schönen Literatur erspart also die Standortskarte statt der Standortliste den Verfasserkatalog des Büros und die handschriftliche Grundlage des Druckkatalogs, in der belehrenden Literatur die letztere; ferner wird erspart die Signatur der Schönen Literatur im Druckkatalog, während die belehrende Literatur nur mit der Signatur der Abteilung, nicht der dahinter stehenden Zahl zu erscheinen braucht, z. B. Ts anstatt Ts 345. Auf die Ersparnis durch die veränderte Eintragung ins Zugangsbuch, die zugleich die Fortlassung der Zugangsnummer bedingt, wurde bereits hingewiesen. Für die Ausgabe kommt an Bandkatalogen erstens der Druckkatalog in Betracht, ferner eventuell die oben beschriebenen kombinierten Zettel- und Bandkataloge für einen Sachkatalog der Schönen Literatur, für einen Schlagwortkatalog einzelner belehrender Abteilungen und für ein Provisorium des Druckkatalogs bis zur nächsten

Auflage. Da auch im Buchkartenapparat der Ausleihe in der Schönen Literatur alphabetische Anordnung und Signaturen parallel laufen, so sind die Signaturen zum Aussuchen nicht nötig, zum Wiedereinordnen aber bequemer und zuverlässiger als die alphabetische Einordnung nach den Titeln.

Der Vorteil der Bandkataloge, eine Reihe von Titeln in einem Ueberblick zu bieten, sollte auch sonst benutzt werden, wo immer es möglich ist. So erwünscht große Fenster in Bibliotheken sind, so willkommen sind andererseits Wandflächen, die ja auch für Landkarten, Bilder in Wechselrahmen und Plakate verwertet werden können. In Hamburger Bücherhallen sind die vollständigen Verzeichnisse der fremdsprachigen Bücher, der Noten und Operntexte unter Rahmen an der Wand oder den Regalen angebracht. Auch Listen der Neuanschaffungen und besonders empfehlenswerter Bücher sowohl der belehrenden, wie Schönen Literatur und für die heranwachsende Jugend, beanspruchen Raum. In der kleinsten Hamburger Bücherhalle konnte der ganze belehrende Druckkatalog von 100 Druckseiten unter Glas an der Wand ausgebreitet werden. Durch eine freistehende Wand, wie die Bahnhöfe sie für Fahrpläne aufstellen, ersetzt die neueste Hamburger Bücherhalle die fehlenden Seitenwandflächen. Die Zentrale hat wie die Museen ein Drehkreuz, das aufrecht auf einem Tisch steht und 8 Flächen von je 48×72 cm, also zusammen mehr als 5 qm bietet.

Die günstigste Flächenbenutzung bietet aber der Schülkeache Indikator; die Fläche ist 86 cm, mit Rahmen 1 m, hoch und in einer Ausgabestelle 20 m lang; 50 Titel von 5 cm Breite stehen übereinander, so daß für 17 000 Titel Platz ist. Man hat wohl eingewendet, daß der Titel nie mehr als 3 Zeilen lang sein kann; besser würde man sagen, daß für jeden Titel 3 Zeilen zur Verfügung stehen und daß, da diese schon um die Druckkosten herauszubekommen, möglichst vollständig ausgefüllt werden, die Titel im Durchschnitt weit ausführlicher als sonstige Druckkataloge sind. Es ist hier nicht der Ort, den Indikator gegen die dagegen geltend gemachten Bedenken zu verteidigen; nur das möge gesagt sein, daß die Hamburger Bücherhalle es der Bevölkerung gegenüber nicht verantworten könnte, den Indikatorbetrieb aufzugeben, und zu der anderswo üblichen Ausleiheform zurückzukehren, die sie selbst aus 17jähriger Erfahrung kennt und, da sie wegen Raummangels in der kleinsten Filiale noch benutzt wird, seit 1904 täglich mit dem Indikator zu vergleichen Gelegenheit hat. Im Zentrum der Stadt hat sich diese ältere Art der Ausleiheform in $1\frac{1}{2}$ Jahren als völlig unzureichend, den großen Betrieb zu bewältigen, erwiesen.

Neuere Literatur über den Weltkrieg und seine Geschichte.

Von E. Liesegang.

In seinem berühmten Roman „Johann Christof“ spricht sich Rolland einmal darüber aus, daß zwar die Wahrheit bei allen Völkern selbstverständlich dieselbe sei, daß aber jedes Volk seine Lüge habe, die es seinen Idealismus nennt: „Jedes Wesen atmet ihn von der Geburt bis zum Tode ein: er ist für jedes zur Lebensbedingung geworden, nur einige Genies können sich nach heroischen Kämpfen von ihm loslösen, in denen sie im freien Weltall ihres Denkens einsam werden.“ An diesen Satz wird man unwillkürlich erinnert, wenn man das vor kurzem erschienene Buch von Eugen Kühnemann liest, das sich mit den beiden angelsächsischen Nationen und ihrem Verhältnis zu unserem deutschen Vaterland beschäftigt.¹⁾ Der Verfasser, früher dreimal als Austauschprofessor in den Vereinigten Staaten weilend, begab sich in den schwülen Augusttagen des Jahres 1914 noch grade vor Toresschluß wieder dorthin zurück, um „einen Glauben in seiner Seele und ein Stück des eignen Werks zu retten“. Als er in New York landet, stehen vor dem Verlag der dortigen Times auf langen Tafeln die neusten Nachrichten vom Kriegsschauplatz verzeichnet: „Deutschland wurde überall geschlagen, das Schicksal des Untergangs schien unabwendlich.“ Im Mai 1917, nach fast dreijähriger unermüdlicher Aufklärungsarbeit, verläßt Kühnemann das Land, das inzwischen uns den Krieg angesagt hatte. Fast 200 000 Kilometer hat der Verfasser in dieser Zeit auf der Eisenbahn zurückgelegt und in 137 Städten hat er ein oder mehreremale gesprochen und für die deutsche Sache geworben. Niemand vorher hatte so wie K. Gelegenheit in den Stunden, da unerhörte Ereignisse Herz und Nieren der Völker prüften, Einblick in die amerikanische Seele zu gewinnen, daher kann das Buch, in dem er seine Erfahrungen in ruhiger Weise und in schöner Sprache dem Leser übermittelt, als ein historisches Denkmal von bleibendem Wert angesprochen werden. Wie bald sind nun angesichts der furchtbaren Wirklichkeit die Ideale verblaßt, die er sich früher über Amerika und seine Mission an der Welt gebildet hatte! Völlig verständnislos stehen die Stockamerikaner dem staatlichen und sozialen Leben unserer Heimat gegenüber, von dem sie nichts wissen und das kennen zu lernen und gerecht zu beurteilen, sich für sie nicht einmal lohnt. Ohne sich ein Gewissen daraus zu machen, führt man in schnöder Geldgier unter dem Deckmantel der Neutralität Krieg mit Deutschland, indem man die Erklärung Lloyd Georges, daß die Ueberlegenheit an Kriegsvorräten den Sieg entscheiden werde, für unsere Feinde durch einen Export von Waffen und Kriegsgerät zu verwirklichen sucht, wie er noch niemals dagewesen ist. Dabei zieht die Legende, die England zu verbreiten weiß, daß wir aus nacktem Machttrieb den Weltkrieg entfesselt hätten, immer weitere Kreise. Denn solche Legendenbildung ergreift, wie K. sehr richtig bemerkt, Besitz von den Völkern genau in dem Maß, wie sie englisch sind. Es ist die Sagenbildung, die zu jener Religion der Demokratie gehört, welche die englisch denkenden Völker beseelt. „Diese verlangt, daß jede staatliche Entscheidung dem Volke dargestellt werde, als eine heilige Forderung der Menschlichkeit und Pflicht, auch wo sie in den nüchternsten Erwägungen des Vorteils, in nackten Trieben der Macht ihren Grund hat . . . So leben jetzt Hunderttausende brave und ehrliche Amerikaner in der festen Ueberzeugung, daß um der Menschlichkeit, des Rechtes und der Sittlichkeit willen dies Deutschland zusammengeschlagen werden müsse als der böse Feind . . . In diesem angelsächsischen staatlichen Denken sind auch die sittlichen Begriffe nur eine Waffe im Kampf um die Macht. Man ergreift sie als einen Vorteil im Kampf.“ Wenn Rolland meint, daß es hin und wieder dem Genius beschieden sei, sich von dem Wahne zu befreien, der sein Volk umgibt, so

1) Deutschland und Amerika. Briefe an einen deutsch-amerikanischen Freund. München, C. H. Becksche Verlagsh., 1917. (118 S.) Geb. 2,50 M.

soll das selbst für das Angelsachsentum, das wenigstens einen Carlyle hervorgebracht hat, nicht gelehnet werden. Ein bestimmender Einfluß aber wird von dem Einsamen nicht ausgehen, und rückhaltlos muß man Kühnemann beipflichten, wenn er bei seiner Beurteilung der politischen Moral der Engländer dieseits und jenseits des Ozeans zu dem Schluß kommt, daß der Tag, an dem einmal der englische Gedanke die ganze Welt beherrschte, das Ende aller wahren Sittlichkeit auf Erden sehen würde: „Die furchtbare Gefahr jener englischen Inselhaftigkeit für alles wahrhaft menschliche Leben wird offenbar. Sie sind sich die einzigen Menschen. Also ist Engländerium die Menschlichkeit. Alles Menschliche sonst, das ohnehin geringerer Art ist, kann nur gedeihen im Schatten, den die englische Art wirft.“

Wie K. bestimmt annimmt, glaubte Wilson, der ihm als der Typ eines rüstkündigen und bornierten Angelsachsen erscheint, bis Dezember 1916 noch an den sicheren Erfolg unseres Hauptfeindes, erst als der von Berlin zurückkehrende Botschafter Gerard ihn belehrte, daß der Sieg sich auf die deutsche Seite neigen werde, entschloß er sich unter allen Umständen das Schwert der Entscheidung, wie er wenigstens vermeinte, zu Ungunsten unseres Vaterlands in die Wagschale zu werfen: „Der Unterseebootkrieg gab nur den willkommenen Vorwand.“ Für Amerika aber wird der Krieg noch verhängnisvollere Wirkungen haben als für England, für das schon die Nichterreichung seines ruchlosen Zieles, der Niederwerfung Deutschlands, eine furchtbare Niederlage bedeutet. Wenn aber der Hinzutritt Amerikas zu dem Weltbund gegen Deutschland nicht den Sieg bringt, so verfällt es dem Fluch der Lächerlichkeit. „Das Hundertmillionenvolk, das reichste Volk der Erde — und Deutschland erledigt es noch zu allen seinen anderen Feinden. Das amerikanische Gefühl meint eigentlich, die bloße Erklärung der Teilnahme Amerikas am Kriege müsse Deutschland hoffnungslos in die Knie sinken lassen. Arbeiten doch die demokratischen Länder beständig mit der Verblüffung. Der sogenannte ‚moralische‘ Eindruck erscheint als das Zauber mittel . . ., sie haben keine Vorstellung von jenem Mannes- und Heldensinn, der Furcht nicht kennt.“ Der Weltkrieg tut an Amerika sein unerbittliches Werk, seine Rückwirkung wird Herrn Wilson mit seiner ganzen Schar beiseite fegen: „hinfort gibt es keine Täuschung und für den Ehrlichen auch keine Selbsttäuschung mehr. Was Deutschland ist, wußte niemand vor dem Jahre 1914. Niemand wußte vor 1914 was Amerika wirklich ist.“ Fortan aber, so legt K. mit kräftigen Worten dar, ist offenbar, daß Amerika keinen Fortschritt und keine Lehre für die sittliche Welt bedeutet: „die Sünde, die an der neu-europäischen Kultur haftet, erscheint nirgends so schreckhaft nackt und ungehemmt wie hier: die gewissenlose blinde Selbstsucht der Geldgier als der alles beherrschende Gedanke . . . Der amerikanische Staat enthält nichts, was einem höher entwickelten und ernsthaften Volke zum Vorbild dienen könnte. Er ist mit seiner unsinnigen Verschwendung und seinem Raubbau nur möglich, so lange das grenzenlose Land mit seinen unerschöpften Hilfsmitteln ohne alle Gefahr lebt.“ Und dieses Volk, das sich in frivoler Weise in einen Krieg gemischt, dessen innerer Sinn ihm fern lag und verschlossen war, wird fast das einzige sein, dem der Krieg nicht zur geistigen Erneuerung wurde: „Amerika ist in diesem Augenblick unter den Kriegsvölkern das seelisch ärmste; — mögen die Amerikaner in vermessener Verblendung noch immer sich als das Salz und Heil der Erde erscheinen, die Verblendung kann nur furchtbar, ja grauenhaft wirken, denn unter allen Völkern im Kriege ist, sittlich genommen, Amerika die am schwersten geschlagene Nation.“ —

An Freunden, die voller Verständnis und Liebe unsere Eigenart zu würdigen wußten und unsere Schwächen, wenn nicht verschwiegen, so doch erklärten, haben wir wahrlich in der Schicksalsstunde, die wir ungebrochenen Muts durchmachen, keinen Ueberfluß gehabt. Um so dankbarer sind wir denen, die sich also bewährten; unter ihnen aber stehen weit voran, sowohl der Zahl wie dem Gewicht nach, die Skandinaven. Zu diesen führenden Männern aus dem Norden, die der Stimme des Bluts folgen, gehört auch Björn Björnson, der ohne Rücksicht auf den drohenden Haß der Feinde

sich mit dem vorliegenden Werke, das man, nach Gerhart Hauptmanns Geleitworte, in Hütten und Palästen dankbar bewegt lesen wird, im deutschen Herzen ein dauerndes Denkmal setzt.¹⁾ Björnson bekennt von sich, daß er „in und mit Politik“ auferzogen ist und läßt durchblicken, daß seine politischen Ideale andere als die unsren seien. Von seinem großen Vater aber hat er die Sympathien für uns übernommen und aufrichtig teilt er dessen Wunsch enger zukünftiger Freundschaft zwischen Deutschland und Skandinavien. So litt es ihn nicht in der Heimat, als die Weltkatastrophe begann. Nach flüchtigem Aufenthalt in Berlin eilt er nach Ostpreußen, das damals durch die vereinten Bemühungen der aktiven Truppen, der Landwehrmänner und Landstürmer gegen die Wiederholung der russischen Raub- und Vernichtungszüge gesichert wird. Andere seiner „Impressionen“ hat Björnson in Polen und im Feldlager unserer Verbündeten in Galizien in sich aufgenommen, am eingehendsten und anziehendsten aber sind seine Berichte über die Fahrt nach dem Westen und die Eindrücke in dem vielgenannten Belgierland.

So schnell wird jetzt die Gegenwart zur Geschichte, daß die energische Rechtfertigung unseres Volksheeres gegen den heuchlerischen Vorwurf der Barbareien, die in Löwen, Meeheln und sonst wo verübt sein sollen, dem deutschen Leser fast als überholt erscheint, von bleibendem Werte aber sind seine Beobachtungen über das schöne und menschliche Verhältnis zwischen unsern Soldaten und den Bewohnern des unglücklichen Landes. Voller Behagen verweilt er bei solchen kleinen feinen Zügen, die wieder eine große Perspektive in das Rein-Menschliche bringen; „da freut man sich genau so, wie wenn man hier und da neues Leben aus einem aufgewühlten und zertrampelten Felde aufkeimen sieht.“

Mag sein, daß das starke ihm innewohnende germanische Gemeingefühl seine Blicke geschärft hat, jedenfalls ist er unter den Neutralen so ziemlich der Einzige, der es wagt, die Hand in die offene Wunde am Körper des belgischen Volkes zu legen und der, statt sich in übertriebenen Klagen über das selbstverschuldete Elend König Alberts und seiner Getreuen zu ergehen, auch „Flanderns Klagesang“ sein Ohr leiht. Voller Sympathie schildert er an der Hand der den Kennern geläufigen Literatur die Leiden des vlämischen Volks, die eine 85-jährige einseitige und fanatische Regierungsmethode über diese unsere nächsten Stammesvettern verhängt hat. Er selbst hat Führung genommen mit den Häuptern der vlämischen Bewegung und gesteht ein, immer wieder ergriffen worden zu sein von der Leidenschaft dieser Männer, die sich und die Ihrigen vom Untergang retten möchten. Das französische Belgien hatte dafür gesorgt, daß der Vlame keinen Willen mehr habe und als reif für den Untergang erscheine. Der Verfasser aber fühlt sehr wohl, daß die Zeit dieses Tiefstands bereits überwunden ist. Wie Wasser und Feuer verhalten sich seiner Wahrnehmung nach Wallonen und Vlamen zu einander: „wenn der Krieg einmal vorbei ist — brennen diese Fragen wohl vor aller Augen auf.“ —

Gewinnt Björnson durch seinen unbestechlichen Gerechtigkeits- und Billigkeitssinn unser Herz, so fesselt uns sein skandinavischer Landsmann Rudolf Kjellén durch die Fülle der Gedanken, die seine Schriften ausströmen. Schon wiederholt haben die „Blätter“ der immer bedeutenden Kundgebungen gedacht, zu denen den Professor der Staatswissenschaften an der Universität Upsala, der als Mitglied des schwedischen Volks auf das höchste an dem Ausgang des Weltkriegs beteiligt zu sein bekennt, sich im Laufe dieser Jahre veranlaßt sah. Ideen, denen er schon seit Jahrzehnten zustrebte, ein „System der Politik auf Grund einer rein empirischen Auffassung des Staates“, haben unter dem Eindruck des ungeheuren Geschehens und im regen Gedankenaustausch namentlich mit den deutschen Historikern jetzt feste Form gewonnen.²⁾ In den Bahnen Rankes und Treitschkes wandelnd kommt

1) Vom deutschen Wesen. Impressionen eines Stammverwandten 1914—1917. Berlin, Oesterheld u. Co., 1917. (272 S.) 3 M. geb. 4 M.

2) Rud. Kjellén, Der Staat als Lebensform. Leipzig, S. Hirzel, 1917. (233 S.) 4 M.

Kjellén im Gegensatz zu der noch überall nachwirkenden Lehre des älteren Liberalismus zu dem Ergebnis, daß der Staat durchaus nicht nur ein Hort des Rechts, sondern ein überindividuelles, sozusagen persönliches Wesen sei. Nicht das größtmögliche Glück möglichst Vieler, wie es die englische Philosophie will, sondern die Wohlfahrt der Nation ist Aufgabe und Zweck des Staats. Den Sinn seines Staates zu ahnen und danach das Steuer zu richten, erscheint ihm als tiefste Pflicht seines Lenkers. Denn „einzig und allein durch eine solche Fahrt gewinnt eine Nation das, was Völkern wie Einzelmenschen höher steht als das Glück, und was allein im tiefsten Grund den Preis des Lebens bezahlt, und das ist die Verbesserung der Persönlichkeit zu immer größer werdender Vollkommenheit.“ Aber auch die Nation als solche erschöpft keineswegs den Staat, vielmehr lebt dieser neben jener sein macht- und anspruchvolles Dasein. Wie er das verstanden haben möchte, zeigt Kjellén schlagend in einem Aufsatz seines gleichfalls erst kürzlich erschienenen Buchs, das seine Einzelstudien über die gegenwärtige Weltkrise zu einer Sammlung zusammenfaßt und sich demgemäß an ein breiteres Publikum wendet.¹⁾ Der fragliche Artikel stammt aus dem Dezember 1916 und bespricht die Gründe, die den Frieden verhindern, zu dem die Zentralmächte damals in so vornehmer Weise sich erboten hatten. Wer in der Staatslehre niemals weiter gekommen sei als zu dem göttlichen Recht der Majorität, der müsse ratlos vor diesem schwierigen Problem stehen, wer aber die Augen offen habe und von der Geschichte lernen wolle, der sehe hier in Flammenschrift die Wahrheit von Staat und Volk geschrieben. Denn niemals habe sie uns die Staaten deutlicher als etwas Selbständiges außerhalb und doch zugleich innerhalb dieser gezeigt: „die zahlenmäßigen Minderheiten, die den Krieg wollen, vertreten nichts anderes als die Staaten, während die Majoritäten die Völker bezeichnen.“ Nicht die Einzelnen arbeiteten von vorn herein auf den Krieg los, sondern er entstand, weil die Lage der Staaten unerträglich geworden war, und er dauert an, weil eben diese auch jetzt noch auf eine Verbesserung hoffen: „daß der Kriegsgedanke noch immer über die friedliebenden Majoritäten triumphiert, bedeutet ganz einfach die Uebermacht des Staatswillens über den Völkerwillen.“ Die Volksvertretungen aber, die „nach dem demokratischen Katechismus ein Korrektivmittel gegenüber der Regierung sein sollen,“ haben sich namentlich in Westeuropa „zu Staatsorganen ausgewachsen“, so daß die Friedenssehnsucht des Volks, vorläufig dargestellt von Frauen, Greisen und Kindern, ihren Willen nicht zur Geltung bringen kann. „Die Allgemeinheit vermag nichts gegen ihre Behörden, die über alle Machtmittel verfügen,“ während die Wehrpflichtigen an den Fronten unter Kriegsrecht stehen. Erst wenn der Friede Tatsache geworden ist und diese zurückkehren, bekommt das Volk wieder eine unmittelbare Stimme. „Versteht man nun, so fragt Kjellén, die Angst der Regierungen vor dem Frieden überall da, wo man dem Volke keine erreichten Kriegsziele aufzuweisen vermag? Der Krieg ist das Geschäft der Staaten: geht das Geschäft mit Gewinn aus, so kann dieser Gewinn die Leiden der Einzelnen verantworten; geht das Geschäft aber mit Verlust aus, so daß die Leiden des Staates zu denen des Volks hinzukommen, gibt es keine Entschuldigung, . . . dann bringt der Friede nicht nur Schande nach außen, sondern auch Gericht im Innern.“ Daher klammern sich die leitenden Männer der verlierenden Länder, die sich um des verschärften Kriegsziels willen über den Rücken anderer zur höchsten Macht emporgeschwungen haben, am Kriege fest, so lange überhaupt nicht alle Hoffnung dahin ist.

Diese Probe mag zeigen, wie tief Kjellén die zahllosen Probleme dieses Konflikts auffaßt. Wie wir alle aber durch den Krieg gelernt haben und täglich hinzulernen, indem wir alte Lieblingsanschauungen über Bord werfen und uns zu neuen Wahrheiten durchringen, so machen sich auch in seinen Anschauungen Schwankungen geltend, wobei noch immer zu

¹⁾ Kjellén, Studien zur Weltkrise. München, H. Bruckmann, 1917. (230 S.) 3,60 M.

betrachtlichen ist, auf welches Publikum er jeweilig einwirken möchte. So liegt auf der Hand, daß die schneidige Rechtfertigung (datiert den 28. Februar 1917) des verschärften Ubootkriegs vor allem Bedenken und Voreingenommenheiten auf ihren inneren Wert hin prüfen will, die ihm bei gewissen Stimmführern unter seinen Landsleuten entgegengetreten sind. Diese ganze Enttarnung, so meint er, würde ehrlicher und echter wirken, wenn sie sich schon eher gezeigt hätte, als die Blockade-Methode durch England eingeführt wurde, die zuerst den Begriff „Kriegszone“ auf dem freien Meer einführt! „Hier liegt der Fehler, das entscheidende Verbrechen gegen alles, was Recht und Menschheit heißt; was jetzt geschieht, ist nichts anderes als eine Bezahlung in der gleichen Münze, ein Aufnehmen des von England hingeworfenen Handschuhs, ein Kehren seiner Waffen gegen seine eigene Brust.“ Aber der Machtpruch, der sich hinter Englands „Herrschaft über die Meere“ verbarg, wurde von den neutralen Staaten als verpflichtendes Recht angenommen. „Aus Furcht vor Englands Macht und aus altem Gewohntsein an dessen Uebergriffe zur See wich also die neutrale Welt freiwillig der englischen Kriegszone aus. Daher kommt es, daß sie nicht so viele Opfer forderte; eine Mine, der sich niemand nähert, explodiert nicht. Wenn aber Deutschland die Mittel findet, seinerseits eine Kriegszone zu schaffen, dann fällt es den wahrhaft Neutralen nicht ein, auszuweichen, dann müssen sie gerade durch das verbotene Gebiet und unmittelbar auf die Mine losfahren. Und wenn diese dann explodiert, so steigt das Geschrei der Enttarnung gen Himmel!“

Von größtem Interesse ist es natürlich, wie Kjellén sich über den zukünftigen Frieden ausspricht, der seinem Wunsch nach ein deutscher Friede sein soll. Da zeigt sich nun, daß auch er von dem Gedanken an ein zukünftiges Mitteleuropa erfüllt ist, welches einen völkerrechtlichen Block bilden muß, durch den Deutschland erst aus seiner Isoliertheit befreit und das Gleichgewicht der Weltmächte wiederhergestellt werden kann. Der Rhein und die Weichsel bilden nach Westen und Osten die Flanken, gen Süden aber erweist sich die Donau weniger als ein Grenzstrom sondern vielmehr als eine Hauptpulsader in dem ganzen System und als Verbindungsweg zur Levante, wohin die Aussicht jetzt frei und horizontlos geworden ist. —

Diese Darlegungen könnten gewissermaßen als Motto über dem jetzt noch kurz zu besprechenden Buch stehen, das wir einem Schüler Friedrich Ratzels verdanken, dessen „Politische Geographie“ auch Kjelléns Anschauungen stark beeinflußt hat. Nachdem der Weltkrieg in sein viertes Jahr eingetreten ist und nachdem wir als sein Ergebnis — alles im Ganzen genommen — einen Siegesmarsch nach Westen, Osten und Süden buchen dürfen, der seinesgleichen nicht hat, können wir uns wohl mit F. Hänsch die Frage vorlegen, wohin geht der Weg und welches müssen die deutschen Kriegsziele sein? ¹⁾ Da kann es nun gar keinem Zweifel unterliegen, daß unser Hunger nach Raum, unser Streben nach Ellenbogenfreiheit im Handel und in kolonialer Betätigung sich als letzter und tiefster Grund des Weltkriegs erweist. Als wir über die Nordsee hinweg nach einem Platz an der Sonne streben, begegneten wir dem Druck Englands, und als wir uns zusammen mit unserem alten und trenen Bundesgenossen dem Balkan zuwandten, stießen wir auf Rußlands Umtriebe, das seine dort aufgestellten Vorposten (Serbien und Montenegro) gegen die Donaumonarchie auszuspielen suchte. Unter diesen Umständen ging die Saat auf, die der Kaunitz der Gegenwart, König Eduard, noch bei seinen Lebzeiten ausgestreut hatte, und es entbrannte der gegenwärtige Weltkrieg, der uns aus unserer Einengung befreien und, so Gott will an die Schwelle eines größeren Reichs führen soll. Oder, um mit Hänsch zu sprechen, die deutsche Politik ist vor eine schwere Doppelaufgabe gestellt:

1) Felix Hänsch, An der Schwelle des größeren Reichs. Deutsche Kriegsziele in politisch-geographischer Begründung. München, J. F. Lehmann, 1917. (234 S.) 5 M.

die Freiheit der Meere zu erringen und den Weg nach Südosten zu unseren Verbündeten offen zu halten. Die Schwierigkeiten, die hierbei überwunden werden müssen, sind aber so groß, daß wir unsere strategische Lage nicht noch verschlechtern dürfen, im Gegenteil: „Alles, was wir tun und fordern, muß unsere Schlagkraft erhöhen, unsere Grenzen sichern, unsere Angriffspunkte verringern oder diesen Angriffspunkten ihre Gefährlichkeit nehmen.“ Andererseits aber können wir Deutschen — aufgewachsen in engen Grenzen — erst allmählich zu einer großen Raumauffassung erzogen werden; mit gutem Grund aber weist der Verfasser im Hinblick auf Neuerwerbungen darauf hin, daß „in jedem Stück Boden geographische Werte und geographische Kräfte liegen, die den beherrschenden Staat fördern oder sich gegen ihn kehren, je nachdem er sie achtet oder mißachtet“. Von solchen Voraussetzungen ausgehend, betrachtet der Verfasser die West- und Ostgrenze. Was der Besitz Belgiens für uns bedeuten würde, daß wir nur durch feste Stützpunkte an seiner Küste die Möglichkeit erhalten aus dem nassen Dreieck heraus- und dem freien Ozean nahe zu kommen, und daß wir wohl am besten auf diesem Wege hoffen können, einen abermaligen brutalen Aushungerungsversuch unseres Hauptfeindes von vorn herein zuschanden zu machen, liegt auf der Hand. Wenn dennoch die Würfel anders fallen sollten, so bleibt es unsere Ehrenpflicht, auch in Zukunft schützend über den Vlamen die Hand zu halten, die ohne unsern Beistand von neuem entrechtet werden würden. Des weiteren aber müßte unter allen Umständen das deutsche Sprachgebiet von Arel, das mit seinen ungefähr 420 qkm und 30 000 Einwohnern zu der wallonischen Provinz Luxemburg gehört — die bekanntlich noch bis 1839 ein Glied des deutschen Bundes war —, dem deutschen Reich einverleibt werden. Verbunden mit Longwy und einem dieser Festung angeschlossenen kleinen Bezirk französischen Gebiets würde durch diese schmale Abtretung immerhin ein erwünschter Flankenschutz gegen den bedrohlichen feindlichen Angriff über Aachen in das Herz der rheinisch-westfälischen Industrie gewonnen. Außer diesem Grenzstreifen einschließlich Briey, dessen Eisenerze uns durchaus nötig sind, so lange die Gefahr besteht, daß wir von dem Verkehr zur See abgeschnitten werden, lehnt auch Hänsch alle erheblichen Landforderungen an Frankreich ab. Weitere Entschädigungen für diese am letzten Ende doch durch Frankreich herbeigeführte Kriegsnot werden auf kolonialen Gebiete anzumelden sein. — Sehr viel weiter dürften wir im Osten unsere Grenzen vorzuschieben haben, wo es gilt, Mitteleuropa von einem Druck zu befreien, der im Lauf der Jahrzehnte ohne das reinigende Gewitter des Weltkriegs schier unerträglich geworden wäre. „Die natürlichen Bedingungen, so weit sie in der Bevölkerung zum Ausdruck kommen, weisen auf eine Einverleibung der russischen Ostseeprovinzen oder eines Teils von ihnen hin, die als dünnbesiedelte Ackerbau- ländern unserm Volkszuwachs Raum gewähren und reiche Kornkammern für uns werden können.“ — Auch auf die Verhältnisse und Bedürfnisse unserer Bundesgenossen geht Hänsch ein, den Schwerpunkt aber des Buchs bilden seine Darlegungen über das zu erhoffende und zu erstrebende große deutsche zentralafrikanische Kolonialreich, das von Ozean zu Ozean reichen und dessen Lebensader die gewaltige Wasserstraße des Kongo sein muß. In der Begründung der natürlichen Grenzen, die unseren jetzigen Kolonien fehlen, und in dem Werben für diesen Kolonialbesitz, den der Verfasser in glücklicher und überzeugender Weise seinem Umfang und seiner Lage nach mit dem Riesensland in Südamerika und seinem Amazonasstrom, also mit Brasilien, vergleicht, decken sich seine Wünsche, durchaus mit denen des Kolonialpolitikers Emil Zimmermann, die den Lesern der „Blätter“ bekannt sein werden (vergl. oben S. 188).

Gern folgt man diesen tiefgreifenden und von vaterländischem Geist getragenen Erörterungen, die sich auf wertvollen Berechnungen über unseren Außenhandel und über unsere Bedürfnisse an überseeischen Produkten aufbauen, aber vermessen wäre es, schon jetzt darüber entscheiden zu wollen, ob der gegenwärtige Krieg alle diese Hoffnungen verwirklichen wird oder kann. Ganz gewiß aber möchte jeder Patriot oder, wie es im Niederländischen

so schön heißt, Vaterländer, dem Verfasser, der im Geist dies Ziel bereits erreicht sieht, von ganzem Herzen beistimmen, wenn er sein Buch also ausklingen läßt: „Eine grade Linie wunderreicher Entwicklung geht dann vom Großen Kurfürsten über den Großen Friedrich auf Bismarck bis in die Kämpfe, in denen wir stehen, und bis zu dem Schöpfer des größeren Reichs, das wir heute, wo die Geschütze noch donnern, nur ahnen, für das wir kämpfen und siegen, auf das unsere Jugend hofft und das unser Volk glücklichen machen wird“. —

Die außerordentlich lange Dauer des Kriegs und die leidenschaftliche Anteilnahme des ganzen Volkes bringen es mit sich, daß diesmal, noch ehe die Friedensglocken läuten, Darstellungen aller Art herauskommen, die entweder einzelne Feldzüge und Schlachthandlungen, manchmal aber auch den Weltkrieg in seinem ganzen Verlauf auf den verschiedenen Schauplätzen zu schildern unternehmen.

Solcher Monographien hat namentlich der Oberst Immanuel eine ganze Anzahl geschrieben. Daneben aber hat er eine durch knappe Fassung und Klarheit ausgezeichnete Schrift über den Krieg geliefert, die in immer neuen Auflagen, die ebensovielen Fortsetzungen sind, alle paar Monate wieder erscheint, so daß aus dem dünnen Büchlein allmählich ein stattlicher Band geworden ist, der in der letzten Fassung beinahe die drei ersten Kriegsjahre umspannt.¹⁾

Umfänglicher ist die Geschichte des Weltkriegs von Georg Hölscher,²⁾ die Wert darauf legt, neben den krieg-rischen Ereignissen auch die wesentlichen historischen Begleiterscheinungen zu berücksichtigen. Diese Absicht hat der Verfasser erreicht: Gedichte, Aktenstücke von besonderer Wichtigkeit, persönliche Erinnerungen von Kriegsteilnehmern sind in die Darstellung verwebt. Da schon jetzt eine unendliche Fülle von Material vorliegt, griff der Verfasser, um die fortlaufende übrigens recht flott geschriebene Erzählung zu entlasten, zu der Auskunft, in kleinen gedruckten Zusätzen eine Menge interessanter Einzelheiten vor dem Leser auszubreiten. Ein erster Band behandelt die Vorgeschichte und die Kämpfe im Westen bis zum Ausgang des Jahres 1914, ein zweiter Teil die im Osten und in Serbien sowie den See- und Luftkrieg in derselben Zeit. Ein dritter Band, der naturgemäß sehr viel knapper gehalten ist, umfaßt das Jahr 1915 auf allen Kriegsschauplätzen sowie auf der See und in der Luft. Eine lange Reihe von Plänen, Kartenskizzen und Abbildungen der führenden Feldherren veranschaulichen die Darstellung und erfreuen die Leser, an denen es dem sorgfältig gearbeiteten Werke namentlich auch in den Volksbibliotheken nicht fehlen wird. —

Sehr viel weitergehenden Ansprüchen will das Buch von Stegemann genügen, dessen bisher vorliegender erster Teil einen geradezu beispiellosen äußeren Erfolg aufzuweisen hat, obwohl das Werk, wenn es in derselben Ausführlichkeit weitergeführt werden sollte, demaleinst auf eine recht stattliche Zahl von Bänden kommen wird.³⁾ Von Ausbruch des Weltkriegs an erregten die Beurteilungen der jeweiligen militärischen Lage, die ein- oder zweimal wöchentlich im „Berner Bund“ erschienen, beim Publikum nicht weniger als in Fachkreisen wegen ihrer Sachkenntnis und Schärfe berechtigtes Aufsehen. Einen alten erfahrenen Soldaten vermutete man als Verfasser, so daß es allgemein überraschte, als dieser von einem bestimmten Augenblicke an mit seinem Namen zeichnete und sich als der durch seine übrigen gediegenen Romane bekannte Schriftsteller H. Stegemann entpuppte. Der Leser, dem die genannte Zeitung damals nicht zugänglich war, findet eine erste Folge

1) Immanuel, 33 Monate Weltkrieg. Berlin, E. S. Mittler, 1917. (262 S.) 5 M.

2) Georg Hölscher, Kurzgefaßte Geschichte des Weltkriegs. Band 1—3. Köln, Hoursch & Bechstedt, 1916. (184, 284, 288 S.) 2; 2,80; 2,80 M.

3) Hermann Stegemann, Geschichte des Krieges. Band 1. Mit fünf farbigen Kriegskarten. 21.—30. Taus. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1917. (444 S.) Geb. 14 M.

dieser „Betrachtungen zur Kriegslage“ aus dem August und September 1914 im Anhang zu dem vorliegenden Buch wieder abgedruckt. Grade aber im Interesse der Handlichkeit dieses großzügigen Werks möchte man wünschen, daß in der Zukunft von der Mitteilung weiterer Proben abgesehen würde.

Wie man aus dem Vorwort erfährt, hat übrigens Stegemann, ein geborener Reichsdeutscher, neben seiner Tätigkeit auf dem Gebiete der Schönen Literatur, der er seinen Namen verdankt, seit 25 Jahren ernste historisch-politische Studien getrieben, und in der Tat zeigen die vielen treffenden Parallelen aus der neueren Kriegsgeschichte, die er gelegentlich in seine Darstellung einfließt, wie ernst er es hiermit genommen haben muß. Gewiß wird man ihm auch darin recht geben, daß der Anreiz, den er als Künstler empfand, den gegenwärtigen Krieg jetzt schon, bevor die Archive der Generalstäbe sich geöffnet haben, in seinen Zusammenhängen zu erfassen, durchaus verständlich und seiner besonderen Veranlagung angemessen ist. Ueberall im Aufbau und in der Erzählung spürt man den feinen Schriftsteller, der für die zu veranschaulichende Lage stets das richtige Wort und oft ein packendes Bild zu finden weiß. Freilich bieten gerade diese ersten Monate des Weltkriegs in ihrem stürmischen echt dramatischen Verlauf dem Griffel des Historikers einen Gegenstand, wie ihn in der Größe die Weltgeschichte noch niemals gesehen hat. Wie wir Zeugen dieser Ereignisse noch in lebhafter Erinnerung haben, handelt es sich gleich im Anfang um drei Operationen großen Stils auf drei weit auseinanderliegenden Schauplätzen: um den Eroberungsfeldzug im Westen, der die deutschen Heere nach der Eroberung Belgiens in das Herz Frankreichs führt und in der Marneschlacht seinen ersten Abschluß findet, um die Abwehr der Russeninvasion in Ostpreußen, die durch die Vernichtungsschlacht bei Tannenberg und den großen Sieg an den masurischen Seen charakterisiert wird, und um die kühne österreichische Offensive nach Südpolen, die den Gang der russischen Dampfwalze wenigstens so lang aufhielt, bis die ruhmreichen Truppen Hindenburgs den minderglücklichen Bundesgenossen, die im Südosten auf den Wall der Karpathen zurückfluteten, die dringend notwendige Hilfe bringen konnten.

Der eigentlichen Kriegserzählung voraus geht ein kurzes aber das Wesentliche geschickt zusammenfassendes Kapitel über die Vorgeschichte, in dem nur der „Belgien und die Großmächte“ überschriebene Teil zu beanstanden ist. Der Verfasser scheint in der Tat über die Hypothek, die Preußen auf Belgien schon aus der Zeit vor der Bildung dieses neuen Königreichs an stehen hatte, unzulänglich Bescheid zu wissen und ebensowenig betont er, daß die Erwerbung des Kongo, der es in die Händel der Welt verstrickte und in Abhängigkeit von der englischen Politik hinabdrückte, mit dem Wesen eines nicht neutralen sondern neutralisierten Staats durchaus unvereinbar war.

Der deutsche Feldzugsplan für den Westen ging nun von der Erwägung aus, daß der nächste Gegner möglichst bald getroffen und wenn angängig niedergeworfen werden müsse, bevor die ungezählten Moskowitischen Scharen sich über Mitteleuropa ergießen konnten. Da nun ein Anrennen gegen die äußerst starke Mosel- und Maasfront nur geringe Aussicht bietet, wird der Vormarsch durch Belgien der leitende mit stürmischem Elan ausgeführte Grundgedanke. In kurzen Intervallen fallen Lüttich und Namur, der Rest des belgischen Heeres entkommt nach Antwerpen, Franzosen und Engländer werden über den Haufen gerannt, so oft sie auch sich hinter der schirmenden Schranke von Flußläufen wieder zu setzen suchen; fünf deutsche Heeresäulen ergießen sich um den Drehpunkt Verdun herum in unwiderstehlichem Siegeslauf in den Norden Frankreichs und folgen der nach dem Süden fliehenden französischen Armee bis über die Marne. Hier gelingt es dem Generalissimus zwischen Paris und Verdun als den beiden festen Ecktürmen eine neue Grundstellung für seine Truppen zu gewinnen, wo sie sich, gespeist von den nahen Hilfsquellen des Landes, ohne Furcht vor Umgehung und selbst in der Ueberzahl, zum Entscheidungskampf stellen können. Ja in der Flanke des von Kluck geführten rechten deutschen Stoßflügels taucht nordöstlich von Paris

bereits eine starke neugebildete französische Armee auf, die ihrerseits die umfassende deutsche Linie zu umfassen droht und einen minder waffenstarken Feind vermutlich in eine Katastrophe verwickelt haben würde. Jedes Kriegerherz muß vor Freude erzittern, wenn man liest, wie kühn und kräftig sich Kluck der Umzingelung zu erwehren weiß und den Gegner mit wichtigen Schlägen niederwirft, und wie auch die anderen Armeeführer alle feindlichen Bemühungen zu Schanden machen, alle Verstärkungen niederringen und im Begriff sind, den Durchbruch zu vollenden und den Sieg um ihre Fahnen zu winden, als plötzlich wie aus heiterem Himmel der Befehl zum Rückzug auf die Aisne kommt. Stegemann hält mit seinem Urteil über die Gründe zurück, die für das Große Hauptquartier zu Charleville maßgebend gewesen sein mögen. Er weist aber darauf hin, daß der Zweifrontenkrieg bereits seinen Schatten auf den Kartentisch der Obersten Heeresleitung zu werfen begann, daß die ganze westliche Flanke und der Rücken des deutschen Heeres ungedeckt war und daß diesem zudem im damaligen Augenblick die Kräfte gefehlt haben würden, um den zu erkämpfenden Sieg wirklich auszunutzen. Jedenfalls ging das strategische Uebergewicht nunmehr auf die Franzosen über, die die undurchfochtene Marneschlacht auf einmal im Licht eines Sieges von welt-historischer Bedeutung sahen, an dem sie sich aufrechten und auch gegen Rückschläge und Enttäuschungen festmachen konnten.

Scheiterte die Ausführung des in Anbetracht der Stärkeverhältnisse überkühnen Feldzugplanes Schließens an der Ungunst der Verhältnisse und vor allem an der hohen vor der Mobilmachung erfolgten russischen Bereitstellung, die unsere Kraftentfaltung im Westen vor der Zeit lähmte, so erfüllt es den Leser mit um so größerer Genugtuung, daß des großen Lehrers genialer Schüler, daß Hindenburg noch in den Tagen, da die Deutschen im Siegeslauf auf Paris stürmten, einem weit überlegenen russischen Heer ein Cannä ganz nach der Theorie seines Meisters beibrachte, wie es die ganze neuere Kriegsgeschichte in dieser vernichtenden Furchtbarkeit nicht wieder aufweist. Und die Hilfe eben der Truppenteile, die in der Marneschlacht so schmerzlich vermißt wurden und deren Fehlen auf den verzichtenden Beschluß der Obersten Heeresleitung jedenfalls nicht ohne Einfluß gewesen ist, befähigte allsobald den siegreichen Feldherrn, noch von dem Schlachtfeld aus nun auch die zweite russische Armee anzufallen und ihr, wenn auch kein Cannä, was ihre Aufstellung in der Breite diesmal nicht zuließ, wohl aber ein Leuthen eben in jenen Stunden zu bereiten, da im Westen die große bis dahin siegverheißende Schlacht abgebrochen werden mußte.

Beruhet der Wert dieser beiden ersten Hauptstücke des Stegemannschen Buchs vornehmlich in der lichtvollen Erzählung und der einsichtigen Beurteilung der Ereignisse, so bietet er in der Darstellung des Feldzugs auf dem dritten großen Kriegsschauplatz in Galizien und Südpolen eine Menge von Aufschlüssen über Vorgänge, die wenigstens den deutschen Lesern bisher nur unzusammenhängend und unvollkommen bekannt waren. In richtiger Erkenntnis der großen Gefahr, die den Mittelmächten von dem überstarken Nachbarn im Osten drohte, übernahm Oesterreich-Ungarn zunächst die Hauptdeckung. Und zwar glaubte man diesem Ziel am besten durch einen kühnen Vorstoß zu dienen, den das Hauptheer wie einen Keil in die noch in der Versammlung vermuteten russischen Gruppen zu treiben suchte. Zwei Armeen im linken Zentrum brachen östlich des Laufs der Weichsel in das Wald- und Sumpfgelände in Polen ein, während die linke Flanke von einer österreichischen Armeeabteilung und diese ihrerseits wieder durch das schlesische Landwehrkorps unter Woyrsch gesichert wurde. Man weiß, daß die russische Hauptmacht ihrerseits nun mit voller Wucht den zurückgebogenen rechten Flügel der österreichisch-ungarischen Armee traf und ihn um den Achsenpunkt Lemberg noch weiter nach Süden drehte. Am 7. September ward dann Lemberg genommen und die beiden Armeen des Stoßflügels im linken Zentrum konnten sich der Gefahr, von der Uebermacht überrannt zu werden, nur durch einen überaus verlustreichen Rückzug entziehen, der nur noch durch das heldenmütige dreitägige Ausharren der schlesischen Landwehr bei Tarnawka, die in Eilmärschen

hinter der Front nach der bedrohten Stelle geworfen wird, ermöglicht wurde. So war alles in allem genommen Mitte September, bis zu welchem Einschnitt Stegemanns Darstellung reicht, auf beiden Fronten ein gewisses Gleichgewicht der Kräfte hergestellt; wie die Entente Belgien und Nordfrankreich verloren hatte, so war den Mittelmächten Ostgalizien entrissen und schon ließ sich die Wahrheit des Moltkeschen Wortes über den nächsten europäischen Krieg erkennen, daß keine der großen Mächte in einem oder in zwei Feldzügen so vollständig niedergeworfen werden könne, daß sie sich nicht wieder aufrichten sollte, um den Kampf mit frischen Kräften aufzunehmen! —

Zwar nicht eine Geschichte des Weltkriegs wohl aber Betrachtungen über seinen Verlauf und die besonderen Erscheinungen, die er hervorgebracht hat, will das Büchlein darbieten, das wir der Feder des Chefs des stellvertretenden Generalstabs der deutschen Armee verdanken.¹⁾ Der Verfasser gilt als einer unserer allerersten Militärschriftsteller und seine Schriften wenden sich oft nicht nur an Fachkreise, sondern sind von so allgemeinem Interesse, daß die „Blätter“ schon wiederholt auf sie hinzuweisen hatten. Um so mehr muß das im vorliegenden Fall geschehen, wo es sich um eine Mahnung von so berufener Seite handelt, „unser gesamtes Volksleben und unsere Heeres-einrichtungen auf Grund der gewonnenen Erfahrungen einer Prüfung zu unterziehen“. Mit steigender Aufmerksamkeit folgt man diesem Autor, der in dem Buche der Geschichte fast so gut wie ehemals unser aller Meister, Karl von Clausewitz, zu lesen versteht, ohne sich dadurch den offenen Blick für das neue Leben trüben zu lassen, das jederzeit um uns ist, erst recht aber aus dem ungeheuren Geschehen des Weltkriegs emporsprießt. Nur ein abgeklärter und in sich gefestigter Geist vermag so vorsichtig und bestimmt diesen gefährvollen Weg zu wandeln. Dabei denke ich weniger an die einleitenden Kapitel über die allgemeine politische und weltwirtschaftliche Lage der Mittelmächte und über die Psyche des Volks- und Massenkrieges und auch nicht an die aufschlußreichen Mitteilungen über den Einfluß der Technik, sondern vor allem an den Abschnitt „Führung“, der eine unbefangene, eindringliche und in ihrer Offenheit verblüffende Kritik an unserer Heeresleitung übt. Da mag nun in diesem Zusammenhang erwähnt werden, daß Freytag-Loringhoven im Wesentlichen die Auffassung Stegemanns über die Marne-schlacht und alles, was drum und dran hängt, teilt und ebenso wie jener mit Bewunderung von den Heldentaten der Oesterreicher gerade bei ihrem vergeblichen Vorstoß gegen die russische Uebermacht während des Augsts und Septembers 1914 spricht.²⁾ Nachdem der große Schlieffensche Plan der Niederwerfung unserer westlichen Feinde durch eine doppelte Umfassung gescheitert und hier sowohl wie auch im Osten der Stellungskrieg den Bewegungskrieg abgelöst hatte, mußte die scheinbar veraltete Durchbruch-schlacht unter Zusammenfassung einer mächtigen schweren Artillerie wieder zur Geltung kommen, wie sie auf den begrenzten Schlachtfeldern seiner Zeit Napoleon mit Vorliebe angestrebt hatte. Mit Recht aber warnt der Verfasser vor der Idee, daß diese Art der Entscheidung und der Stellungskrieg nun für die Strategie der Zukunft allein maßgebend sein würden. Ganz im Gegen-teil hierzu sagt er: „wir werden zu trachten haben, künftig dem Kriege den Charakter des Bewegungskrieges zu wahren, um so mehr, als wir im Welt-kriege nur durch ihn durchschlagende Erfolge erzielt haben. Er wird freilich mit vielen Elementen des Stellungskrieges durchsetzt sein und infolge der Notwendigkeit, die zahlreichen heutigen Angriffsmittel mitzuführen und in Tätigkeit zu setzen, sich verlangsamen.“ Der Verlauf der Operationen in Ostpreußen und Litauen sowie vor allem die Feldzüge in Serbien und Rumänien zeigen indeß, daß Feldherrnwille und Tüchtigkeit der Truppe aller Schwierig-keiten Herr zu werden und dem Angriffstrieb, der unserm Heer nun einmal

1) Freiherr v. Freytag-Loringhoven, *Folgerungen aus dem Weltkriege*. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1917. (106 S.) 2,50 M.

2) Vergl. oben S. 206 u. 207.

durch Naturanlage und Erziehung eigentümlich ist, glänzende Ergebnisse zu sichern wissen. „Es gilt daher,“ so ist die endgültige Meinung Freytag-Loringhovens, „die Grundanschauungen vom Kriege, wie sie bis zum Jahre 1914 im deutschen Heere lebendig waren, zu erhalten, sie mit den Erfahrungen des jetzigen Kriegs zu durchdringen, diese technisch zu verwerten, ohne darum unserem operativen und taktischen Denken eine völlig neue Richtung zu geben.“

In dem folgenden Kapitel „Die Armee der Zukunft“ geht der Verfasser dann mehr auf Einzelheiten ein. Gewiß hätte zu Beginn des jetzigen Kriegs manches Gefecht planvoller, ruhiger und weniger blutig verlaufen können, dennoch glaubt er im Allgemeinen an die Clausewitz-Worte erinnern zu sollen: „Wohl dem Heere, wo sich eine unzeitige Kühnheit häufig zeigt; es ist ein üppiger Auswuchs, aber der Zeuge eines kräftigen Bodens.“ Vor allem sei es Pflicht, nach wie vor der Ausbildung des Offizierkorps die höchste Sorgfalt zuzuwenden und sie im Sinne Scharnhorsts zu gestalten, der von dem Führer des Volksheeres Ueberlegenheit auf den Gebieten des Geistes nicht minder wie des Charakters verlangt. Im Hinblick auf den Verlauf des Weltkriegs meint Freytag-Loringhoven dann mit berechtigtem Stolz, daß der Generalstab, der durch die Schule des Feldmarschalls Grafen Schlieffen gegangen ist, diesem keine Unehre gemacht habe. Die umfangreichen Vermehrungen der großen Truppeneinheiten nötigten dazu, auch auf jüngere Elemente zurückzugreifen, deren offensichtliche Eignung für höhere Aufgaben Zeugnis ablegte für die weit über den Generalstab hinausgehende gleichmäßige Schulung für den Krieg, die in der Armee herrschte. Aber auch sonst haben überall aktive, inaktive Offiziere und solche des Beurlaubtenstandes ihren Mann gestanden und wiederum bewiesen, daß alles militärische Können im Grunde nichts anderes ist als Anwendung des gesunden Menschenverstandes. Jedenfalls aber wird der Vorschlag, den der Verfasser namentlich im Hinblick auf die jungen Offiziere macht, die während des Krieges befördert sind, ohne vorher die Kriegsschule regelmäßig durchgemacht zu haben, allgemeinen Beifall finden: eine Zwischenstufe zwischen der Kriegsschule und der Kriegsakademie einzuführen, die von allen älteren Leutnants pflichtmäßig besucht werden müßte. Das würde nicht allein den zukünftigen Generalstabsoffizieren zu gute kommen, sondern auch den vielen anderen, die nach Beendigung des Lehrkurses zu ihrem nicht immer leichten immer aber verantwortlichen Frontdienste mit erweitertem Gesichtskreis und einer vertieften Berufs- und allgemeinen Bildung zurückkehren würden. „Die ohnendliche Applikation,“ die schon Friedrich der Große von seinen Offizieren forderte, müsse erst recht von der Gegenwart und vollends nach Beendigung des Weltkriegs verlangt werden. Denn für die Zukunft, so führt er in dem sich vor allem an Treitschkes „Politik“ anlehnenden Schlußkapitel an, wird ebensowenig wie für die Vergangenheit die Gewähr für eine lange Friedenszeit vorhanden sein, vielmehr kann gerade ein dauerhafter Friede nur durch eine starke Rüstung verbürgt werden. Das Wort des eben genannten großen Historikers, daß die Bestie sich ebensogut im Kulturmenschen wie im Barbaren regt, hat der gegenwärtige Weltkrieg, der in seiner Leidenschaft in vielen Hinsichten einen Rückfall in scheinbar überwundene Zeiten offenbarte, als wahr erwiesen: alle Welt weiß jetzt, was man von dem Frieden- und Humanitätsgerede der großen Demokratie und ihrer Präsidenten zu halten hat. Macht soll gewiß nicht vor Recht gehen, aber ebensowenig werden wir Infolge unserer geographischen Lage ihrer entbehren können: „Das deutsche Volk wird auch in Zukunft, so schließt dieses klassische Buch, festen Zusammenschluß in seinem ruhmreichen Heere und in seiner lorbeergeschmückten jungen Flotte zu suchen haben.“

Nochmals das Kapitel „Feldbüchereien“.

Von Dr. Dicke-Elberfeld.

Unter der Ueberschrift „Fahrbare oder tragbare Feldbüchereien?“ hatte ich in Jahrgang 1916 S. 205 ff. der „Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen“ einen Aufsatz veröffentlicht, der in erster Linie dazu bestimmt war, in Büchereikreisen anregend zu wirken, weil mir bekannt war, daß es noch so viele öffentliche Büchereien gab, die sich mit der Versendung von Büchern ins Feld oder in die Lazarette entweder gar nicht oder aber doch nur in ganz geringem Maße befaßten. Nebenher hatte ich dann die Einrichtung der „fahrbaren Feldbücherei“ oder „fahrbaren Kriegsbücherei“, wie der „offizielle“ Name lautet, — der Name tut übrigens nichts zur Sache — gestreift und ihr gerade kein großes Lob gesungen. Diese meine Mitteilungen haben nun Herrn Sandmann, Leiter einer fahrbaren Kriegsbücherei, in einer Entgegnung „Fahrbare und tragbare Feldbüchereien“ (Jg. 1917, Nr. 3/4 der „Blätter“) zu der Behauptung gebracht, „daß auch nicht einer der gegen die fahrbare Kriegsbücherei vorgebrachten Gründe den kleinsten Grad von Berechtigung habe“. Ich sehe mich daher veranlaßt, doch einige, Sandmann unterlaufene Irrtümer richtig zu stellen.

Zunächst lag es gar nicht in meiner Absicht, der fahrbaren Feldbücherei „das Wasser abzugraben“. Sandmann glaubt dieses ohne weiteres aus dem Wörtchen „oder“ in der Ueberschrift meines vorerwähnten Aufsatzes schließen zu können. Beim Lesen meines Artikels hätte er jedoch nur zu dem Schluß kommen müssen, daß ich persönlich von beiden Einrichtungen in erster Linie der tragbaren den Vorrang einzuräumen gewillt war. Ich kann nun Sandmann gegenüber feststellen, daß ich in der Zeit seit August 1916, wo ich meinen letzten Aufsatz für die „Blätter“ niederschrieb, als Soldat „ganz vorne“ im Somme-Gebiet ebenfalls Erfahrungen in der Versorgung unserer Leute mit gutem Lesestoff gemacht habe und alles, was ich in meinem früheren Aufsatz erwähnte, vollauf bestätigt gefunden habe. Freilich war „vorne“ im zerschossenen und versumpften Sommegebiet kein Raum für fahrbare Feldbüchereien. Da sollen ja eben die kleineren tragbaren Büchereien einspringen und den in den vordersten Linien oft tag- und wochenlang liegenden Truppenteilen geistige Auffrischung geben. Wir haben es in meiner Batterie immer höchst angenehm empfunden, daß wir auch in der Feuerstellung eine tragbare Feldbücherei besaßen, die wir bei Stellungswechsel immer sehr leicht mitnehmen konnten. Und wieviel schöne Stunden hat sie den Kameraden verschafft! Freilich, hinter der Front und in den Etappen mag die fahrbare Feldbücherei ein anderes Betätigungsfeld haben. Aber, wie Sandmann ja auch selbst zugibt, darf kein Buch in den Schützengraben mitgenommen werden. Und für diesen und überhaupt die vordersten Stellungen sind eben die kleineren tragbaren Büchereien in erster Linie bestimmt. Die fahrbare Kriegsbücherei kommt also für die vorderen Linien gar nicht in Betracht. Aber auch bei den in Ruhestellung befindlichen Truppenteilen einer Division ist ihr nur ein enger Wirkungskreis zugewiesen. Denn nach meinen persönlichen Erfahrungen ziehen die Soldaten im allgemeinen kleinere und dünnere Bücher immer umfangreicheren Werken vor, da ihnen eben die nötige Zeit fehlt. Auch kann ich Sandmanns Behauptung, als hätten unsere Leute draußen keinen Büchermangel mehr, keineswegs beitreten. Ich selbst habe leider immer wieder das gerade Gegenteil feststellen müssen, und die Tausende von Bittschreiben aus dem Felde, die von Mannschaften, Offizieren, Feldgeistlichen, kurz von Leuten aller Dienstgrade und Truppengattungen bisher durch meine Hände gingen und noch gehen, bestätigen nur immer wieder, daß trotz der vielen fahrbaren Kriegsbüchereien überall noch Büchermangel herrscht. Denn sonst hätten die Leute nicht immer und immer wieder um Zusendung von Büchern. Und daß die hinausgesandten Bücher nicht nur mehr als einmal, sondern sehr oft im wahren Sinne des Wortes „von Hand zu Hand gehen“ und auch gelesen werden, habe ich auch „vorne“ stets von neuem erfahren müssen.

Und dabei waren diese kleineren und größeren Bücher nur literarisch einwandfreie Sachen, hatten also mit den von Sandmann erwähnten Schundheftchen, denen man es „wirklich ansah, daß sie von Hand zu Hand gegangen waren“, also den „gründlich zerlesenen Bändchen der Sammlungen“ „Krieg und Liebe“, „Mignonbibliothek“ u. dergl. mehr, die ich in einem früheren Aufsätze bereits abgetan habe, nicht das mindeste gemein. Sandmanns Annahme, daß die in den Kleinbüchereien befindlichen Bücher höchstens fünfmal gelesen würden, ist also eine irrig. Gewiß mag das mit dem einen oder andern der nur lose gehefteten Bändchen zu 10, 20 und 30 Pfennigen der Fall sein. Aber das trifft nur bei den wenigsten zu. Außerdem ist doch zu bedenken, daß bei der Zusammenstellung der „tragbaren Büchereien“ der Geschmack und Bildungsgrad der verschiedensten Leser in Rechnung gestellt wird, und daß in ihr außer den billigeren Heften der guten Sammlungen auch sehr viele dauerhaft gebundene Bücher sowohl unterhaltenden wie belehrenden Inhalts vertreten sind.¹⁾ Nehmen wir aber auch mal ruhig mit Sandmann an, daß auf jedes der in den Kleinbüchereien vorhandenen Bändchen bei einem Durchschnittspreis von 20 Pf. des Heftchens nur fünf Leser auf den Band kommen, — nach meinen Erfahrungen ist es wohl oft die zehnfache Leserschaft — so kämen auf jeden Leser 4 Pfg. Unkosten. Nun ist aber der Preis bei Sandmanns Berechnung über die Kosten für ein Buch der fahrbaren Kriegsbücherei für den Durchschnitt auf 2 M. angesetzt. Dieser Preis ist jedoch viel zu niedrig gegriffen. Denn nach einem Aufsätze, der auch im „Volksbildungsarchiv“ (Bd. 5. 1917. S. 60 ff.) in am Schlusse etwas abgeänderter Form veröffentlicht wurde, beträgt „nach Abschluß der noch in der Ausrüstung befindlichen Divisionsbüchereien und mit ihrer Vermehrung um je 250 Bände rein unterhaltender Literatur die Gesamtleistung etwa 310 Büchereien mit je 1250 Bänden. Rund eine Million Mark wurden einschließlich der Zuwendungen des Verlagsbuchhandels aufgewendet“. Folglich entfallen auf jedes Buch dieser 310 Büchereien im Durchschnitt nicht 2 M. sondern 2.50 bis 2.60 M. Kosten. Nehmen wir weiter an, daß jedes dieser Bücher 50 mal entliehen würde, eine Zahl, die m. E. Sandmann im Gegensatz zu der Leserschaft der Bücher in den Kleinbüchereien im Durchschnitt viel zu hoch annimmt, so kämen alsdann auf jeden Leser nicht 4 Pfg., sondern rund 5 Pfg. Unkosten. Dieses Verhältnis ändert sich noch weiter zugunsten der tragbaren Bücherei, wenn man die durchschnittliche Leserschaft ihrer Bücher höher als mit 5 einsetzt. Daß hiernach die fahrbare Kriegsbücherei nicht „bei weitem billiger arbeitet als jede andere Einrichtung zur Bücherversorgung“, muß jedem unbefangenen Leser einleuchten.

Nun zu der Benutzungsordnung. Es ist eine erfreuliche Tatsache, von Sandmann zu hören, „daß es eine einheitlich vorgeschriebene Benutzungsordnung gar nicht gibt“. Vielleicht hätte er besser gesagt, „nicht mehr gibt“. Die Erfahrungen, die man also bei der Verleihung der Bücher in den fahrbaren Feldbüchereien gemacht hat, scheinen demnach meine früheren Bedenken gegen die Benutzungsordnung nur bekräftigt zu haben. Denn sonst hätte man die „im Gebrauch in allen Punkten bewährten Ordnungsregeln für Unteroffiziere und Mannschaften der fahrbaren Kriegsbücherei der ~~Res.~~ Reservedivision“ in dem Anrufe „Fahrbare Kriegsbüchereien an die Front!“ nicht ohne weiteres als Muster hinstellt. Wenn man diese „Ordnungsregeln“ oder Benutzungsordnung, wie ich sie zu nennen beliebte, nicht verbindlich für alle gestifteten fahrbaren Kriegsbüchereien ansah, so hätte man dieses wenigstens in dem vorerwähnten Anrufe, der doch als Werbedruckschrift in alle Gegenden des deutschen Vaterlandes

1) Uebrigens wird mir von einem bekannten fahrbaren Bücherwart nachträglich mitgeteilt, daß die fahrbare Bücherei noch ungeheure Lücken aufweist. Besonders was gute Romane betrifft. Dagegen sei sie an wissenschaftlichen Werken bei weitem zu reichhaltig, sodaß die große Mehrzahl der wissenschaftlichen Abteilung nur als toter Ballast mitgeschleift werde.

versandt wurde, ausdrücklich betonen müssen. Kein Wunder, wenn man infolgedessen hier und da, unter andern bei mehreren Stadtverwaltungen, an die man sich um Stiftung einer fahrbaren Bücherei gewandt hatte, anfangs Bedenken trug, Mittel für solche Büchereien zur Verfügung zu stellen. Umso mehr ist zu begrüßen, daß man bei vielen fahrbaren Kriegsbüchereien von der Einführung einer Leseordnung abgesehen hat, die „unsern Krieger“, um meine früheren Worte zu wiederholen, „die Entleihung eines Buches nur zu bald verleiden muß“. Sandmann nennt ferner meine Behauptung, daß die meisten Bedingungen der oben genannten Leseordnung selten innegehalten werden können, eine Uebertreibung. Die Leser mögen dies nach meiner Entgegnung selbst beurteilen.

Was zunächst die Ausgabe der Bücher gegen Vorzeigung des Soldbuches angeht, so ist nirgendwo in meinem Aufsatz davon die Rede gewesen, daß durch Vorzeigung des Soldbuches dem Soldaten das Entleihen eines Buches erschwert werde. Wohl aber ist das der Fall, wenn er 30 Pfg. als Pfandgeld zu hinterlegen hat. Denn, wie ich selbst oft erfahren habe, waren manche meiner Kameraden draußen im Felde oft nicht immer im Besitze von nur 30 Pfennigen, weil sie ihre Löhnung regelmäßig sofort nach Hause sandten. Ich kann nicht annehmen, daß das nur bei meinem Truppenteil allein so gewesen sein soll. Aber auch angenommen, der Soldat hinterlegt 30 Pfg Pfandgeld, gut, so wird ihm der Betrag zurückgezahlt. Wie dachte man sich aber die Rückgabe der Pfandgebühr im Falle des Todesfalles eines Soldaten? Er hatte Anspruch auf die Zurückzahlung, wenn bei Alarm, wie verlangt wurde, das entlehene Buch bei dem Feldwebel oder Wachtmeister zurückgelassen werden sollte. Da hätte man nur noch die Bestimmung hinzusetzen müssen, daß dann die hinterlegte Pfandgebühr seinen gesetzlichen Erben zuzustellen sei. Eine ziemlich große Zumutung ist und bleibt es auch entgegen den Ausführungen Sandmanns, daß der Soldat bei Alarm seine Bücher erst dem Feldwebel oder Wachtmeister abgeben soll. Wer solch plötzlichen Alarm häufig mitgemacht hat, muß ohne weiteres zugeben, daß bei solchen Gelegenheiten manches liegengelassen wird, und sicherlich auch so manches Buch einer fahrbaren Bücherei. Glaubt man wirklich, daß der Soldat bei Alarm sich noch viel um sein entliehenes Buch kümmern würde? Desgleichen werden sich die Feldwebel oder Wachtmeister, die dann alle Hände voll zu tun haben, dafür bedanken, auch noch die bei ihnen etwa „zusammgelegten Bücher“ der fahrbaren Bücherei gewissenhaft zurückzugeben? Denn in sehr vielen Fällen geht es bei Alarm tatsächlich „Hals über Kopf“. Es ist dem Soldat daher auch oft gar nicht möglich, selbst dann, wenn er den guten Willen hat, ein entliehenes Buch noch vorher zurückzuerstatten, so daß also der Bücherei sehr häufig hierdurch Bücher verloren gehen. Was ferner das Entleihen der Bücher betrifft, so ist es zwar an sich selbstverständlich, daß ein entliehenes Buch bis zu einem bestimmten Termin zurückgegeben werden muß. Aber mir erscheint die in der erwähnten Benutzungsordnung festgesetzte Leihfrist von nur 6 Tagen viel zu gering. Und sollte wirklich die Tatsache, daß kein Buch mit in Stellung genommen werden darf, nicht manchen Soldaten davon abhalten, ein Buch zu entleihen? Mir persönlich ist es nur zu genau bekannt, daß die Soldaten sehr oft großen Wert darauf legen, Bücher mit in Stellung nehmen zu dürfen, zumal, wenn diese eine ziemlich ruhige ist. Wie denkt sich Sandmann ferner die Innehaltung der im § 6 der „Ordnungsregeln“ festgelegten Bestimmung? In sehr vielen Fällen kommt es vor, daß ein Soldat, wenn er ins Lazarett kommt, nicht mal seine ihm zugehörenden Sachen, sondern nur das mitnehmen kann, was er gerade am Leibe hat. Ich spreche da aus eigener Erfahrung. Ist es da nicht mehr als eine Zumutung, wenn der kranke oder verwundete Soldat vor seinem Transport ins Lazarett „die Bücher vorher am Bücherwagen abzugeben hat?“

Ist es da zuviel gesagt, wenn ich in meinem Aufsatz behauptete, daß „die meisten Bestimmungen nicht könnten innegehalten werden“?

Um nun zur Frage der Organisation des Bücherbetriebes einer

Division überzugehen, so war die durch die Einführung der fahrbaren Divisionsbücherei ohne Zweifel beabsichtigte Zentralisation von vornherein verfehlt. Daß diese Form der Zentralisation nicht die richtige war, scheint man dann auch später erkannt zu haben. Sandmann will daher auch bei der fahrbaren Kriegsbücherei von einer Zentralisation nur noch im Sinne einer zentralen Oberleitung etwas wissen. Mir will nun nicht einleuchten, daß hierfür durchaus nur der „fahrbare Bücherwart“ mit seiner fahrbaren Bücherei in Betracht käme. Würde eine Organisation des gesamten Büchereibetriebes einer Division dieser nicht mehr Nutzen bringen, wenn etwa beim Divisionsstabe eine Hauptverwaltungsstelle für alle Büchereien der Division eingerichtet würde? Von dort aus könnte alsdann viel besser übersehen werden, in welchen Kleinbüchereien der einzelnen Truppenteile Mangel an Lesestoff ist, in höherem Maße jedenfalls als dies von der fahrbaren Bücherei aus möglich ist. Diese zentrale Bücherverwaltungsstelle könnte auch für Nachschub aus der Heimat und vor allem auch für Verteilung von Büchern für die vorderen Schützengräben sorgen, wohn ein „fahrbarer Bücherwart“ niemals oder nur selten zu schauen Gelegenheit hat. In der Form also, wie die fahrbaren Kriegsbüchereien sich anfangs die Zentralisation des Büchereiwesens einer Division dachten, hatte sie jedenfalls keinen großen Wert. Die Verteidiger der fahrbaren Kriegsbüchereien scheinen denn auch durch die Praxis zu der Auffassung gekommen zu sein, daß eine Verteilung kleinerer Büchereien auf einzelne Truppeneinheiten der Zentralisation der Bücherbestände vorzuziehen sei. So schritt man zur Dezentralisation des Bücherbestandes der einzelnen fahrbaren Divisionsbüchereien. Oder ist es etwa keine Dezentralisation, wenn man später die ganze fahrbare Divisionsbücherei auf 8 Bücherkoffer verteilte, diese also acht Teilbüchereien bildeten, die dann an acht verschiedenen Orten aufgestellt und benutzt werden konnten? Näherte man sich durch diese Teilung der Divisionsbüchereien in acht Einzelbüchereien nicht wieder dem erprobten System der tragbaren Feldbüchereien? Ich kann die Frage nicht bejahen, ob man bei einer solchen Achtheilung einer Divisionsbücherei wirklich rund 20000 Mann mit Lesestoff ausreichend versorgen kann. Der Bücherwagen selbst dient also nur noch als Beförderungsmittel von 8 Kleinbüchereien, und dafür allein sind doch eigentlich seine Unterhaltungskosten (die notwendigen Pferde und Fahrer eingerechnet) viel zu hoch. Da ist es wohl besser, kleinere Truppenteile etwa mit Kompanie-, Batterie- oder Bataillonsbüchereien, die in tragbaren Bücherkisten sehr leicht mit dem übrigen Gepäck transportiert werden können, anzustatten, die sie ständig untereinander austauschen und auch mit in Stellung nehmen können, wozu letzteres doch ein Vorzug ist, den die fahrbare Kriegsbücherei bisher nicht beanspruchen konnte. Es ist bei solchen Kleinbüchereien gar nicht nötig, daß sie nur in dem Geschäftszimmer der einzelnen Truppenteile zum Verleihen aufgestellt werden. Fast immer findet sich in einer Kompanie oder Batterie ein Mann, der sich gern der Kompanie- bzw. Batteriebücherei annimmt, der sie „hegt und pflegt“, für ordnungsmäßiges Entleihen und Zurückgabe der Bücher sorgt und sich auch um Nachsendungen aus der Heimat bemüht, wenn dieses nicht durch eine zentrale Oberleitung beim Divisionsstabe geschehen kann. Ich habe sehr häufig Bittschreiben von Leuten, die eine Kompaniebücherei verwalten oder auch von dem Kompanieführer selbst bekommen, in denen diese baten, ihnen zur Vervollständigung ihrer schönen Kompaniebücherei wieder einige Bücher zukommen zu lassen.

Trotz aller Bedenken, die ich anfangs besonders wegen der oben erwähnten „im Gebrauch in allen Punkten bewährten Ordnungsregeln für Unteroffiziere und Mannschaften der fahrbaren Kriegsbücherei der 33. Reserve-Division“ als Muster aufgestellten Benutzungsordnung, wie sie bei andern Divisionsbüchereien anscheinend wohl gar nicht zur Einführung gekommen ist, gegen die „Fahrbare“ hegte, habe ich ihr niemals jede Existenzberechtigung abgesprochen. Aber es war für mich kein Grund vorhanden, diese neue Erfindung von vornherein „als die schlechthin höchste und vollkommenste

Form aller Einrichtungen zur Versorgung der Feldtruppen mit Büchern“, wie Sandmann seine „getreue Fahrbare“ bezeichnet, anzusehen. Es soll dabei jedoch nicht verkannt werden, daß auch die fahrbaren Kriegsbüchereien Hervorragendes in der Versorgung unserer Truppen mit gutem Lesestoff geleistet haben. Insbesondere gebührt dem Ausschuß für fahrbare Kriegsbüchereien in Berlin, vor allem seinem rührigen Geschäftsführer, dem Divisionspfarrer Hoppe, der die fahrbaren Büchereien ins Leben rief, volle Anerkennung. Denn jede Arbeit ist mit Freuden zu begrüßen, die nur das eine Ziel im Auge hat, nämlich unsern braven Truppen wirklich gute Bücher in reichem Maße zuzuführen, mag nun der eine diese, der andere jene Form bei der Lösung dieser Aufgabe für die bessere halten. Ich schließe daher mit Sandmanns eigenen Worten: „Sie, (d. h. die fahrbare Bücherei), bedarf notwendig der Unterstützung durch Kleinbüchereien und Einzelbändchen. Diese sind der Untergrund, ohne den sie in der Luft schwebt und überhaupt keine Daseinsberechtigung hat, ohne den der Massenbedarf an Büchern nicht gedeckt werden könnte, die Kämpfer im Schützengraben neben den vielen kleinen, vom Ganzen losgelösten Truppenteilen ohne Lesestoff bleiben müßten.“

Berichte über Bibliotheken einzelner Städte.

Dem diesmal nicht gedruckten Jahresbericht 1916/17 der Stadtbücherei Elberfeld ist zu entnehmen, daß durch Angliederung verschiedener Büchersammlungen wissenschaftlicher Vereine „ein weiterer Schritt von der Volksbücherei zur Einheitsbücherei“ geschehen ist. „Der zweite wichtige Schritt auf diesem Wege, der gleichzeitig auch die Lösung der übrigen der Allgemeinheit der Bevölkerung dienenden idealen Aufgaben unserer Anstalt ermöglicht, wird die Ausführung des längst geplanten und trotz der Kriegsnöte der Verwirklichung näher gerückten Neubaus sein.“ Allerlei Mißstände bei der Ausleihe der Schönen Literatur und Mangel an Personal zwangen die Verwaltung, die Bestände der Unterhaltungs-, Jugend- und Zeitschriftenliteratur bis auf weiteres ganz zu sperren und nur Werke belehrenden Inhalts zu verleihen. Der Bücherbestand stieg von 47 078 auf 47 930 Bände, da sehr viele Bücher, die schon früher hätten ausgemerzt werden müssen, erst jetzt ausgeschieden werden konnten. Auch bei den Neuanschaffungen wurde die Unterhaltungsliteratur weniger als bisher berücksichtigt. Der Besuch des Lesesaals hat weiter abgenommen, er beläuft sich auf 50 811 (Vorjahr 67 371) Personen. Bei steigendem Lesebedürfnis nahm die Zahl der Leser zu, trotzdem ging infolge Einschränkung der allzuausgedehnten Romanleserei die Zahl der Verleihungen zurück. Es wurden 226 714 Bände, mithin rund 44 000 weniger als im Vorjahr, entliehen. — Die Benutzung der belehrenden Literatur hat zugenommen, der Bericht aber warnt davor, dies Ergebnis zu optimistisch einzuschätzen. „Viele einfachere Biographien, Kriegs- und Reiseerlebnisse werden nur als Ersatz für die gesperrte Unterhaltungsliteratur entliehen.“ In der beruflichen Gliederung der Leser macht sich der Einfluß des Kriegs diesmal noch mehr geltend; die Zahl der männlichen Leser fast aller Kategorien hat abgenommen. Zugenommen hat in geringem Maß nur die Zahl der Handwerkslehrlinge, der ungelerten Arbeiter, Diener, Kutscher und Schüler. — Die zu Beginn des Kriegs in den Räumen der Stadtbücherei eingerichtete Soldatenbücherei hat sich aus bescheidenen Anfängen zu einem stattlichen Betriebe entwickelt. Bis zum Schluß des Berichts wurden für diesen Zweck 46 500 brauchbare Bücher geschenkt. An Barmitteln standen bis dahin 26 500 M. zur Verfügung. Versandt wurden im letzten Jahr 60 451 und im ganzen seit Kriegsbeginn 109 291 Bände.

Der Bericht über das elfte Geschäftsjahr (vom 1. April 1916 an) der Städtischen Bücherei und Lesehalle zu Frankfurt-Oder (Frankfurt, F. Köhler) teilt mit, daß der Bücherschatz bei einem Zuwachs von 760 Bänden auf 15 689 Bände stieg. Die Anschaffung litt unter der Erhöhung des Bücherpreises und darunter, daß mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten des Bindens vorwiegend gebundene Bücher erworben werden mußten. Die Ausleihe im dritten Kriegsjahr weist abermals eine starke Zunahme auf, trotzdem sie während eines Monats geschlossen war. Es wurden 125 446 Bände oder 390 Bände an jedem der 322 Leihstage ausgeliehen. Auf unterhaltende Schriften kamen 72,8, auf Jugendschriften 9,2 und auf „Werke der Dichtung“ 5%. „Dies Verhältnis der unterhaltenden Schriften zu den belehrenden von 75 : 25 darf als stehendes in der Ausleihe der deutschen Büchereien angesehen werden, zugegeben ist damit ohne weiteres, daß die volkstümlichen Büchereien neben dem Bildungsbedürfnis der Massen auch ganz besonders dem Unterhaltungsbedürfnis dienen. Es ist das aber ein wesentlicher Teil der Aufgabe, die sie zu erfüllen haben. Sie dienen eben nicht nur der Verstands- und Geistesbildung, sondern auch der Bereicherung des Gemütslebens.“ Eine besondere Tabelle gibt den Anteil der Berufe an der Gesamtausleihe an. An der Spitze stehen „berufslose Frauen unbemittelter Stände“ mit 35,2 und die „bemittelte Stände“ mit 8,1%. Es folgen gewerbliche Angestellte, Verkäuferinnen mit 7,2, Militärpersonen mit 6,5, Kaufleute mit 5,7, Schüler, Studenten mit 4,9, Frauen höherer Berufe mit 4,4, weibliche Hausangestellte mit 4,2%. Der Anteil der anderen Berufsarten ist sehr viel geringer. Die Benutzung des Lesesaals ist etwas zurückgegangen, von 30 187 Personen im Vorjahr auf 27 095. Das habe daran gelegen, daß von den sonst als Freixemplar bezogenen Zeitungen viele nicht mehr geliefert wurden. „Im übrigen verminderten sich nur die weiblichen Besucher des Lesesaals, deren Zeit durch die Schwierigkeit des Haushalts und vermehrte Berufstätigkeit in Anspruch genommen wurde.“

Der von Charitas Schumla erstattete handschriftliche Verwaltungsbericht der Städtischen Volksbücherei und Lesehalle Görlitz für das Rechnungsjahr 1916 weist steigende Benutzung auf und „zeigt, daß öffentliche Büchereien jetzt fast noch unentbehrlicher seien als in Friedenszeiten“. Diesem offensibaren Bedürfnis hat die Stadtverwaltung durch eine Sonderbewilligung von 1775 M. Rechnung getragen, die zu dem bisherigen Bücheranschaffungs- und Bindefonds hinzutrat. Hierdurch konnte eine planmäßige Ergänzung der vorhandenen Bestände erreicht werden; leider aber stand dem Zugang von 1365 Bänden ein Abgang von 546 zerlesenen Büchern gegenüber. Außerdem gelangten 66 wertvolle Werke durch Schenkung in die Bibliothek. Der Gesamtbestand stieg auf 13 516 Werke, von denen 10 938 Bände der Ausleihe, 2034 dem großen Lesesaal und 554 dem Jugendlesesaal angehören. Niemals war der Zugang neuer Benutzer so groß; von den 13 146 nunmehr eingetragenen Lesern machten 4815 Personen (im Vorjahr 4132) von ihrer Berechtigung Gebrauch. Entliehen wurden 87 434 Bücher gegen 74 283 im Vorjahr. Während aber im letzten Friedensjahr 54,44% männliche, 39,30% weibliche und 2,26% Kinder als Leser gezählt wurden, ist der Anteil der männlichen Leser um rund 14% gesunken, der der Frauen um 5%, der der jugendlichen Leser bis zu 14 Jahren um 1% gestiegen. In der Reihenfolge der am meisten beehrten Romanschriftsteller hat sich wenig geändert. „Wieder stehen Bloem mit seinen Kriegerromanen, Agnes Günther und Ganghofer an der Spitze, gleichmäßig stark beehrten von der erwachsenen Jugend aller Stände. Es folgen als die Lieblinge der männlichen Jugend Freytag, Dahn und immer mehr Löns mit seinen Tier- und Heidegeschichten. Von der Frauenwelt werden besonders viel verlangt Herzog, P. Keller, Zahn, Heer, Speckmann, Ompfeda, Bartsch, Viebig, Christaller, Niese, Sapper, Diers, Supper, Schieber und nicht zuletzt Ebner-Eschenbach. Rosegger und Polenz haben ihre fast ständig wachsende Gemeinde, und auch für Raabe, Fontane,

Storm und G. Keller wurde mit gutem Erfolg geworben.“ Trotz des Wandels in der Benutzung stieg der Anteil der belehrenden Literatur an der Ausleihe von 20,64 auf 23,21%. An der Versorgung der Feldgrauen draußen und daheim in den Lazaretten mit Gelese beteiligte sich die Bibliothek. Der Lesesaal wurde von 10822 Frauen und 20293 Männern besucht; die Zahl der letzteren sank um 8399 oder um 29% gegen das letzte Friedensjahr. Der jugendliche Lesesaal wurde in diesen seinem zweiten Jahre von 5194 Kindern besucht, darunter nur 9% Mädchen.

Der (handschriftliche) Jahresbericht der Städtischen Bücher- und Lesehalle in Hagen (Westf.) für 1916/17 wird abgestattet von Hanna Reyelt, der Frau des auf dem Felde der Ehre gefallenen Stadtbibliothekars Dr. R. Reyelt, die zunächst auf drei Jahre mit der Leitung betraut ist und diese gewiß im Sinne ihres Mannes führen wird. Der Bücherbestand ist im Berichtsjahr nach Abzug der ausgeschiedenen Werke auf 15410 Bände gestiegen. Der 1915 erschienene Druckkatalog ist zum größeren Teil verkauft, so daß 1918 an einen neuen gedacht werden muß. Ein Kriegskatalog in einfacher Ausstattung enthält die hauptsächlichsten Neuerwerbungen der Zwischenzeit. — Noch stärker als im Vorjahr wurden diesmal die Büchereien von Jugendlichen benutzt. Der früher erschienene Katalog „Jungmädchenbücher“ ist bereits vergriffen und eine Neuauflage ist geplant. Infolge der regen Nachfrage nach diesem Verzeichnis hat man sich entschlossen, nun auch einen Katalog der „Jungmännerbücher“ in Angriff zu nehmen. Die Zahl der Leser hat sich gegen das Vorjahr um 903 gehoben, sie ist jetzt auf 5190 gestiegen. 99221 Entleihungen (96451) wurden diesmal erzielt. Der Durchschnitt der auf einen Leser entfallenden Entleihungen ist demgemäß von 22,50 auf 19,12 gefallen, was der Bericht als gutes Zeichen und als Beweis dafür rühmt, daß von einer ungesunden Vielleserei hier nicht die Rede sein kann. Zur Beurteilung der Statistik mag noch angemerkt werden, daß vom 2. Februar bis 8. März 1917 wegen Kohlenmangel geschlossen werden mußte. Auch die Zweigstellen Wehringhausen und Elpe haben sich gut entwickelt, letztere ist in ihr neues Heim in der Eilperstraße übergesiedelt. Der Besuch der Lesesäle ist während des Kriegs bedeutend zurückgegangen. Ueber die Kinderlesehalle hat Frau Reyelt im November-Dezemberheft 1916 der „Blätter“ bereits eingehend berichtet. Seit dem 1. Januar 1917 ist der Berichterstatlerin vom Herrn Regierungspräsidenten in Arnsberg die Zentralberatungsstelle für das öffentliche Büchereiwesen in der Provinz Westfalen übertragen.

Sonstige Mitteilungen.

Im Oktober 1917 laufend bis März 1918 hat das zweite Halbjahr des zweiten Bibliothekskurses der Zentrale für Volksbücherei in Berlin begonnen. Es werden darin die folgenden Unterrichtsstoffe behandelt: I. Bibliotheksverwaltungslehre und Technik: Technik der Bücherei (Dr. Ladewig) 2 Stunden wöchentlich; Geschichte der großen Büchereien vom 17.—20. Jahrhundert (Dr. Kaiser) 6 Vorträge; Das Volksheim (Regierungsrat Prof. Dr. Blumek) 4 Vorträge. — II. Bibliographie und Buchwesen (einschließlich Buchdruck und Buchhandel und bibliographische Übungen): Das Zeitungs- und Zeitschriftenwesen (Dr. Buchhorn) 1 Stunde wöchentlich; Die Literaturzweige über Staat und Wirtschaft (Prof. Dr. Jastrow) 2 Stunden wöchentlich; — III. Wissenschaftliche und literargeschichtliche Vorträge, einschließlich Einteilung und Terminologie der Wissenschaften: Geistige Strömungen des 19. Jahrhunderts (Prof. Dr.

Fritz) 1 Stunde wöchentlich; Volksunterhaltungsabend und Lichtspiel (Dir. Dr. Ackerknecht) 1 Stunde wöchentlich; Deutsche Volkskunst (Dr. Flemming) 2 Stunden wöchentlich; Uebersicht der Wissenschaftslehre (Dr. Koch) 1 Stunde wöchentlich; Literarische Uebungen für Volksbüchereien (Dir. Dr. Ackerknecht) 1 Stunde wöchentlich. IV. Sprachliche Kurse und Uebungen: Latein (Prof. Dr. Dible) 2 Stunden wöchentlich; Bibliothekstechnische Uebungen (Dr. Ladewig) 1 Stunde wöchentlich; Buchbinderei (Buchbindermeister Steffens) nach Bedarf und zu unterrichtsfreien Zeiten. — Mit sämtlichen Vorträgen werden, soweit dies zum Verständnis erforderlich, Führungen, praktische Uebungen und Lichtbildvorführungen verbunden.

Trotz der Ungunst der Zeiten kann die „Volksbücherei in Oberschlesien“ (Heft 3/4 des Jahrgangs 1917) mitteilen, daß die Gemeinde Zaborze außer einem einmaligen Beitrag ihre Beihilfe zu der dortigen Volksbibliothek von 1000 auf 1400 M. jährlich erhöht hat. Die Gemeinde Bismarckhütte erhöhte den ihrigen von 1400 auf 2000 M., Miechowitz von 75 auf 150, Nicolai von 90 auf 120, die Kreiswanderbücherei Kreuzburg von 500 auf 1000.

Die große Stiftung für Volksbibliotheks- und andere gemeinnützige Zwecke des im August 1915 zu Wiesbaden verstorbenen Rentners Dr. Karl Hempel (vergl. Bd 17 S. 24) hat nunmehr die landesherrliche Genehmigung gefunden.

Wie gemeldet wird ist der Dichter und Schriftsteller Walter Flex, dessen Bücher die „Blätter“ wiederholt würdigten, bei den Kämpfen um die Insel Oesel gefallen. Er war Kompagnieführer und ritt nach einem siegreichen Gefecht auf einen Haufen Russen zu, die er zum Ergeben auffordern wollte, als ihn noch einige verirrte Kugeln so schwer trafen, daß ihn auch die liebevolle Pflege, die ihm zuteil wurde, nicht mehr retten konnte. Nahe der Kirche von Peude, wo ehemals ein altes Ordensschloß stand, ist er beigesetzt. Mit dem wunderschönen Erinnerungsbuch, „Der Wanderer zwischen zwei Welten“ (vergl. oben S. 143), das er einem Kameraden und Freund weihte, hat Walter Flex zugleich sich selbst ein Denkmal errichtet, das das Gedächtnis an ihn in vielen treuen deutschen Herzen wach halten wird.

Für deutsche Kriegsgefangene im feindlichen Ausland bittet der Verband der Vereine ehem. Realschüler Deutschlands, Sitz Leipzig, in einem besonderen Aufruf um Ueberlassung von Lehr- und Handbüchern aus allen Gebieten, technischen praktischen und rein wissenschaftlichen, wie auch um Sprachlehrbücher. Das Bedürfnis nach Lesestoff ist bei unseren gefangenen deutschen Brüdern zwecks Weiterbildung sehr groß. Wegen Weiterleitung der eingehenden Spenden hat sich der Verband mit dem „Ausschuß zur Versendung von Liebesgaben an die kriegsgefangenen deutschen Akademiker“ in Verbindung gesetzt, der dem Verbands seine Vermittlungsstellen im neutralen Auslande, wie Dienste in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt hat. Spenden sind an die Geschäftsstelle des Verbandes: Leipzig, Elsterstr. 14 zu richten, die auch diesen Aufruf, der weiter noch die Errichtung einer „Kriegssammlung deutscher Realanstalten“ behandelt, auf Verlangen jeglichem Interessenten kostenlos zustellt. — Seit Ausbruch des Krieges brachte der Verband weit über 200 000 Bücher- und Zeitungsspenden an unsere Tapferen zum Versand.

Zeitschriftenschan usw.

Die Frage, ob unser Feldbuchhandel richtig und sachgemäß organisiert ist, begegnet bei einem Kulturvolk wie dem deutschen einem so starken Interesse, daß man wohl die manchmal erregten Erörterungen verstehen kann, die namentlich in der Tagespresse hierüber nicht selten gepflogen werden. Um so begreiflicher wird man es finden, daß der Vorstand des Börsenvereins der deutschen Buchhändler zu Leipzig es dergestalt für seine Pflicht hielt, diese Zustände durch Sachverständige in hervorragender Stellung untersuchen zu lassen. Die Feldbuchhandlungen in Ober-Ost wurden demgemäß im Mai des Jahres von den Herren Hans Volckmar und Dr. F. Brandstetter und die im Westen von Herrn Geheimrat Karl Siegmund besucht. Aus den ausführlichen Berichten (Börsenblatt für den deutschen Buchhandel Nr. 202 und Nr. 203) mögen hier wenigstens einige Hauptpunkte mitgeteilt werden. Der Generalquartiermeister hatte sich schon bei früherem Anlaß dahin ausgesprochen, daß die Feldbuchhandlungen größerer Armeegebiete im Allgemeinen an einen einzigen Buchhändler verpachtet werden sollten, wofür nicht aus militärischen Gründen überhaupt die Einrichtung eines Militärbetriebs vorzuziehen sei. Doch stellte man militärischerseits in Aussicht, daß in diesem Falle den Offizieren, denen bei dem betreffenden Oberkommando die Beaufsichtigung obliegt, fachmännische Berater zugeteilt werden sollten. Die Besichtigungsreise im Westen ging nun zunächst in eine Armeeabteilung mit Militärbetrieb. Aus einem sorgfältig zusammengestellten reichhaltigen Hauptlager werden die 34 Verkaufsstellen des Bezirks versorgt. Mit 7 Mann in der Zentrale und 36 Mann in den Verkaufsstellen wird der Verkehr bewältigt; bedauerlich bleibt es nur, daß es dem Personal hier und da an der richtigen Vorbildung fehlt. Beim Bücherumsatz fallen etwa 80% auf Unterhaltungselektüre, also eine Quote, die ungefähr dem der mittleren und größeren Bildungsbibliotheken entspricht. Es mag vorausgreifend bemerkt werden, daß diese Verhältniszahl sich auch fernerhin als die normale erwiesen hat. Alsdann wurden die Einrichtungen eines Armeekommandos besichtigt, die der Firma H. Hillger in Pacht gegeben waren. Es befinden sich dort 62 Feldbuchhandlungen, die durch vier Hauptlager gespeist werden, welche letzteren wiederum noch acht Unterlager haben. Dabei sind etwa 100 Mann tätig. Die Hauptlager weisen den Bestand etwa eines guten Sortiments in der Heimat auf. Weniger reich sind die Unterlager bedacht, in denen manchmal ein gelernter Buchhändler den Verkauf leitet. Neben den besten Werken der deutschen Schönen Literatur und den hauptsächlichsten Werken der Wissenschaft begegnet man fast allen volkstümlichen Sammlungen der angesehensten Verlagshandlungen. Besonders erfreulich ist die Beobachtung, daß von den vorgeschobenen Feldbuchhandlungen aus ein ständiger Verkehr bis in die vordersten Stellungen stattfand. — In einem benachbarten Armeekommando, in dessen Bereich sich zwei Firmen teilten, besuchte der Berichtersteller 12 Feldbuchhandlungen von den im Ganzen 64 Verkaufsstellen. Fast ohne Ausnahme machten sie schon äußerlich einen vorzüglichen Eindruck: an einem Orte waren vier Verkäufer tätig, die monatlich einen Umsatz von 25 000 M. hatten, darunter viele philosophische Werke und Bände aus den bekannten Sammlungen Götschen und Teubner. Als Gesamtergebnis wird festgestellt, daß die Klagen über den Verkauf von Schundliteratur unbegründet sind. Der Zeitungsumsatz ist begreiflicherweise außerordentlich stark; von Büchern werden die billigen, guten Sammlungen bevorzugt, sowohl die unterhaltenden wie die wissenschaftlichen Charakters. Wenn auch vereinzelt Literatur begegnet, die (wie Casanova, Boccaccio usw.) zu dem umstrittenen Gebiet gehört, so ist alles in allem genommen der in den Feldbuchhandlungen gebotene Lesestoff ein guter, gewählter und dem deutschen Sortimentsbuchhandel völlig entsprechender. — Der Bericht über den Osten betont, daß daselbst die Ver-

hältnisse insofern von vornherein ungünstiger waren, als dort z. B. auch die Staatsverwaltungen und Kreisämter von den Feldbuchhandlungen eine nicht unerhebliche Gewerbesteuer und sonstige Gebühren erheben. Auch für Räumlichkeiten, Beleuchtung und Heizung müssen dort Abgaben entrichtet werden, deren Fortfall übrigens nunmehr in Aussicht gestellt ist. Eine Besichtigung einer ganzen Reihe von Bahnhofs-, Feldbuchhandlungen und Hauptlagern ergab ein ganz verschiedenes Bild. In den großen Städten findet man oft schöne reich ausgestattete Läden, die einen Wert von 10 000 bis 20 000 M. und mehr darstellen, während in kleineren Orten die Feldbuchhandlungen manchmal in Bauernhäusern untergebracht sind und einen Verkaufswert von vielleicht 2000 M. haben. Was die Bücherauswahl anbetrifft, so überwiegen auch hier die zahlreichen wohlfeilen Sammlungen großer Verlagshandlungen oder gemeinnütziger Gesellschaften. Daneben kommen auch politische Schriften und wertvollere historische Darstellungen vor. „Man kommt also zu dem Eindruck, daß grundsätzlich keine Literaturart ausgeschlossen ist, daß aber der Masse nach Ullstein-, Kronen-, Wicking-, Scherl-, Weichert-Bücher, aber auch Insel- und Fischer-Bücher und Reclam vorherrschen. Populärwissenschaftliche Literatur kann in weiterem Umfange natürlich nur in den größeren Feldbuchhandlungen geführt werden, denn jede Buchhandlung, welche diese Literatur führt, muß eine gute Auswahl auf Lager haben. Hierzu bieten die kleinen Feldbuchhandlungen in Plätzen mit geringer Truppenbelegung und vorn an der Front nicht die genügenden Umsätze.“ Noch weniger bieten die Bahnhofsbuchhandlungen der „deutschen Buch- und Zeitungs-Betriebsgesellschaft“, die dem Chef des Feld-eisenbahnwesens unterstehen. Sie sind räumlich auf einige Schaukästen und Verschläge beschränkt und haben ihren Schwerpunkt im Zeitungsverkauf. Im Allgemeinen wird auch hier darüber geklagt, daß das Personal vielfach zu ungeschult ist, so daß die Anregung wohl am Platze ist, daß in den größeren Feldbuchhandlungen, in denen mehrere Angestellte erforderlich sind, wenigstens der Leiter ein buchhändlerisch gebildeter Soldat sein müsse. Ein weiterer gewiß berechtigter Wunsch, eine Reihe von älteren und erfahrenen Offizieren etwa im Hauptmannsrank, die im bürgerlichen Beruf Buchhändler sind, mit der Ueberwachung, Verbesserung und Neuerrichtung der Feldbuchhandlungen zu betrauen, scheint trotz alles grundsätzlichen Wohlwollens am Mangel an Mitteln scheitern zu sollen.

Ueber die Versorgung unserer Soldaten mit Lesestoff verbreitet sich Dr. Faß, Führer einer fahrbaren Kriegsblücherei, im Börsenblatt für den deutschen Buchhandel Nr. 189 vom 15. August, indem er feststellt, daß die Lesestoffnot um so größer werde, je näher man an die Front kommt, und daß sie um so tiefer werde, je länger der Krieg dauere. Gleichwohl dürfe man die Summe dessen, was bisher geschehen sei, nicht unterschätzen. „Jede Kompanie, jede Batterie, jede Kolonne darf man sagen, hat heute ihre kleine Bücherei.“ Namentlich hätten es auch die Verleger an größeren Stiftungen nicht fehlen lassen. Was z. B. die Reichsbuchwochen-Sammlung anbetrifft, so sei aus dem kleinem Königreich Sachsen rund eine halbe Million Bändchen als Sammelergebnis einer Woche an die Front befördert worden. „Alle diese Bücher stehen den Truppen unentgeltlich zur Verfügung. Damit ist der Unterschied zwischen diesen Einrichtungen und den Feldbuchhandlungen gegeben, die durch ihre Kostspieligkeit ihrer Bedeutung für die Aufgabe der geistigen Truppen-Versorgung enge Grenzen ziehen... Die eigentliche Bücher-Nachfrage in den Feldbuchhandlungen geht von den Offizieren und Offiziersaspiranten aus, und da diese heute aus den verschiedensten Berufs- und Lebenskreisen hervorgehen, so sind auch ihre Wünsche so mannigfaltig, wie es das Leben überhaupt ist.“ Es folgen dann bewegliche Klagen über den Mangel an Konkurrenz, durch den der Käufer dem Verkäufer gegenüber benachteiligt werde. „Der ganze Feldbuchhandel ist in den Händen von einem halben Dutzend Buchhändlern monopolisiert,

von denen jeder seinen festbegrenzten Frontabschnitt bearbeitet. Daher ist jeder Appell an Ehrgefühl und Pflichtbewußtsein der Gesamtheit der Verleger nutzlos: sie sind nur mittelbar an diesem Geschäft der wenigen beteiligt.“

Die Probleme der Arbeiterbibliothek behandelt ein Aufsatz von Fr. Petrich (Nr. 8/9 des Bibliothekar), der aus seiner Abneigung gegen den mehr und mehr überwuchernden Massenkonsum an Unterhaltungsliteratur kein Hehl macht. Ohne die relative Berechtigung guter Unterhaltungsliteratur antasten zu wollen, namentlich als Schutzmittel wider Schundliteratur, meint Verf. doch, daß der Krieg auf diesem Gebiet ernüchternd habe wirken müssen. Wer fast drei Jahr an der Front die Konsumtion solcher Lektüre beobachtet habe, werde für die sozialistischen Bildungsinteressen davon nur wenig erwarten. Aber selbst mit einer Reorganisation des Bibliotheksbetriebs, wie ihn W. Hofmann erstrebe, sei die Bildungsarbeit noch keineswegs von allen Mängeln befreit. Diese gewünschte den Zeitbedürfnissen anzupassende Vertiefung könne von der Bibliothek überhaupt nicht geleistet werden, ihr ist es bestenfalls vergönnt, weitreichende Vorarbeiten zu leisten. „Die Lösung des großen Arbeiterbildungsproblems kann nur von der Schule als ständiger Einrichtung kommen. Unterricht und Bibliothek sind, sich gegenseitig ergänzend, zu vereinigen; erst mit dieser Kombination, die eine harmonische Verbindung beziehungslos nebeneinander bestehender, naturnotwendig zusammengehörender Faktoren darstellt, ist die Gewähr positiver Bildung und Erziehung gegeben.“ Dieser Gedanke sei natürlich nicht neu, namentlich habe man von sozialdemokratischer Seite schon vor dem Kriege in zahlreichen großen Städten Versuche mit Vortragsreihen unternommen. Die älteste, erfolgreichste und vorbildlichste Institution aber sei die Arbeiterbildungsschule in Berlin, die bereits auf eine erfolgreiche Wirksamkeit von einem Vierteljahrhundert zurücksieht. Lehrvortrag und Bibliothek ergänzen sich dort. In der Bibliothek liegt der Schwerpunkt auf dem wissenschaftlich bildenden Buch, bei dessen Auswahl Lehrer und Schüler mitwirken. „Der Leser, der ja in erster Linie Schüler ist, tritt an das Buch mit wirklichen Voraussetzungen, mit geistiger Anregung, Ernst und Wissen — er hat sich ein Ziel, ein Ideal gesetzt, dessen Realisierung er mit allen Kräften zustrebt.“

Im „Pester Lloyd“ vom 24. Dezember 1916 findet sich ein interessanter Aufsatz des Direktors der Budapester Stadtbibliothek Dr. Edw. Szabo über „Arbeiterbildung und Unternehmerinteresse“, in dem der Verfasser auf eine Schrift des Ingenieurs Frank B. Gilbreth „Fatigue study“ (New York, Steargis & Walton Comp.) hinweist. Da wird unter den „Besserungseinrichtungen“, die der Ermüdung des Arbeiters entgegenwirken sollen, auch die the Home Reading Box Movement, die Bewegung für Heimlektüre-Kisten, besprochen. Gilbreth stellt fest, daß die Heimlektüre eine bedeutende Rolle in der Erholung von der Müdigkeit spielt. Daneben aber werde durch das Lesen die geistige Entwicklung erheblich gefördert. Durch die Lektüre der technischen Zeitschriften, zu der er dergestalt gebracht werde, bekomme der Arbeiter Ideen, die der Verbesserung des Betriebs dienen. „So oft die Vorschlagskiste (suggestion box, bekanntlich eine ständige Einrichtung der amerikanischen und deutschen Großfabriken) nach der Heimlektüre-Kiste herumgetragen wurde, stellten wir ein plötzliches Steigen in der Zahl der Vorschläge fest.“ Außerdem aber stellt Gilbreth nachdrücklich eine wesentliche Förderung des Arbeitsgeistes und der Bildung der Arbeiter als Folge der Einrichtung solcher Fabrikbibliotheken fest. Aus Raumangel müssen sich die „Blätter“ mit diesem Hinweis auf den gehaltvollen Aufsatz begnügen.

Neue Eingänge bei der Schriftleitung.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingehender, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen.

Behrend, G., *Der Grenzturm*. Berlin, Martin Warneck, 1916. (338 S.) 4 M. geb. 5 M.

Der vorliegenden historischen Erzählung fehlt es an einer glaubhaften Unterlage; sie häuft Abenteuerlichkeiten auf Abenteuerlichkeiten und nähert sich dergestalt bedenklich der Schundliteratur. Auch die sprachliche Behandlung läßt die nötige Sorgfalt vermissen. Der Verlag, der einen W. Speck und D. Speckmann zu seinen Autoren zählt, hat diesmal einen Mißgriff getan.

Berg, C., Schnurli-Butzli und andere Deutsche Märchen. Mit Bildern von K. F. Delavilla. Frankfurt a. M., 1916. (123 S.) Kart. 3 M.

Diese Märchen sind fein empfunden, führen uns in eine bunte und mannigfache Welt der Phantasie und sagen unter zierlicher Form den Kindern viel Wahres und Gutes, ohne jede Aufdringlichkeit. Ob die Bilder (sieben teilweise farbige Vollbilder) mit ihren Anklängen an den modernen Expressionismus die Jugend so ansprechen werden wie die ältere gute Illustrationskunst L. Richters und der vielen Anderen, die neben ihm oder nach ihm die Kinderwelt erfreut haben, kann erst die Erfahrung lehren, vorläufig möchte man da ein großes Fragezeichen machen. Die äußere Ausstattung ist sonst zu loben, namentlich der große und deutliche Druck.

Großer Bilder-Atlas des Weltkrieges. Lief. 21—24. München, F. Bruckmann, 1917. Jede Lief. Quer 2° 2 M., Einzelpreis 3 M.

Auf 30 Lieferungen ist dieser prachttvolle Bilder-Atlas zum Weltkrieg berechnet, über dessen Fortgang die „Blätter“ wiederholt berichtet hatten. Lief. 21, die den dritten Band des Werks eröffnet, behandelt die gewaltigen Kämpfe bei Verdun und an der Somme, während die folgende die Riesenoffensive der Russen im Jahre 1916 schildert. Das nächste Heft ist Rumänien gewidmet, und die 24. Lief. „Hinter der Front“ zeigt uns, wie es in der Etappe aussieht. Da lernt man z. B. die Holzhäuser in den Vogesen kennen, während im Osten vielfach Erdhügel und Sümpfe zu Unterkunftsräumen hergerichtet sind. Andere Abbildungen geben Soldaten- und Seemannsheime, Handwerkerstuben, gärtnerische Anlagen usw. oder eine Mannschaftslesehalle wieder. Theaterzettel, Speisekarten und sonstige Programme der harmlosen soldatischen Belustigungen vervollständigen das Bild, das wir uns an der Hand dieses umfänglichen Anschauungsmaterials aus dem Leben und Treiben unserer Feldgrauen draußen in Kampf- und Ruhestellung machen können.

Boelsche, Wilhelm. *Der Stammbaum der Insekten*. Stuttgart, Kosmos Verlag, 1917. (92 S.) 1 M.

Diese Schrift aus der bekannten Feder gibt volkstümliche Bilder aus der Ahnenreihe der Insekten; die Fragen, ob der Schmetterling eher da war als der Käfer, wie ihr gemeinsamer Ursprung ist, vom Wasser oder vom Lande her, interessieren jeden Freund der Natur. Die Forschung hat gerade auf diesem Gebiete in den letzten Jahrzehnten alte Anschauungen neu geformt; wir empfehlen die Schrift angelegentlich. B. Laquer.

Büchel, Otto, *Das deutsche Volkslied*. Hilfsbüchlein für den deutschen Unterricht. Leipzig, Quelle u. Meyer, 1917. (103 S.) 0,80 M.

Ein bewährter Kenner hat das vorliegende Büchlein verfaßt, das sich weit über den Kreis der Schule hinaus zur Einführung in diesen wichtigen Gegenstand eignet.

Buschenhagen, F. u. Walter Lucke, *Die Herbstschlacht in der Champagne und im Artois 1915*. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1916. (28 S.) 0,80 M.

Der wütende Ansturm im vorletzten Herbst gegen unsere eiserne Mauer im Westen ist noch in aller Erinnerung. Der damals gefundene Armeebefehl Joffres bezeichnete diese Kampfhandlung, die sorgfältig vorbereitet war und mit gewaltigen Heeresmassen unternommen wurde, als die „größte Schlacht

aller Zeiten“ und erwartete von ihr den völligen Durchbruch der deutschen Linien und die Entscheidung des ganzen Kriegs. Auch sind alle Teilnehmer darin einig, daß diese Unternehmung sorgfältiger und umfassender vorbereitet und angelegt war als alle früheren. Die vorliegende knappe Darstellung aus der Feder zweier Offiziere weist 4 Karten und 1 Textskizze auf, sie wird auf allgemeinen Beifall rechnen dürfen, vor allem auch bei unserer Jugend, für die sie vornehmlich gedacht ist. L.

Chronik des Deutschen Krieges nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Kundgebungen. Bd. 10. Vom 21. Oktober bis 30. November 1915. München, C. H. Beck'sche Verlagsh., 1917. (520 S.) Geb. 3,50 M.

Von diesem vorzüglichem Werk war längere Zeit hindurch keine Fortsetzung mehr erschienen, der Grund lag in den großen Schwierigkeiten, die die lange Dauer des Kriegs auch im Verlagsgewerbe hervorgerufen hat. Um so mehr wird man sich freuen dürfen, daß die Firma sich zur Weiterführung entschlossen hat, indem sie vor allem auch an die Zukunft denkt, die den Wert eines so ausführlichen Quellenwerks zu würdigen wissen werde. Diesen Erwägungen kann man nur beipflichten. Im übrigen ist die Anlage wieder die erprobte alte, neben den kriegerischen Ereignissen werden die der inneren und äußeren Politik mitberücksichtigt.

Darenberg, Dietrich, Im Kampf um Tsingtau. Mit 6 Bild. nach Zeichnungen von V. O. Stolz. Leipzig, O. Spamer, 1916. (225 S.) Geb. 3 M.

Die Jugendschriftenliteratur ist diesmal nicht in gewohnter Fülle zum Christfest erschienen, um so mehr wird man das Einzelne würdigen. Das vorliegende, lebhaft geschriebene Buch schildert die Schicksale unserer deutschen Brüder im fernem Osten. Es beginnt mit den Tagen der Kriegserklärung und endet mit der Uebergabe. Ein letztes Kapitel erzählt von dem Leiden in der Gefangenschaft, die nur dadurch erträglich wird, daß die Briefe aus der Heimat, so vorsichtig sie auch abgefaßt sein müssen, doch den Fortgang der deutschen Waffen bekunden und die Lügennachrichten, die über Deutschland verbreitet werden, zu schanden machen.

Eckart, Rudolf, Aus Kurhessen. Schilderungen, Dichtungen, Sprichwörter, Anekdoten und Sagen. Kassel, Gebr. Gotthelft, 1917. (202 S.) 3 M.

Ein „Volksbuch für alt und jung“ will die vorliegende Schrift sein und gewiß wird sie bei ihrem reichen Inhalt für jedermann im alten Chattenlande etwas bringen. Die Auswahl ist jedenfalls mit Sorgfalt getroffen. Wohl die besten alten Geschichten verdankt der Herausgeber der bekannten Sammlung Münschers „Geschichten aus dem Hessenland“ (1857), die in dem treuherzigen Ton erzählt sind, den man an Hebels Volksschriften bewundert. Auch der Gedichte wird man sich freuen, sie behandeln Land und Volk und Einzel-episoden aus der Vergangenheit dieses edlen deutschen Volksstammes, der uns die Brüder Grimm geschenkt hat, und dessen besondere Tapferkeit schon Tacitus mit anerkennenden Worten feiert.

Heimkultur, Deutsche Kultur. Heimstätten für Krieger, Offiziere und Mannschaften. Wiesbaden, Gesellschaft f. Heimkultur, 1917. (46 S.) 4^o 1 M.

Das deutsche Heim ist ein Jungbrunnen der deutschen Kraft, des deutschen Geistes und der deutschen Familie. Die Wohnungsfrage wird daher nach Beendigung des Weltkriegs eine große Rolle spielen. Die „Gesellschaft für Heimkultur“, die von ihrem Sitz zu Wiesbaden aus seit langen Jahren eine segensreiche Tätigkeit ausübt, hat die vorliegende reich illustrierte Denkschrift herausgegeben und in dankenswerter Weise wohl in 100 000 Exemplaren in Umlauf gebracht. Auch hier sei auf dies Büchlein mit seinem zeitgemäßen Inhalt hingewiesen.

Immanuel, 33 Monate Krieg. Volkstümliche Darstellung des Weltkrieges. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1917. (262 S., 5 Karten, 44 Zeichn.) Geb. 5 M.

Zum zwölftenmal erscheint dieses Buch, das zuerst den bescheidenen Titel führte „Ein Jahr Krieg“, und noch vermag jetzt am Ende des dritten Jahres niemand zu sagen, wann und wie dieses Ringen, das uns englische

Herrschaft aufgedrungen hat, enden wird. Im übrigen ist wenig mehr zu melden, nachdem schon wiederholt die Vorzüge des Werks, seine Klarheit und Prägnanz, hervorgehoben worden sind. Da die Darstellung sich nach Kriegstheatern gliedert, gewinnt mit jeder Erweiterung des Kriegsschauplatzes die als Anlage beigelegte sorgfältig gearbeitete Zeittafel an Wert, die eine gute Uebersicht über die gleichzeitigen Hauptereignisse darbietet.

Kuhn, Alb., Die ersten Deutschen in der Fremdenlegion. Selbsterlebnisse eines Tübinger Studenten 1831—1833. Stuttgart, Osk. Gerschel, 1917. (159 S.) 2 M.

Eine äußerst interessante bereits 1839 in Druck gegebene Schrift wird hier abermals dargeboten. Schon damals folgte den hochgespannten Erwartungen und den Versprechungen sehr bald nach dem Eintritt der Katzenjammer. Unerfreulich wie in der Gegenwart waren damals schon die Zustände der Legion, aus der der Verfasser endlich auf Grund schwerer Leiden scheiden darf. Hoffentlich gelingt es uns bei den Friedensbedingungen durchzusetzen, daß Deutsche unter keinen Umständen mehr in diese Schar aufgenommen werden dürfen, um mit ihrem Herzblut den Plänen des französischen Imperialismus zu dienen. Mühen sonst über die Kriegsziele die Meinungen auseinandergehen, in dieser Forderung werden alle guten deutschen Patrioten einig sein!

L.

Michelangelo. Die Werke des Meisters und seine Lebensgeschichte. Mit 20 Kunstblättern. Herausg. v. Alf. Semerau. Berlin, Wilh. Borngräber, 1917. (375 S.) Geb. 4 M.

Michelangelos Leben kennen zahllose deutsche Leser aus der wunderschönen Biographie Hermann Grimms, die mit ihren 12 Auflagen einen unerreichten äußeren Erfolg gehabt hat. Das vorliegende Buch bietet eine erwünschte Ergänzung, indem es die Hauptquelle für das Leben des großen Florentiners, die Schrift seines Freundes und Jüngers Condivi, in guter Uebersetzung darbietet. Abgesehen von einigen kleineren Stücken zeitgenössischer Autoren sind noch Dichtungen und Briefe Michelangelos in sorgfältiger Auswahl aufgenommen. Anmerkungen und sonstige Nachweisungen zu dem Leben und den Werken des Meisters erhöhen den Wert dieser Zusammenstellung, die für weitere Kreise bestimmt ist und diesen Zweck in angemessener Weise erfüllt.

Müller-Rüdersdorf, Wilh., Heldentafeln, Dichtungen. Mit Federzeichnungen von Karl Baner. Elberfeld-Sonnborn, 1916. (79 S.) Geb. 2,50 M.

Der Verfasser hat in kurzen Worten und Versen treffend die zahllosen Führer und Helden in Heer und Marine Deutschlands und Oesterreichs gewürdigt. Viele darunter werden dem Leser durch die ansprechenden Federzeichnungen Bauers vergegenwärtigt, die schon in der bei B. G. Teubner erschienenen schönen Sammlung „Führer und Helden“ enthalten waren.

Rembrandt. 96 Gemälde ausgewählt und eingeleitet von F. Worm. Düsseldorf, Ernst Ohle, 1915. (XIII, 96 S.) Geb. 3,50 M.

Das vorliegende Buch verdient ein empfehlendes Wort; um so mehr, da der Verleger den Mut hatte, es in dieser schweren Zeit erscheinen zu lassen. Die Bilder sind geschickt ausgewählt und unmittelbar nach den Originalen reproduziert. Ein zweiter Band soll eine Auslese der Radierungen treffen. Die Anordnung ist chronologisch, so daß die Einleitung an der Hand der Bilder die wichtigsten Tatsachen über das Leben dieses größten germanischen Heimatkünstlers einfließen lassen kann. Hoffentlich bringt Band 2 noch eine packende Würdigung dessen, was Rembrandt für die teutonische Rasse, wie man wohl am besten sagt, wenn man die staatlich mit uns nicht geeinten Niederdeutschen einbeziehen will, jetzt und in aller Zukunft bedeutet.

Stapel, Wilhelm Avenarius-Buch. Ein Bild des Mannes aus seinen Gedichten und Aufsätzen. München, Callwey, 1916. (265 S.) Geb. 3,50 M.

Ein Buch zu Ehren eines Sechzigjährigen, in jedem Betracht wohlverdient und in seiner Anlage ganz angepaßt der Eigenart dessen, dem es

gilt. Denn kaum zwei Bogen umfaßt die Einleitung, in der einer seiner treuesten Mitarbeiter ein liebevolles, aber keineswegs überschwängliches, aus genauester Kenntnis geschöpftes Bild von der menschlichen und dichterischen Wesensart, vor allem auch von der organisatorischen Kraft des Mannes gibt, ohne den wir den Kunstwart und den Dürerbund mit allem, was sich daran angliedert, und die ganze auf ästhetische Erziehung im weitesten Sinne gerichtete Bewegung, die dadurch erweckt wurde, jedenfalls in ihrer jetzigen Kraft nicht haben würden. Im übrigen kommt Ferdinand Avenarius selbst zu Worte in einer sparsamen, aber feinsinnigen Auswahl aus seinen Gedichten und in einer ausgiebigen, unter trefflich kennzeichnenden Ueberschriften auf 17 Abschnitte verteilten Zusammenstellung von Aufsätzen, die aus seiner Feder seit nunmehr dreißig Jahren, fast ausschließlich im Kunstwart, erschienen sind. Von seinem persönlichen Leben erfahren wir wenigstens soviel, daß er uns auch nach dieser Richtung hin lieb wird. E. La.

Triebnigg, Ella, Der Kaiser rief. Kriegsnovellen aus Oesterreich-Ungarn. Stuttgart, K. Thienemann, 1916. (168 S.) Geb. 3 M.

Bei der engen Waffenbrüderschaft zwischen uns und der Donaumonarchie werden diese Kriegsnovellen aus der Feder namhafter österreichischer Schriftsteller, (es genügt die Namen W. v. Molo, Müller-Guttenbrunn und H. v. Schullern zu nennen), hoffentlich auch im Deutschen Reich viele Leser, namentlich unter der reiferen Jugend, finden. Besondere Anerkennung verdienen auch die Illustrationen von Rolf Winkler, die in breitem Holzschnitt gehalten, aber sorgfältig und zweckentsprechend ausgeführt sind.

Wissenschaft und Bildung. Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Leipzig, Quelle u. Meyer, 1917. Jeder Bd. in Leinw. 1,25 M.

Von dieser vorzüglichen Sammlung liegen in neuer Auflage vor: Bd. 29: F. Machatschek, Die Alpen. Aufl. 2; Bd. 37: Ad. Dyroff, Einführung in die Psychologie. Aufl. 3; Bd. 52: R. M. Werner, Lessing. Aufl. 2; Bd. 53: Th. Birt, Zur Kulturgeschichte Roms. Aufl. 3; Bd. 58: P. Dannenberg, Zimmer- und Balkonpflanzen. Aufl. 3; Bd. 85: Arn. Schering, Musikalische Bildung. Aufl. 2; Bd. 139: Jul. Steinberg, Die Praxis des Bank- und Börsenwesens.

Bücherschau und Besprechungen.

A. Bibliographisches, Populärwissenschaft etc.

Brunn, R., Städtischer Bibliotheksdirektor in Dresden, Zwei wichtige Faktoren Dresdner Volksbildungsarbeit. Dresden, A. O. u. R. Becker, 1916. (72 S.) 1,50 M.

Die Volksbildungssache hat in neuester Zeit in Dresden Fortschritte gemacht, die bei Angehörigen anderer Gemeinden das Gefühl des Neides aufkommen lassen können. Besonders die Lesehalle und die Zentralbibliothek, deren Entstehung und Entwicklung das vorliegende Buch schildert, sind mustergültige, in hohem Grade segensreich wirkende Anstalten. Die Lesehalle verdankt ihre Begründung — im Jahre 1902 — der echt gemeinnützigen Denkweise Lingners. Sie arbeitet mit reichen Mitteln, verfügt über schöne, anheimelnde Räume, über eine stattliche Präsenzbücherei und über hunderte der besten in- und ausländischen Zeitungen und Zeitschriften. Die Benutzung erfolgt nur in den Räumen der Lesehalle, die ganze Organisation ist aber in jeder Hinsicht auf die bedingungslose Förderung der Leser eingestellt, und viele der besonderen Einrichtungen und Handhabungen verdienen weiteste Beachtung und Nachahmung. Im Jahre 1911 wurde die Lesehalle von rund 318 000 Personen besucht, der Gesamtbetrieb erfordert jährlich etwa 40 000 M. Ein Seitenstück zu der Lesehalle ist die Städtische Zentralbibliothek. Diese

hat i. J. 1916 — nach Uebernahme der Bestände der 18 Volksbüchereien des Gemeinnützigen Vereins — ihre Arbeit begonnen. 1913 konnte sie täglich schon über 1000 Bände verleihen. Ihre Jahresausgabe belief sich auf rund 63 000 M. Brunns Schilderung des erfolgreichen Wirkens der beiden Dresdner Volksbildungsanstalten und seine Erörterungen über die ganze Art ihrer Bildungsarbeit bieten so viel Anregung und Belehrung, daß man seinem Buch in Fachkreisen weite Verbreitung wünschen muß. G. K.

Döring, Oskar, Das Lebenswerk Immanuel Kants. Aufl. 2. Lübeck, Karl Coleman, 1917. (197 S.) 3 M.

An gelehrten und populären Darstellungen des Lebenswerks Immanuel Kants ist gewiß kein Mangel, schwerlich aber wird man ein Buch finden, das mit solcher Liebe und Geschicklichkeit den Leser in die Ideenwelt des großen Philosophen einführt. Einstimmig war gleich nach dem Erscheinen des ersten Bandes die Kritik darin, daß nur ein Autor, der den spröden Stoff in jeder Hinsicht beherrscht, ihn in so durchsichtiger Klarheit dem Publikum darbieten kann. Namentlich die Kapitel über die praktische Philosophie werden des Eindrucks auf den Leser nicht verfehlen und jeder wird dem Verfasser beistimmen, wenn er sagt, daß die gerechte Richter, die Zeit, aus dem bescheidenen, stillen Gelehrten einen Recken gemacht hat, der ein Wahrzeichen und eine Kraftquelle für uns bedeutet. „Der Mann aus Königsberg will und kann der Mittelpunkt sein für die geistige Einheit unseres Volkes. Das fühlen wir in einer Zeit, da wir diese Einheit brauchen, dringender als je zuvor. Der Theologe und der Naturwissenschaftler, der Mann des Lebens und der Mann der Theorie, tiefgrabende Gelehrsamkeit und schlichte, werktätige Einfach reichen sich in ihm die Hände. Das ganze geistig ringende Deutschland findet in Kant seinen Einigungspunkt.“ L.

Hedin, Sven, Bagdad, Babylon, Ninive. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1917. (165 S.) 1 M.

Dies Buch ist ein Auszug aus dem im gleichen Verlag unter demselben Titel erscheinenden größeren Werke. Es ist kein Kriegsbuch, sondern nur eine Reisebeschreibung jener interessanten Gegenden, die der Verfasser aufsuchte, als der Kanonendonner von Kut-el-Amara ertönte. Beim Herauskommen der vollständigen Darstellung werden wir Gelegenheit haben auf den Inhalt näher einzugehen, hier mag auf die weitblickende Einleitung hingewiesen werden, die auf die Schicksalverwandtschaft Schwedens und der Türkei, als des nördlichen und des südlichen Nachbarn des russischen Reichs, hinweist. Bald suchte Rußland sich des einen bald des anderen Hindernisses zu erledigen, um an die Meere zu gelangen, nicht selten, grade so wie heutigen Tags, mit Hilfe einer der Westmächte. Leider hat Schweden diesmal bei der Abwehr der großen mitteleuropäischen Gefahr, die Niemand so früh wie Karl XII. erkannte, versagt; um so mehr preist der große Forscher den kühnen Entschluß der Türkei, den schweren Daseinskampf an der Seite Deutschlands und Oesterreich-Ungarns zu wagen. Im Augenblick, da die frohe Kunde von der Katastrophe des verräterischen Dreibundsgenossen jedes Herz höher schlagen läßt, wird man sagen dürfen, daß diese kühne Entscheidung dem Osmanenreich, dessen wichtigsten Teile wir an der Hand dieses kundigen Führers durchheilen, eine große und glückhafte Zukunft gesichert hat. E. L.

Kabisch, Richard, Das neue Geschlecht. Ein Erziehungsbuch. 2. Aufl. mit einem Geleitwort von Jak. Wychgram. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1916. (316 S.) Geb. 6 M.

Der treffliche Verfasser des vorliegenden Buches, dessen volkstümliche deutsche Geschichte („Im alten Reich“ und „Das neue Reich“) seiner Zeit die „Blätter“ ausföhrlich gewürdigt haben, ist bekanntlich im Anfang des Krieges an der Spitze seiner Kompagnie im Westen den Heldentod gestorben. Mit um so größerer Pietät wird man daher sein Hauptwerk zur Hand nehmen,

das jetzt zum zweitenmal seinen Weg antritt, ohne daß der Verfasser ein Geleitwort hätte hinzufügen können. Statt dessen gibt uns ein anderer bewährter Pädagoge einen leider nur zu summarischen Bericht über Kabisch und seine religiöse Entwicklung, während man über sein geistiges Werden und seinen Lebensgang gern noch weiteres gehört hätte. Wohl aber führt dieses Vorwort trefflich in das Werk selbst ein, das sich ebenbürtig neben die schönen deutschen Erziehungsbücher stellt, die wir A. Mathias und Münch und anderen bewährten Schulmännern verdanken. Die christliche Weltanschauung, die sich durchzieht, ist, wie wir erfahren, das Ergebnis langer und schwerer innerer Kämpfe. So war Kabisch imstande, den ersten Eintritt des Gottesbewußtseins beim Kinde so anschaulich und sinnig zu verdeutlichen. Vor allem aber hält er es für seine Pflicht, gute Staatsbürger heranzubilden, wie wir sie brauchen. Daß das Buch noch vor dem Weltkrieg entstanden ist, verringert seinen Wert keineswegs; ganz im Gegenteil, es ist ein Zeugnis für den hohen Schwung der Generation, die damals im besten Mannesalter stand und für ihre Ideale zu sterben wußte. So möge dieses Vermächtnis eines edlen Mannes erhalten bleiben und seinen Weg finden in die Hände der Lehrer und aller ersten Leser, deren Aufgabe es ist, die Kinder daheim nach allen unseren Verlusten um so sorgtätiger und gewissenhafter für das spätere Leben auszurüsten und vorzubereiten.

E. Kr.

Lohrlich, Herm., Im Siegesturm von Lüttich an die Marne. Erlebnisse eines Mitkämpfers aus den ersten Wochen des Weltkriegs. Mit sechs Kartenskizzen und einem Briefanhang aus dem Kriege 1870/71. Leipzig, Quelle & Meyer, 1917. (200 S.) Geb. 3,40 M.

Der Verfasser verschweigt die Nummer des tapferen Regiments, in dem er als Zugführer an dem großen Auftakt dieses Krieges im Westen teilgenommen hat. Flüchtige Notizen und Tagebuchaufzeichnungen sind die Grundlage der spannenden Darstellung, die er später während der unfreiwilligen Muße einer Verwundung überarbeitet und ausgeweitet hat. In dem Kapitel über die Einnahme Lüttichs wurde durch Hinzunahme anderer Berichte ein der Wirklichkeit gemäßes Gesamtbild erstrebt. Hiervon abgesehen hat der Verfasser in weiser Beschränkung nur Selbsterlebtes und -Erschautes gegeben. Mit Recht ist Lohrlich stolz auf sein Korps und die herrlichen Leistungen gerade der Kluckschen Armee; gleich zu Beginn bekennt er sich im Vorwort zu dem Satz: Der deutsche Vormarsch an die Marne wird stets zu den größten, kühnsten und genialsten militärischen Unternehmungen aller Zeiten gerechnet werden müssen. Das Buch ist gewidmet dem Andenken des Vaters und dem von dessen Brüdern, die alle drei im Kriege 1870/71 den Helden Tod fürs Vaterland starben.

E. L.

Schrönghamer-Heimdal, Franz, Dem deutschen Volke. Deutsche Kriegsworte für das deutsche Friedenswerk. Freiburg i. B., Herder, 1917. (VIII, 158 S.) Geb. 2,20 M.

Schon durch manches gemüts warme Buch hat der Verfasser während des Kriegs seine Landsleute draußen im Feld sowohl wie in der Heimat gar herzlich erfreut. Ihnen reilt sich die vorliegende Sammlung an, die viele goldene Worte und Mahnungen enthält für den Wiederaufbau deutschen Lebens in den Zeiten des Friedens, die für das innere Dasein und Empfinden unseres Volkes die Richtung angeben müssen. Gar vieles muß dann anders und besser werden, was jetzt hier nicht genannt und auch nicht einmal angedeutet werden mag. Wenn aber zum Schluß gefragt wird, wo der Hindenburg der Heimat zu finden sei, der Mut und Macht hat, alle die unheimlichen Auswüchse auszurenten und uns ins richtige Gleis zu bringen, so hoffen wir bestimmt zu dem Genius der Deutschen, daß uns auch noch ein solcher Held beschieden sein möge.

E. L.

B. Schöne Literatur.

Kahle, Thea, Judas Simon Ischarioth. Ein Roman aus eines Volkes großen Tagen. Halle, Richard Mühlmann, 1916. (277 S.) 3 M., geb. 4 M.

Abseits von all den weltumfassenden, die ganze Menschheit ergreifenden Geschehnissen der Gegenwart sucht sich die deutsche Dichtkunst auch heute noch öfters ihren Weg in die Gefilde der Religion, Legende und Altertums-geschichte. Aus diesen Quellen schöpfte auch Thea Kahle ihr Thema und behandelt in dem vorliegenden Roman den Verrat des Judas Ischarioth, wie wir ihn aus Bibel und sonstigen Ueberlieferungen ausführlich kennen. Der große Fleiß, der in dem Studium des israelitischen Volkslebens und der politischen Wirrnisse jener Epoche steckt, soll sicherlich nicht verkannt werden, andererseits gereicht er der Dichtung als solcher eher zum Nachteil, da er sich starr an die überlieferten Worte klammert und für das eigene Schaffen einer selbständig künstlerischen Persönlichkeit keinen Raum läßt. Ebenso liegt im Aufbau und Stil der Arbeit wenig Eigenart, und der Leser, der hier Bekanntes wiederum ohne neue Gesichtspunkte liest, ermüdet schließlich und verliert das mitgehende Interesse.

E. Kr.

Kotzde, Wilhelm, Die Wittenbergisch Nachtigall. Eine Dichtung. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1917. (480 S.) Geb. 6 M.

Als hochofreuliches Ergebnis des Weltkriegs wird man das sich gegenseitig besser Verstehen der deutschen Protestanten und Katholiken ansprechen dürfen. Auch das Jubiläumsjahr der Reformation wird an dieser schönen Eintracht, die wahrlich spät genug gekommen ist, nichts ändern, wenn die Feier in der richtigen Weise geschieht. Was wir an Luther gehabt haben, haben und haben werden, brauchen wir darum nicht zu verleugnen und das will auch das vorliegende zum Herzen sprechende Buch nicht, das den protestantischen Lesern namentlich der Volksbibliotheken mittleren Umfangs gelegentlich empfohlen sei. In treuherziger Sprache erzählt darin der Verfasser von der großen Zeit, da die Nation voller Andacht nach Wittenberg schaute. Lose aneinander gereiht Bilder vergegenwärtigen uns das damalige deutsche Leben in seiner ganzen Fülle. Sickingen und Hutten, der Reichstag zu Worms und später der zu Augsburg, die Wartburg und die Veste Koburg, die Wirren des Bauernkriegs, Lukas Cranach, Melancthon und Zwingli, alle die vielen klangvollen Namen und bedeutenden Ereignisse prägen sich dem Leser ein und werden geschickt hineingestellt in den großen Zusammenhang der Weltgeschehnisse. Dem innerem Gehalt des Buchs, in dem die Gestalt Luthers gleichwohl beherrschend hervortritt, entspricht die wohlgelungene äußere Ausstattung, die von F. Stassen herrührt. Namentlich die fünf prachtvollen Holzschnitte, die den Inhalt der in fünf Teile gegliederten Erzählung sinnvoll deuten, sind jeden Lobes wert. Auch der reiferen Jugend und dem deutschen Hans wird dieses neue Buch des rühmlich bekannten Volksschriftstellers Erbauung und Belehrung darbieten.

E. L.

Lämmle, August, Spinnstubengeschichten. Heilbronn, Eugen Salzer, 1917. (157 S.) 1,80 M., geb. 2,50 M.

Ein kleines Buch voll Lebenslust und Freude, das man in diesen Zeiten der Weltgeschehnisse vielleicht nur gar zu anspruchslos finden könnte, wenn nicht aus jeder Zeile der unverfälscht gesunde Mutterwitz, und das goldene Gemüt des schwäbischen Dichters uns so recht zu Herzen spräche. E. Kr.

Lucka, Emil, Wieland. Novellen und Legenden. Wien, Deutsch-Oesterreichischer Verlag, 1912. (310 S.) 4 M., geb. 5 M.

Die kleinen Dichtungen zeigen kräftige Ansätze zu künstlerischer Gestaltung. Sie versuchen starkes menschliches Empfinden z. T. auf zeit- und raumfernem Hintergrund markig zur Darstellung zu bringen. Das gilt besonders von der Hauptidee „Wieland“ mit ihren in Kampf- und Liebesleidenschaft wuchtigen Gestalten aus germanischer Vorzeit. Auch von „Saint

Denis“, dem mittelalterlichen Baumeister des Pariser Doms, von „Göddiva“ und „Eine Nacht“ aus der italienischen Renaissance, von „Seb. Weinberger“ aus der Tiroler Franzosenzeit usf. bis zu der schönen Schilderung „Der Tod Dostojewskis“. Leider kann man sich von den Dichtungen wie von allen ähnlichen Kleinstoffen nur einen flüchtigen Eindruck beim Leser versprechen; es sind eben doch nur Schnitzel aus einer Künstlerwerkstatt. G. K.

Schanz, Frida, Versöhnung. Vier Novellen. Leipzig, Theod. Gerstenberg, 1917. (155 S.) 3,60 M.

Bei aller Sympathie für die Verfasserin wird man sagen müssen, daß das vorliegende Buch nicht zu ihren bedeutenderen gehört. Es läßt sich darüber streiten, ob die tatkräftige junge Frau die dem Fischer an der Wasserkante kurz entschlossen die Hand reichte, nicht zu weit in ihrem Groll gegen ihren Mann geht, der sie dadurch um ihr Lebensglück gebracht hat, daß er in unbedachter Weise bei stürmischer See eine Vergnügungsfahrt unternimmt und dabei umkommt. Schließlich aber erweicht sich doch ihr verhärtetes Herz und sie erlebt die Freude, daß ihre Pflegetochter und ihr Sohn, den sie so unbillig das Vergehen seines Vaters entgelten läßt, sich in Liebe zueinanderfinden. An diese Haupterzählung „Versöhnung“ schließen sich drei kleinere anspruchlosere Skizzen, die eigentlich kaum als „Novellen“ gelten können. L.

Schlösser, Siegfried, Sonette aus dem Schützengraben. Leipzig, G. K. Sarasin, 1916. (56 S.) 1 M.

Ein Bändchen Kriegslyrik, das weit aus der Masse der gutgemeinten Mittelmäßigkeit hervorragt. Ebenbürtig offenbart sich darin neben der unerbittlichen Schule des Krieges, die den Charakter vorzeitig ausbildet und stählt, die strenge Selbstzucht des Künstlers, der nicht genug getan ist, wenn nicht der ernste Gehalt seine organisch reine Form gewonnen hat. So jung der Dichter — als zwanzigjähriger Leutnant — seine furchtlose Treue gegen das Vaterland mit seinem Heldentode an der Somme besiegelt hat, so rein und stark steht sein Bild vor uns in diesen Sonetten, die für viele ein typisches Zeugnis sein mögen, in welchem Geiste unsere ästhetische Jugend begeistert dem Rufe der Zeit gefolgt und mannhaft darin gereift ist. Hier ist nichts von formalem Spielen, wozu ja die Form der Vierzehnzeiler verlocken könnte, sondern tiefstes Erleben hat hier in scharf umrissenen, organisch gegliederten Stimmungsbildern eine ungemein klare und knappe Ausprägung erhalten, deren markiger Kraft wie zarter Innerlichkeit sich niemand wird entziehen können. Einzelne dieser Sonette sind ohne Zweifel dem Besten zuzuzählen, was die Dichtung dieser Kriegsjahre hervorgebracht hat, und werden dauernde Geltung gewinnen als würdige Zeugen der größten Zeit deutscher Kriegsgeschichte. E. P.

Vietor, C. R., Wenn die Steuerung versagt. 2. Aufl. Barmen, E. Biermann, 1914. (221 S.) 3 M., geb. 3,40 M.

Der Roman will sicher nicht gewertet werden nach dem Grad der Spannung, den er beim Leser erzeugt, denn sonst hätte der Verfasser ihm den Untertitel eines Eheromans oder einer Pfarrhaustragödie gegeben. Sensation lag ihm fern. Die Probleme, wie sich Mann und Frau in der Ehe bewähren, müssen, wie er selbst sagt, in jedem Familienleben gelöst werden. Und so stellt er Schuld gegen Schuld. Die oberflächliche, leichtsinnige Pfarrfrau findet in ihrem Manne einen durch ihre Schönheit befangenen Beurteiler, der Nachsicht übt, wo er als ganzer Mann das Verhängnis abwenden sollte. Das wird beider Unglück. Er verbraucht Mündelgelder für sich und gerät ins Gefängnis, während den Schuldigen gesetzlich nicht beizukommen ist. Durch das Leid geläutert, zimmern sich dann beide ein neues Leben voll sonnigen Glücks und Zufriedenheit. Solche Eheromane sind eine wirkliche Bereicherung unserer schönwissenschaftlichen Literatur auf christlicher Grundlage. Bb.

der Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen

Geschäftsstelle
Berlin W 35, Genthiner Straße 13, I

E. V.

Sprechstunden
Mittwochs 4—6 Uhr

Verantwortliche Schriftleitung: E. v. Kathen, 2. Vorsitzende. — Beilage zu den „Blättern für Volkabibliotheken und Lesehallen“ (Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig)
Diese Beilage ist einzeln nicht käuflich.

Vereinsnachrichten.

Die Generalversammlung fand am 21. Oktober 1916 statt. Auf Grund der Wahlen setzt sich der Vorstand und Arbeitsausschuß aus folgenden Damen zusammen.

- | | |
|--|----------------------------------|
| Emma v. Oven, Berlin-Lichterfelde-W., Tulpenstr. 5. | 1. Vorsitzende. |
| Elisabeth v. Kathen, Berlin-Wilmersdorf, Aschaffenburgstr. 24. | 2. Vorsitzende. |
| Else Olschewski, Berlin W. 15, Fasanenstr. 44. | 1. Schatzmeisterin. |
| Ilse Dirksen, Charlottenburg-Westend, Hölderlinstr. 11, II. | 2. Schatzmeisterin. |
| Annemarie Floeter, Berlin-Schöneberg, Feurigstr. 58, I. | 1. Schriftführerin. |
| Luise Blumensaat, Berlin-Friedenau, Wilhelmstr. 11a. | 2. Schriftführerin. |
| Ella Böhmecker, Berlin W. 50, Passauerstr. 5. | 3. Schriftführerin. |
| Judith Seger, Berlin W. 57, Pallasstr. 24. | } Stellenvermittlung. |
| Liesbeth Kienzl, Berlin-Wilmersdorf, Berlinerstr. 10. | |
| Clara Anspach, Danzig, Lindenstr. 7. | } Auswärtige Ausschußmitglieder. |
| Julie Hansen, Hamburg 24, Oberaltenstift 88 e. | |

Am 9. Dezember v. Js. versammelte die Vereinigung ihre Berliner Mitglieder im Architektenhause in der Wilhelmstraße zu einem Vortrage von Frau Dr. phil. Brandt über das Thema „Frauenarbeit und Kriegswirtschaft“. In kurzen knappen Worten wies die Vortragende auf die Leistungen der Frau, namentlich aus dem Arbeiterstande und den ärmeren Schichten des Volkes, im Kriege hin. Auf Grund eigener Erfahrungen und statistischer Zahlen, der Reichsversicherung entnommen, wurde die rasche Zunahme der weiblichen Arbeitskräfte in der Industrie, im Bergbau, im Kleingewerbe und im Handelsstande festgestellt. Ein großes Arbeitsfeld für Frauenarbeit bilden ferner alle Kriegsunternehmungen, die Munitions- und Waffenfabriken. In der Arbeitsverteilung unterschied die Vortragende zwei Gebiete: die Arbeit, zu der die harte Not des Krieges die Frau zwingt, ihren und ihrer Familie Unterhalt zu verdienen, und jene, die aus freiem Willen und Interesse ausgeführt wird. Hierbei wurde anerkennend auch der Leistungen der Frauen aus den gebildeten Ständen gedacht. Größten Wert legte Vortragende dem Schaffen der Hausfrauen auf dem Lande und in der Stadt — als der Hauptproduzentinnen und -konsumentinnen auf dem heutigen wirtschaftlichen Märkte bei. Mit Genugtuung und Stolz konnte festgestellt werden, das heute — ganz im Gegensatz zu den Zeiten im Anfang des Krieges — die deutsche Frau, auf welchem Posten sie immer steht, voll ihren Mann stellt. Die Versammlung dankte der Vortragenden mit herzlichem Beifall.

Liesbeth Kienzl.

Rhythmische Körperschulung Bialonski.

Einen eigenartigen Genuß bereitete uns im Dezember v. Js. Fräulein Louise Bialonski-Friedenau, die auf Anregung einiger unserer Mitglieder,

die ihre Schülerinnen sind, den Verein zu einer Vorführung ihrer „Rhythmischen Körperschulung“ einlud.

Die Grundidee ihrer Ausbildungsart besteht in der organischen Zusammenarbeit von Rumpf und Gliedern, in dem Aufbau aller Bewegung auf der Schwingung der Wirbelsäule. Jede Bewegung hat ihren Ausgang im Rückgrat, von wo sie sich bis in die äußersten Finger- und Fußspitzen fortpflanzt. So sind Arm- und Beinbewegungen nur Folgeerscheinungen der Rumpf- bzw. Rückgratsbewegung. Die dadurch erzielte gleichmäßige Ausbildung aller Muskeln gibt dem Körper schöne Linien und vermeidet jeden Drill und jede groteske Akrobatik. Denn da alle Uebungen aus der Musik entstanden und auf dem körperlichen Rhythmus aufgebaut sind, bleibt die persönliche Eigenart des Einzelnen bewahrt. Das Ziel der „Rhythmischen Körperschulung Bialonski“ ist die vollkommene Beherrschung des Körpers und damit die Fähigkeit, Musik in körperliches Leben umzusetzen.

Sehr groß ist dabei der gesundheitliche Einfluß der Uebungen, vor allem die Stärkung und Gesundung der inneren Organe durch die planmäßige Ausbildung der Rumpfmuskulatur, durch richtige Atmung usw. Die Erkenntnis dieser und anderer wohltätigen Wirkungen, die gerade für uns Berufsfrauen mit vorwiegend sitzender Lebensweise von Wert sind, war es in erster Linie, die in uns Schülerinnen den Wunsch erweckte, die „Rhythmische Körperschulung Bialonski“ in weiteren Kreisen des Vereins bekannt zu machen.

Die Vorführung zeigte zunächst grundlegende Uebungen, die das erwähnte Ueberfließen der Bewegungen vom Rumpf in die Glieder besonders deutlich machten. Dann kamen einfache Fortbewegungen und verschiedene Bewegungs- und Ausdrucksformen. Bei allen Uebungen war die persönliche Eigenart jeder Schülerin erkennbar, die naturgemäß noch stärker bei der freien Umsetzung von Musik in Tanz hervortrat. Es waren Stücke von Mendelssohn, Chopin, Grieg u. a., die von den Schülerinnen teils einzeln, teils in Gruppentänzen wiedergegeben wurden. Den Schluß bildeten Griegs „Eroik“ und „Trauermarsch“ von Fräulein Bialonski selbst getanzt.

Die Vorführung wurde von den zahlreich erschienenen Mitgliedern mit großem Interesse verfolgt und erregte begeisterten Beifall. Eva Fischer.

Mitteilungen.

Fräulein Dorothea Siber hat als erste Hilfsarbeiterin in Baden die Prüfung nach der Badischen Verordnung vom 29. Juli 1913 an der Großherzoglichen Hof- und Landesbibliothek in Karlsruhe bestanden und daraufhin als „Bibliotheksgehilfin“ die nichtetatsmäßige Beamteneigenschaft erhalten.

Nachtrag zum Mitgliederverzeichnis.

(Vom 1. XI. bis 15. XII. 1916.)

Neue Mitglieder:

Eckstein, Thekla, Leipzig, Johannisallee 3, II. Deutsche Bücherei.
 Funk, Edith, Hamburg 24, Mühlendamm 57. Öffentl. Bücherhalle C.
 Gilde, Magda, Halle, Keilstr. 85.
 von der Horst, Erna, Berlin W 30, Nollendorfstr. 32. Pension Kallmeyer.
 Knöchel, Emma, Berlin N 4, Chaussestr. 5.
 Kriek, Hildegard, Halle a. S. Am Kirchtor 22.
 Scheunemann, Erna, Berlin, Nürnbergerstr. 14/15. Pension Behrendt.
 Koch, Frau Dr. Margarete, Kiel, Feldstr. 57. Außerordentl. Mitglied.

Adressenänderungen:

Greiff, Hannah, Wansee, Lohengrinstr. 30.
 Hoefer, Elisabeth, Hildesheim, Braunschweigerstr. 67, III.
 Hoffmann, Susanne, Braunschweig, Roonstr. 19, II.

der Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen

Geschäftsstelle
Berlin W 35, Genthiner Straße 13, I

E. V.

Sprechstunden
Mittwochs 4—6 Uhr

Verantwortliche Schriftleitung: E. v. Kathan, 2. Vorsitzende. — Beilage zu den
„Blättern für Volksbibliotheken und Lesehallen“ (Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig)
Diese Beilage ist einzeln nicht käuflich.

Vereinsnachrichten.

Im 1. Oktoberheft 1916 des „Türmers“ erschien ein Artikel von Mela Escherich betitelt: „Mode und Kultur“. In diesem wendet sich die Verfasserin gegen die Art des Sichkleidens der Bibliothekarinnen mit den Worten: „jene bohémemäßige Takelage, wie sie heutzutage besonders bei Bibliothekarinnen beliebt ist. Der arbeitenden Frau, wenn sie ihre Gedanken ihrem Berufe erhalten will, bleibt keine Zeit zu wirklich stil- und sinnvoller Toilette.“

Wir sahen uns veranlaßt gegen diese übertriebene und verallgemeinernde Äußerung Verwahrung einzulegen und baten die Schriftleitung des „Türmers“ folgende Zeilen aufzunehmen:

Gegen die von Mela Escherich in ihrem Artikel „Mode und Kultur“ im 1. Oktoberheft 1916 des „Türmers“ ausgesprochene Äußerung, daß die Bibliothekarinnen eine „bohémemäßige Takelage“ als Kleidung bevorzugten, legen wir hiermit Verwahrung ein, da wir genügend Gelegenheit hatten zu beobachten, daß die Art der Kleidung von Bibliothekarinnen durchaus solide gehalten ist. Die Verfasserin hat sich verleiten lassen zu verallgemeinern, während es sich wohl nur um einen Fall handelte, der dem persönlichen Geschmack der Verfasserin zuwiderlief. Die arbeitenden Frauen als Bibliothekarinnen haben bewiesen, daß sie trotz treuer Pflichterfüllung in ihrem Beruf noch Zeit und Gedanken genug übrig hatten, für eine geschmackvolle und standesgemäße Kleidung Sorge zu tragen.

Der Vorstand

der Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen. E. V.

Die Schriftleitung des „Türmers“ hat sich bereit erklärt, obige Verwahrung in den „Türmer“ aufzunehmen.
E. v. Oven.

An neuen Büchern für die Bibliothek der Vereinigung ist uns der Katalog der „Deutschen Bücherei in Belgien“ zugegangen, den uns der Leiter der deutschen Bücherei in Belgien, Herr Dr. Jaeschke, liebenswürdigerweise zur Verfügung gestellt hat. Leider hat er unserem Wunsche, etwas über Art und Zweck dieser deutschen Bücherei zu schreiben, aus dienstlichen Gründen nicht stattgeben können. Trotzdem hoffen wir, an dieser Stelle demnächst eine Besprechung an Hand des Kataloges veröffentlichen zu können, da es sich lohnt, diese neue Gründung mitten im Kriege in Feindesland sowohl in kultureller als auch in politischer Hinsicht zu würdigen.
E. v. Oven.

Die Musikabteilung der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

Von Lotte Schellwitz, Hilfsarbeiterin der Alten Musiksammlung.

Wer schon einmal einen Blick in die Musikabteilung der Kgl. Bibliothek geworfen hat — und welche bibliothekarisch arbeitende Frau hier in Berlin sollte das noch nicht getan haben — wird sicherlich nur einen flüchtigen Eindruck von ihrer Einrichtung und dem Betrieb, besonders aber von der Arbeit mit Noten, die immer noch etwas stiefmütterlich eingeschätzt wird,

gewonnen haben. Wer aber noch gar keine Gelegenheit hatte, mit Musikbibliotheken in Berührung zu kommen, möchte sich heute meiner Führung durch unsere Musikabteilung anvertrauen, wobei ich denn — obwohl selbst noch ein Neuling auf diesem Gebiete und durch den Raum zu notwendiger Kürze gezwungen — die geringen Erfahrungen meiner nunmehr einjährigen Tätigkeit über Zweck und Einteilung unserer Musikabteilung zum Besten geben will.

Ursprünglich gab es seit etwa 1845 nur eine Musiksammlung auf der Kgl. Bibliothek, die heute unter dem Namen „Alte Musiksammlung“ fortbesteht. Sie umfaßte damals das gesamte musikalische Material: Noten im Druck und Manuskript, darunter vor allem Autographen der Klassiker und die musiktheoretische Literatur, und hatte sich unter der Leitung von Dehn, Espagne und Kopfermann, deren mühevoll angelegte Katalogarbeiten teilweise noch bis in die heutigen Tage hineinreichen, sehr vielseitig ausgebaut, ohne allerdings eine Vollständigkeit anstreben zu können. Daneben wurde 1906 auf Anregung des jetzigen Direktors der Musikabteilung, Herrn Prof. Altmann, in Verbindung mit dem Verein der Deutschen Musikalienhändler in Leipzig und der Berliner Musikalienhändler aus den Schenkungen des deutschen Musikverlages, voran Breitkopf & Härtel in Leipzig und 70 anderen Firmen, denen sich auch später noch zahlreiche andere, auch ausländische anschlossen, die „Deutsche Musiksammlung bei der Kgl. Bibliothek“ begründet, deren Ziel es war, ein Archiv des Musikverlages zu werden und wenigstens alle in Deutschland erschienenen Tonwerke in ihrer Urgestalt zu sammeln. Ursprünglich war dieses Unternehmen als „Reichs-Musik-Bibliothek“ geplant. Vom preussischen Staat erhielt es sein erstes Heim in der alten Bauakademie am Schinkelplatz, wo es nun von Jahr zu Jahr wuchs und wo mit den Geschenkegebern auch die weiblichen Hilfskräfte immer mehr zunahmen. Währenddessen blieb die alte Musiksammlung in der K. B. unverändert bestehen, bis mit der Uebersiedlung der D. M. S. nach dem Neubau der K. B. 1911 allmählich eine Verschmelzung der beiden Sammlungen zu einer Abteilung begann. Die alte Musiksammlung gab alle ihre Drucke des 18. und 19. Jahrh. gewissermaßen an die D. M. S. ab und umfaßt jetzt nur die älteren Notendrucke bis 1700 einschließlich der theoretischen Werke und alle Handschriften.

Gleich beim Eintritt in die Musikabteilung wird man bemerken, daß sie im Rahmen der großen Bibliothek ein kleines Reich für sich bildet. So führt sie mit ihren abgeschlossenen Verwaltungsräumen, dem eigenen Lesesaal, Ausstellungsraum, Magazin (sogar deren 2) und eigener Buchbinderei überhaupt ein abgesondertes Leben und steht mit der Hauptabteilung fast nur durch die Ausleihe in Verbindung, was sich mitunter als nicht gerade glücklich erweist und zu vielen Verzögerungen Anlaß gibt. Der längliche, geräumige Lesesaal, der den Eingang zur Musikabteilung bildet, ist für 50 Sitzplätze eingerichtet. Ueber die Tische, die zum Teil mit Notenpulten versehen sind, ist das Licht in Röhren geleitet. In der Handbibliothek findet der Benutzer die wichtigsten Musik-Zeitschriften, Bibliographien, Musikgeschichten, Biographien, Unterrichtsliteratur, die Gesamtausgaben der bekannten Meister und ihre bedeutendsten Werke in Partitur, und das laufende Konzert- und Opernrepertoire. Wenn er aber nicht gleich das Gewünschte findet, so muß er in den aushängenden Verzeichnissen nachsehen. Aber zunächst muß er sich vor allen Dingen in das Journal eintragen, das am Eingang für die Statistik ausliegt, ja wir alle müssen uns eintragen, wenn wir uns auch nur etwas ansehen wollen und auch jeder, der nur zu Besuch kommt, muß es tun. (Forts. folgt.)

Das nächste Diplomexamen findet am 26. März d. J. in der Kgl. Bibliothek statt.

Der Kursus von Fräulein Bernhardt für Titelaufnahme beginnt am 21. April d. J.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H. in Halle (S.).

Geschäftsstelle
Berlin W 35, Genthiner Straße 13, I

E. V.

Sprechstunden
Mittwochs 4—6 Uhr

Verantwortliche Schriftleitung: E. v. Kathen, 2. Vorsitzende. — Beilage zu den „Blättern für Volksbibliotheken und Lesehallen“ (Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig)
Diese Beilage ist einzeln nicht käuflich.

Vereinsnachrichten.

Am 17. Februar d. J. versammelte sich eine große Anzahl Mitglieder im Architektenhause, um den Vortrag von Frau Prof. Edith Behrend (Magdeburg:) „Erinnerungen aus Japan“ anzuhören. Frau Prof. Behrend schilderte in äußerst lebhafter und anschaulicher Weise, wie sich das Leben der Japaner in den leuchtenden Kimonos und den Holzschuhen in ihren leichten selbstgebauten Papierhäuschen — meistens nur aus einem Raum bestehend — abspielt. Sie sprach über die geistige Entwicklung und legte dabei besonderes Gewicht auf die Stellung der Frau. Man kennt auch in Japan, wie bei uns, die Telefonistin, die Kontoristin, die Studentin und die Bibliothekarin. Der Abend fand in einem geselligen Beisammensein im Rheingold seinen Abschluß.

L. Blumensaat.

Die Musikabteilung der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

Von Lotte Schellwitz, Hilfsarbeiterin der Alten Musiksammlung.

(Fortsetzung.)

Die Deutsche Musiksammlung umfaßt, wie gesagt, alle Druckwerke seit 1700, praktischer sowie theoretischer Art. Der alphabetische Katalog ist auf Zetteln amerikanischen Formats angelegt und in Sönnceken-Kästen untergebracht. Die Bücher sind noch extra in Index-Band-Katalogen verzeichnet. Ueber die Aufnahmen von Noten liegen keine gedruckten Bestimmungen vor, und die „Instruktionen“ können daher nur im Hauptteil der Aufnahme, was Kopf und Titel anbelangt, in Anwendung gebracht werden, während das Wesentliche, die Form des betreffenden Stückes, aus dem Inhalt ergänzt werden muß, nämlich, ob es im Original oder in einer Bearbeitung, ob in Partitur, Klavier-Auszug oder Stimmen vorliegt, in welcher Tonart es steht usw. Bei Liedern müssen die Textanfänge hinzugefügt werden und an Stelle des Erscheinungsjahres, das bei Noten meistens fehlt, ist im Impressum die Verlags-Nr. hinzuzuschreiben, im übrigen ist möglichste Kürze geboten. Dieser Unterschied Büchern gegenüber macht sich nun auch bei der Ordnung der Zettel bemerkbar, die im alphabetischen Katalog nach Opuszahlen innerhalb eines Komponisten, folgendermaßen geordnet sind: 1. Personalverweise (sogenannte Stern-Verweise); 2. Gesammelte Werke; 3. Teilsammlungen nach der Besetzung alphabetisch, innerhalb dieser nach Hrsq. alphabetisch; 4. Einzelne Werke a) ohne Opuszahl nach Titeln, b) mit Opuszahlen von der kleinsten aufwärts. Bei einem großen Werk mit vielen Bearbeitungen, z. B. bei einer Oper, sind die Zettel so eingereiht: 1. Partituren; 2. Klavier-Auszug mit Text; 3. Klavier-Auszug ohne Text; 4. Textbücher; 5. einzelne Stücke aus der Oper nach Stichworten.

An den alphabetischen Katalog schließen sich noch zwei Kataloge an, die zur leichteren Auffindung bekannter Titel und Texte dienen: 1. Der Schlagwortkatalog, der in Form kurzer Verweisungen von jedem Titel eines größeren Orchester- oder Vokal-Werkes auf den Komponisten hinweist, unter

dem ja das Werk eingereicht ist; 2. Der Textkatalog, der unter dem Anfang eines jeden Liedes von dem Textverfasser auf den Komponisten verweist, sodaß man in der Lage ist, von einem z. B. vielkomponierten Liede, wie Goethes „Sah ein Knab“ nachzuweisen, in welchen Vertonungen es auf der Bibliothek vorhanden ist.

Der systematische Katalog ist auch auf Zetteln verzeichnet, die in Uhlwormschen Kapseln aufbewahrt sind, und einen richtigen Strumpfbandkatalog darstellen. Hier ist die gesamte Musik in rund 200 Einzelabteilungen gespalten, in die Hauptabteilungen: Praktische Musik und theoretische Schriften, innerhalb der praktischen in Instrumental- und Vokalmusik, der eine Verschmelzung beider Formen vorangeht. Im übrigen sind sie von den großen Formen ausgehend abwärts bis zur Solomusik geordnet und in der praktischen Musik die Instrumente nach ihrer Gattung. Daran schließt sich noch ein Volksliederkatalog und ein Porträtskatalog, der aber wegen seines Inhalts nicht besonders hervorzuheben ist. Die theoretische Musik ist in 8 Fächer geteilt, die ich kurz nennen will: A) Bibliographien, B) Encyklopädien und Zeitschriften, C) Geschichte der Musik, D) Biographien, E) Theorie, F) Schriften über Gesang, G) über Instrumente und H) Miscellanea, wozu hauptsächlich musikästhetische Werke gehören und auch solche aus der wissenschaftlichen und belletristischen Literatur, die mit Musik in Beziehung stehen.

Für die Ausleihe der Noten gelten im allgemeinen noch die „Grundsätze für das Ausleihen der Musikalien“ von 1910, wonach von größeren Orchesterwerken und Kammermusik nur die Partituren nach Hause verliehen, Klavierliteratur und kleinere Werke möglichst nur im Lesesaal benutzt werden sollen, während Unterhaltungsmusik und Orchesterstimmen überhaupt nicht ausgeliehen werden dürfen. Ueber die Benutzung der Handschriften gibt es noch besondere Bestimmungen.

Bei der Alten Musiksammlung muß ich mich leider nur noch auf die Haupteinteilung beschränken. Sie enthält die älteren Notendrucke und theoretischen gedruckten Schriften bis 1700, sowie sämtliche Handschriften, von denen die Originalhandschriften zu einer Autographen-Sammlung zusammengefaßt sind. Außerdem gehören ihr eine Briefsammlung und mehrere musikalische Nachlässe an, von denen ich die Amaliensammlung, die Weberiana und den Meyerbeer-Nachlaß besonders hervorheben will. Ueber all dieses ließe sich noch viel sagen, doch muß ich mich für heute mit der Hoffnung bescheiden, vielleicht später einmal an dieser Stelle auf meine Abteilung im besonderen zurückkommen zu dürfen.

Personalnachrichten.

Das diesjährige Diplomexamen begann am 26. März und schloß am 2. April. Der Prüfung unterzogen sich die Damen: Gertrud Brüggemann, Frau Else Drewes, Käthe Fiegel, Grete Fimmen, Magda Gilde, Charlotte von Hesse, Adelheid Hofstaetter, Erna von der Horst, Anne-Marie Hoyer, Charlotte Krakewitz, Charlotte Kruspi, Maria Mayer, Anna Moeller, Margot Ostler, Margarete Plinzner, Margarete Pott, Erna Scheuermann, Eva-Elisabeth Steuber, Margarete Unger, Anna Warschauer und 2 Herren. 21 Prüflinge bestanden das Examen, 6 davon mit gut.

Nachtrag zum Mitgliederverzeichnis.

(Vom 15. XI. 1916 bis 15. IV. 1917.)

Neue Mitglieder:

Beckmann, Lotte, Wismar, Lindenstr. 26.
Boedeker, Elisabeth, Hannover-Waldhausen, Brandestr. 26.
Borsdorff, Margarete, Cöln-Klettenberg, Berrenratherstr. 334, I.
Christ, Else, Berlin SW 61, Bärwaldstr. 40, I, bei Fuchs.

Geschäftsstelle
Berlin W 35, Genthiner Straße 13, I

E. V.

Sprechstunden
Mittwochs 4—6 Uhr

Verantwortliche Schriftleitung: E. v. Kathen, 2. Vorsitzende. — Beilage zu den
„Blättern für Volksbibliotheken und Lesehallen“ (Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig)
Diese Beilage ist einzeln nicht käuflich.

Vereinsnachrichten.

Am 8. Mai hielt Herr Professor Dr. Uhlig, Tübingen, in einer von vielen Mitgliedern und Gästen besuchten Versammlung im Architektenhaus einen Vortrag über Mesopotamien. Der Vortragende schilderte zunächst in übersichtlicher und klarer Weise die Oberflächengestaltung und klimatische Lage des Zweistromlandes. Auch die Besiedelung und Bebauung des Landes wurden unter Vorführung zahlreicher vorzüglicher Lichtbilder eingehend besprochen. Die Darlegungen des Vortragenden boten ein anschauliches Bild von der wirtschaftlichen Bedeutung jener fernen Gebiete, die durch die kriegerischen Ereignisse unserem Interesse näher gerückt sind. Im Anschluß an die Besprechung des Vortrags fügte Herr Dr. M. Wiedemann einige ergänzende Bemerkungen über die Bodenschätze des Landes hinzu und führte noch einige Lichtbilder vor, die er während einer vor mehreren Jahren nach Mesopotamien unternommenen Reise aufgenommen hatte.

Die vierte Kinderlesehalle der Stadt Berlin.

Die vierte Kinderlesehalle wurde am 28. Oktober auf dem Gesundbrunnen Badstr. 10/10a in einem städtischen Gebäude eröffnet. Die Räume liegen im ersten Stockwerk und bestehen aus einem Vorraum mit Wascheinrichtung und Kleiderablage, einem großen vorderen und einem hinteren Saal, die durch eine Säulenreihe voneinander getrennt sind. Decke und der obere Teil der Wände zeigen ein reines Weiß, der untere Teil der Wände hat einen etwa zwei Meter hohen grünen Oelanstrich erhalten. Rotes Linoleum bedeckt den Fußboden; Tische und Stühle sind in Grün gehalten. Bilder und von der städtischen Gärtnerei gelieferte Blumen bilden den Schmuck des Raumes.

Die Kinder stammen zum größten Teil aus den ärmsten Kreisen, trotzdem ist es auffallend, wie schnell sie sich an die für die Lesehalle notwendige Ordnung und Sauberkeit gewöhnen. Schlag drei Uhr gibt die Beschließerin den draußen wartenden Kindern ein Zeichen; zu zehn und zehn kommen sie gesittet herauf. Zunächst werden die Ueherkleider gegen Marken abgegeben, dann beginnt die große Reinigung. Die Kinder versuchen die Spuren des Buddelns und Spielens auf der Straße durch anhaltendes Waschen und Bürsten der Hände zu beseitigen, damit sie vor dem prüfenden Blick der Wartefrau bestehen können; manchmal bedarf auch das Gesicht einer Säuberung. Nachdem nun alle Fährnisse glücklich überstanden sind, gehen die Kinder in den Leseraum. Immer wieder liest man in ihren kleinen Gesichtern Staunen über die hellen blumengeschmückten Räume, über die hübschen Tische und Stühle, über die Bilder an den Wänden, kurz über all' das Schöne, das für viele Kinder zum ersten Male in ihr Leben tritt. Sie wagen in scheuer Bewunderung ihre Gefühle sich zuzuflüstern. Hat das Kind dann ein Bücherverzeichnis erhalten, so findet es sich als anstelliges und selbständiges Berliner Kind schnell darin zurecht und ist stolz darauf, wenn

es zum erstenmal um sein Buch bittet. Die Großen wissen genau was sie wollen, die einen technische Bücher, die anderen Reisebeschreibungen oder geschichtliche Werke. Stolz begeben sich dann die 13 und 14 jährigen in den für sie bestimmten hinteren Teil des Lesesaals an ihren Stammtisch; denn es haben sich wirklich kleine Lesegesellschaften zusammengefunden. In diesem heiligen Raum hat von den Kleinen niemand etwas zu suchen, damit die Großen nicht gestört werden, und diese bemühen sich, ihrem Alter entsprechende Würde zu zeigen, damit ihnen die Schande erspart bleibt, unter den Kleinen Platz nehmen zu müssen. Die Kleinen, die eben lesen können, erhalten 2 Bilderbücher. Ueber ihr Buch gebeugt buchstabieren sie die Unterschriften unter den Bildern, und wenn sie etwas Lustiges gelesen haben, machen sie ihren Nachbar oder ihre Nachbarin darauf aufmerksam; denn Jungens und Mädels sitzen durcheinander. Nach ein oder zwei Stunden gehen die Kleinen nach Hause und machen anderen Kindern Platz. Die Großen sind ausdauernd im Lesen, manche von ihnen sitzen ihre drei Stunden bei den Büchern. Allerdings macht sich der Krieg bei den Aelteren stärker bemerkbar, von denen viele in den Geschäften helfen oder Lebensmittel einkaufen müssen. Glücklicherweise ist aber solch ein Junge, wenn er doch die Zeit findet, für ein Viertel- oder Halbstündchen heraufzukommen.

Jeden Dienstag und Freitag von 1—2 Uhr findet die Verleihung von Büchern nach Hause statt. Das geschieht namentlich für diejenigen Kinder, denen zu Hause genügend Zeit und Ruhe fürs Lesen gelassen wird, und die ein Buch eingehender studieren wollen.

So soll auch die Kinderleseshalle dazu beitragen, die Bildung, Gesittung und Erziehung der Kinder aus den unteren Volksschichten zu fördern.

Helene Färber.

Nachtrag zum Mitgliederverzeichnis.

(Vom 15. XII. 1916 bis 15. IV. 1917.)

Neue Mitglieder:

Drewes, Else, geb. Langenstrass, Berlin-Friedenau, Fehlerstr. 2, I.
 Esch, Therese, Bonn, Schumannstr. 13.
 Eskuche, Hilde, Kassel, Landesbibl.
 Frey, Anni, Hohenlimburg, Isalonastr. 22. Stadtbücherei Bochum.
 Friedenreich, Erna, Lichterfelde-W, Ringstr. 61.
 von Hesse, Charlotte, Berlin W 30, Habsburgerstr. 13.
 Höppe, Leonie, Köln, Rolandstr. 71, III. Volksbibl. I.
 Hofstaetter, Adelheid, Berlin W 50, Nürnbergerstr. 7.
 Kollokowski, Hertha, Berlin W 35, Steglitzerstr. 75.
 von Meibom, Gertrud, Hannover, Boedekerstr. 71.
 Möhring, Hilde, Magdeburg, Peter-Paulstr. 2.
 Moldenhauer, Erna, Berlin W 15, Uhlandstr. 165/66. Kgl. Bibl.
 Papajewski, Margarete, Berlin S 59, Müllenhofstr. 5.
 Pauly, Amalie, Köln, Gereonsmühlengasse 9. Volksbibl. I.
 Pott, Margarete, Berlin-Steglitz, Lutherstr. 10. Kgl. Bibl.
 Richter, Gertrud, Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 7.
 Rügen, Valerie, Cöln, Mührenstr. 41. Volksbibl. I.
 Sachse, Anna, Danzig III, Damm 7/8.
 Salewski, Liesbeth, Berlin NW 52, Spenerstr. 25a.
 Schandelmaier, Hermine, Hamburg, Stadtbibl., Besenbinderhof 33.
 Schneller, Margarete, Berlin W 50, Rankestr. 25, I.
 Sommer, Frieda, geb. Ebert, Charlottenburg, Mommsenstr. 56.
 Unger, Margarete, Berlin W 62, Kleiststr. 31, III.
 Vogt, Wilhelma, Berlin NW 5, Kruppstr. 8, I.
 Wagner, Frieda, geb. Adloff, Berlin-Steglitz, Althoffstr. 13, I.

Mitteilungen der Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen

Geschäftsstelle
Berlin W 35, Genthiner Straße 13, I

E. V.

Sprechstunden
Mittwochs 4—6 Uhr

Verantwortliche Schriftleitung: E. v. Kathan, 2. Vorsitzende. — Beilage zu den „Blättern für Volksbibliotheken und Lesehallen“ (Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig)
Diese Beilage ist einzeln nicht käuflich.

Vereinsnachrichten.

Am Sonntag den 29. Juli fand ein Tagesausflug nach dem „Blumenthal“ bei Strausberg statt. Durch prachtvolles Wetter begünstigt konnte man diesen, durch herrlichen Wald und an stillen märkischen Seen vorbeiführenden Spaziergang, als sehr gelungen bezeichnen.

An der Städtischen Volksbibliothek in Bromberg wurde neuerdings eine Sekretärinnenstelle mit Pensionsberechtigung geschaffen. Fräulein Alice Guthknecht ist diese Stelle übertragen worden.

Aussicht.

Käthe Miethe, Pressedezernentin im Haag.

Die neutralen Länder bilden jetzt in Europa eine eigene Kaste, die ihre besonderen Rechte und Pflichten für sich trägt. Ob allein noch die Neutralen den rechten Weg gehen, oder gerade sie es sind, die von dieser Epoche an in einer Sackgasse stecken, das weiß man nicht. Aber sie sind jetzt wie Schutzinseln mitten im Meer für alle Dinge, denen der Krieg rings um sie her keinen Raum mehr gewährt. Ihnen gehört viel Dankbarkeit. Sie sind auch zu Brennpunkten geworden, die von dem Licht, das allseits auf sie fällt, geblendet wurden.

Die Macht kriegführender Nachbarn dringt wie elektrischer Strom über die Grenzen hinein, beunruhigt, lockt und erschreckt. Man glaubt im neutralen Lande auf einer Höhe zu stehen, die gleichmäßigen Ausblick nach allen Seiten gewährt. Zum heimatlichen Lande ist es so weit wie zu den Völkern, die mit der Heimat im Kriege stehen. — Es ist jetzt nicht zeitentsprechend, alles wieder zu erzählen, was man von dem Neutralland aus zu sehen bekommt. Es würde vielleicht auch nicht zugelassen werden. Außerdem gäbe es auch keinen Boden, um darauf zu stehen, wenn man sich wägend und kämpfend darüber aussprechen und verständigen wollte. Denn auf jeder Seite wird eine Erfahrung sprechen. Und das Neutralland ist uns zweifellos ein Baum der Erkenntnis, von dessen Früchten zu essen nicht glücklich und dennoch befriedigend macht.

Meine Arbeit ist jetzt das Pressehandwerk. Von allen Seiten strömen ja die Zeitungen in dieses kleine, gastfreieste Land. Die Zeitungen hinter den Schützengräben wollen aber berichten, überzeugen, anklagen und etwas für sich gewinnen — Waffenkraft oder die Sympathie.

Da kommen die deutschen Zeitungen, die man niemals so kannte und so durchforscht hat, wie jetzt, und die so viele Köpfe wie eine Hydra besitzen. Dann die englischen Zeitungen, deren zahllose Seiten, deren unermesslich viele Lokalnachrichten, Bilder und Anzeigen dasjenige England widerspiegeln, das über so unerschöpfliche Mittel verfügt, um durch die Masse und Unermüdlichkeit zu wirken. Dann ist viel französische Presse da. Sie ist aus Papiernot

sehr klein und befindet sich im ärgsten Kampf mit der strengen Zensur. Aber aus allen Spalten spricht ein Temperament und ein Zorn und ein Humor, der sich über sich selber lustig zu machen versteht. Fast jedes Blatt ist ein kleiner streitsüchtiger Kerl. Die belgische Flüchtlingspresse, die hier und in England erscheint, kläfft wie ein Hund, den man ausgesperrt hat. Sie ist oft nicht ernsthaft zu nehmen, denn ihre Nachrichten bohren sich durch die Grenzen und gehen durch viele Hände. — Aber überall dennoch tauchen einzelne Stimmen auf, die nicht vielzünftig oder eitel sind, die auch nicht sarkastisch sind und kein machtloses Kläffen, die nur von Menschen kommen, die wie jeder einzelne von uns fühlen, die uns packen ohne zu fragen, welch Landes Kinder wir sind. Ihnen wird das Kommen nicht leicht gemacht. Auf sie wollen wir hören. Sie tragen eine Zukunft in sich.

In den Schaukästen der Buchläden im Haag hängen die deutschen Kriegsbücher zwischen englischen und belgischen Broschüren, die noch immer von „deutschen Greueln“ erzählen, und zwischen Franzosen, die ihren Krieg in sentimentale Romane kleiden, in denen sich Liebe und Heldentum wie Wachtposten ablöst. An langen Haltern steckt der „Simplizissimus“ und der „Kladderadatsch“ zwischen dem „Rire“ und dem „Bajonette“, dem „Punch“ und dem „Vie Parisienne“, das immer noch tut, wie wenn Frieden wäre.

Die Kriegsphotographien aus den Schützengräben aller Nationen stellen zuletzt doch nichts anderes als Menschen dar, die Väter und Söhne sind, und die ihr Leben hingeben.

Da, wo alle Schluken geöffnet sind, wo es keine geschlossenen Grenzen gibt, da ist es garnicht unermesslich weit, nicht tausendfältig und nicht unabschbar geworden, wie unverständlich das auch klingen mag.

Mitteilung.

Der Literaturkursus von Fräulein Kienzl beginnt in diesem Jahre Ende September oder Anfang Oktober. Er wird im Halbjahr 1917/1918 in 46 Stunden, die auf je 2 Stunden in der Woche verteilt werden, die deutsche Literatur von ihren Anfängen bis zur heutigen Dichtung mit ihren Einflüssen aus dem Ausland umfassen. Das Programm des folgenden Halbjahres wird noch bekanntgegeben werden.

Das Honorar beträgt bei einer Teilnahme von mindestens 6 Personen 50 M., von 4—5 Personen 60 M. für die Person. Bei einem Unterricht für 2—3 Personen gleichzeitig wird die Stunde mit 2,50 M. für die Person, bei Einzelunterricht mit 3 M. für die Person berechnet.

Nähere Auskünfte sind nur bei Fräulein Kienzl, Berlin-Wilmersdorf, Berlinerstraße 10 (Tel. Pfalzburg 5492), einzuholen. Anmeldungen werden bis Mitte September erbeten.

Nachtrag zum Mitgliederverzeichnis.

(Vom 15. VI. 1917 bis 15. VIII. 1917.)

Neue Mitglieder:

Daubach, Erna, Köln, Alteburgerstr. 11.
 Fiegel, Käte, Berlin W. 15, Pfalzburgerstr. 82.
 Gohmann, Irene, Charlottenburg, Grolmannstr. 34, III.
 Graffunder, Ilse, Schöneberg, Apostel-Paulusstr. 30.
 Hoffmann, Marie, Bochum, Umlandstr. 70. Stadtbücherei.
 Kaufmann, Martha, Kassel, Karthäuserstr. 5, I. Landesbibl.
 Ostler, Margot, Friedenau, Mainanerstr. 2.
 Pattri, Erika, Berlin W., Martin Lutherstr. 17.
 Plinzner, Margarete, Bromberg, Stadtbücherei.
 Ritter, Hertha, Elbing, Bismarkstr. 21.

der Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen

Geschäftsstelle
Berlin W 35, Genthiner Straße 13, I

E. V.

Sprechstunden
Mittwochs 4—6 Uhr

Verantwortliche Schriftleitung: E. v. Kathan, 2. Vorsitzende. — Beilage zu den „Blättern für Volksbibliotheken und Lesehallen“ (Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig)
Diese Beilage ist einzeln nicht käuflich.

Jahresbericht 1916/17.

Wieder stehen wir am Ende eines Vereinsjahres und noch immer wütet der Krieg um Deutschlands Existenz. Doch allen Schwierigkeiten zum Trotz ist unser Vereinsleben in der gewohnten Weise weitergegangen, ja wir waren sogar in der Lage, es in mancher Hinsicht erweitern zu können. Daß dies möglich war, ist dem fleißigen und guten Zusammenarbeiten von Vorstands- und Ausschußmitgliedern zu danken. Ich spreche daher ihnen allen, die mich treu unterstützt haben, meinen Dank aus. Denn gerade in dieser harten Zeit ist es doppelt in Anrechnung zu bringen, wenn neben den persönlichen Pflichten und den gebieterischen sonstigen Forderungen der Zeit noch Kraft und Freudigkeit entgegengebracht wird, um unser Vereinsleben zu fördern. Doch in uns allen darf jenes tiefe Bewußtsein der Pflichterfüllung nicht erlöschen, welches uns allein befähigt, einer Welt von Feinden gegenüber erfolgreich Stand zu halten.

Ich möchte nun näher auf die einzelnen Ereignisse des vergangenen Vereinsjahres eingehen. Die Sprechstunden der „Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen E. V.“ fanden in der gewohnten Weise am Mittwoch nachmittag von 4—6 Uhr im Vereinslokale des Frauenklubs von 1900 statt. Ebenso beteiligten sich an der Außenarbeit durch schriftliche Auskunfts-erteilung die 1. Schriftführerin und die Stellenvermittlung in dankenswerter Weise.

Im Ganzen wurde die Auskunftsstelle der Vereinigung während des Geschäftsjahres 1916/17

380 mal in Anspruch genommen. Davon entfallen auf die 1. Schriftführerin 227 schriftliche Anfragen. Davon bezogen sich

168 auf die Ausbildung und das Diplomexamen. Auf mündliche Anfragen in den Sprechstunden wurde

53 mal Auskunft erteilt. Beratung fand hauptsächlich in Fragen nach der Ausbildungsmöglichkeit, dem Diplomexamen, der neuen Bibliotheksschule von Dr. Paul Ladewig und den Aussichten im bibliothekarischen Beruf statt.

Die Beantwortung der schriftlichen Anfragen lag in den Händen von Frä. Floeter. Die Arbeiten der Stellenvermittlung wurden von Frä. Seger besorgt, deren Bericht über ihre Tätigkeit in einem besondern Abschnitt folgt.

Zum Verkauf gelangten:

66 Ausbildungsnachweise,
29 Literaturnachweise,
20 Gehaltsstatistiken.

Eine Neubearbeitung des Mitgliederverzeichnisses erwies sich in diesem Jahr als zu kostspielig. Die Veränderungen und neuen Mitglieder sollen in einem Nachtrage bekannt gegeben werden.

Eine Vermehrung erfuhr unsere Vereinsbibliothek durch Anschaffung des Berliner Bibliothekenführers von Paul Schwenke und Adalbert Hortschansky,

sehr klein und befindet sich im ärgsten Kampf mit der strengen Zensur. Aber aus allen Spalten spricht ein Temperament und ein Zorn und ein Humor, der sich über sich selber lustig zu machen versteht. Fast jedes Blatt ist ein kleiner streitsüchtiger Kerl. Die belgische Flüchtlingspresse, die hier und in England erscheint, kläfft wie ein Hund, den man ausgesperrt hat. Sie ist oft nicht ernsthaft zu nehmen, denn ihre Nachrichten bohren sich durch die Grenzen und gehen durch viele Hände. — Aber überall dennoch tauchen einzelne Stimmen auf, die nicht vielzünftig oder eitel sind, die auch nicht sarkastisch sind und kein machtloses Kläffen, die nur von Menschen kommen, die wie jeder einzelne von uns fühlen, die uns packen ohne zu fragen, welch Landes Kinder wir sind. Ihnen wird das Kommen nicht leicht gemacht. Auf sie wollen wir hören. Sie tragen eine Zukunft in sich.

In den Schaukästen der Buchläden im Haag hängen die deutschen Kriegsbücher zwischen englischen und belgischen Broschüren, die noch immer von „deutschen Greueln“ erzählen, und zwischen Franzosen, die ihren Krieg in sentimentale Romane kleiden, in denen sich Liebe und Heldentum wie Wachtposten ablöst. An langen Haltern steckt der „Simplizissimus“ und der „Kladderadatsch“ zwischen dem „Rire“ und dem „Bajonette“, dem „Punch“ und dem „Vie Parisienne“, das immer noch tut, wie wenn Frieden wäre.

Die Kriegsfotographien aus den Schlitzengraben aller Nationen stellen zuletzt doch nichts anderes als Menschen dar, die Väter und Söhne sind, und die ihr Leben hingeben.

Da, wo alle Schleißen geöffnet sind, wo es keine geschlossenen Grenzen gibt, da ist es garnicht unermesslich weit, nicht tausendfältig und nicht unabschbar geworden, wie unverständlich das auch klingen mag.

Mitteilung.

Der Literaturkursus von Fräulein Kienzl beginnt in diesem Jahre Ende September oder Anfang Oktober. Er wird im Halbjahr 1917/1918 in 46 Stunden, die auf je 2 Stunden in der Woche verteilt werden, die deutsche Literatur von ihren Anfängen bis zur heutigen Dichtung mit ihren Einflüssen aus dem Ausland umfassen. Das Programm des folgenden Halbjahres wird noch bekanntgegeben werden.

Das Honorar beträgt bei einer Teilnahme von mindestens 6 Personen 50 M., von 4—5 Personen 60 M. für die Person. Bei einem Unterricht für 2—3 Personen gleichzeitig wird die Stunde mit 2,50 M. für die Person, bei Einzelunterricht mit 3 M. für die Person berechnet.

Nähere Auskünfte sind nur bei Fräulein Kienzl, Berlin-Wilmersdorf, Berlinerstraße 10 (Tel. Pfalzburg 5492), einzuholen. Anmeldungen werden bis Mitte September erbeten.

Nachtrag zum Mitgliederverzeichnis.

(Vom 15. VI. 1917 bis 15. VIII. 1917.)

Neue Mitglieder:

Daubach, Erna, Köln, Alteburgerstr. 11.
 Fiegel, Käte, Berlin W. 15, Pfalzburgerstr. 82.
 Gohmann, Irene, Charlottenburg, Grolmannstr. 34, III.
 Graffunder, Ilse, Schöneberg, Apostel-Paulusstr. 30.
 Hoffmann, Marie, Bochum, Uhländstr. 70. Stadtbücherei.
 Kaufmann, Martha, Kassel, Karthäuserstr. 5, I. Landesbibl.
 Ostler, Margot, Friedenau, Mainauerstr. 2.
 Pattri, Erika, Berlin W., Martin Lutherstr. 17.
 Plinzner, Margarete, Bromberg, Stadtbücherei.
 Ritter, Hertha, Elbing, Bismarkstr. 21.

der Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen

Geschäftsstelle
Berlin W 35, Genthiner Straße 13, I

E. V.

Sprechstunden
Mittwochs 4—6 Uhr

Verantwortliche Schriftleitung: E. v. Kathon, 2. Vorsitzende. — Beilage zu den
„Blättern für Volksbibliotheken und Lesehallen“ (Verlag von Otto Harrassowitz in Leipzig)
Diese Beilage ist einzeln nicht käuflich.

Jahresbericht 1916/17.

Wieder stehen wir am Ende eines Vereinsjahres und noch immer wütet der Krieg um Deutschlands Existenz. Doch allen Schwierigkeiten zum Trotz ist unser Vereinsleben in der gewohnten Weise weitergegangen, ja wir waren sogar in der Lage, es in mancher Hinsicht erweitern zu können. Daß dies möglich war, ist dem fleißigen und guten Zusammenarbeiten von Vorstands- und Ausschußmitgliedern zu danken. Ich spreche daher ihnen allen, die mich treu unterstützt haben, meinen Dank aus. Denn gerade in dieser harten Zeit ist es doppelt in Anrechnung zu bringen, wenn neben den persönlichen Pflichten und den gebieterischen sonstigen Forderungen der Zeit noch Kraft und Freudigkeit entgegengebracht wird, um unser Vereinsleben zu fördern. Doch in uns allen darf jenes tiefe Bewußtsein der Pflichterfüllung nicht erlöschen, welches uns allein befähigt, einer Welt von Feinden gegenüber erfolgreich Stand zu halten.

Ich möchte nun näher auf die einzelnen Ereignisse des vergangenen Vereinsjahres eingehen. Die Sprechstunden der „Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen E. V.“ fanden in der gewohnten Weise am Mittwoch nachmittag von 4—6 Uhr im Vereinslokale des Frauenklubs von 1900 statt. Ebenso beteiligten sich an der Außenarbeit durch schriftliche Auskunftserteilung die 1. Schriftführerin und die Stellenvermittlung in dankenswerter Weise.

Im Ganzen wurde die Auskunftsstelle der Vereinigung während des Geschäftsjahres 1916/17

380 mal in Anspruch genommen. Davon entfallen auf die 1. Schriftführerin 227 schriftliche Anfragen. Davon bezogen sich 168 auf die Ausbildung und das Diplomexamen. Auf mündliche Anfragen in den Sprechstunden wurde

53 mal Auskunft erteilt. Beratung fand hauptsächlich in Fragen nach der Ausbildungsmöglichkeit, dem Diplomexamen, der neuen Bibliotheksschule von Dr. Paul Ladewig und den Aussichten im bibliothekarischen Beruf statt.

Die Beantwortung der schriftlichen Anfragen lag in den Händen von Frl. Floeter. Die Arbeiten der Stellenvermittlung wurden von Frl. Seger besorgt, deren Bericht über ihre Tätigkeit in einem besondern Abschnitt folgt.

Zum Verkauf gelangten:

- 66 Ausbildungsnachweise,
- 29 Literaturnachweise,
- 20 Gehaltsstatistiken.

Eine Neubearbeitung des Mitgliederverzeichnisses erwies sich in diesem Jahr als zu kostspielig. Die Veränderungen und neuen Mitglieder sollen in einem Nachtrage bekannt gegeben werden.

Eine Vermehrung erfuhr unsere Vereinsbibliothek durch Anschaffung des Berliner Bibliothekenführers von Paul Schwenke und Adalbert Hortschansky,

des Leipziger Bibliothekenführers von Eduard Zarneke und Die deutsche Frau im Beruf von Josephine Levy-Rathenau. 5. Aufl. 1917.

Durch Zuwendung gelangten an uns die „Denkschrift zur Einweihung der Deutschen Bücherei des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler“, Leipzig 1916; Bennata Otten „Bibliothekstechnischer Ratgeber für Volksbibliotheken, Lesehallen und verwandte Büchereien“, 1913; „Bücherverzeichnis der Deutschen Bücherei der Bildungszentrale beim Generalgouvernement in Belgien“, Brüssel.

Außerdem wurde unsere Vereinsbibliothek einer Neuordnung unterzogen und neu katalogisiert in sachlicher Aufführung. Diese Arbeit lag in den Händen der 2. Vorsitzenden Fr. von Kathen.

Um einem mehrfach geäußerten Wunsche entgegenzukommen, bemühte sich der Vorstand, Anschluß an einen Ruderklub am Wannsee oder überhaupt in der Nähe von Berlin zu erreichen. Leider schlugen jedoch alle Bemühungen in dieser Richtung fehl, da sich die betr. Clubs dagegen aussprachen, daß gleich ein ganzer, noch dazu so großer Verein sich ihnen anschlüsse, beziehungsweise die Boote benutzen dürfe. Es wurde dadurch begründet, daß viele ungeschulte Ruderer dann das jetzt zum Teil kostbare und unersetzliche Material zu stark gefährden könnten, da diesen Rudervereinen nur geschulte Ruderer angehörten, die dann jedesmal bei Benutzung der Boote auch die Verantwortung für sachgemäße Behandlung übernehmen müßten. Vielleicht gelingt es aber doch noch, den Mitgliedern unserer Vereinigung eine Vergünstigung betr. Benutzung von Ruderbooten zu verschaffen.

Sein Hauptaugenmerk richtete der Vorstand in diesem Jahr auf den weiteren Ausbau der Stellenvermittlung, eine der Hauptaufgaben des Vereins. Zu diesem Zwecke wurden Inserate in verschiedenen Zeitschriften erlassen, um Bibliotheken und Bewerberinnen auf unsere Organisation aufmerksam zu machen, da es ja im beiderseitigen Interesse liegt, Auswahl an Stellen und geeigneten Kräften zu haben. Nur dann hat unsere Stellenvermittlung eine Berechtigung, wenn möglichst viele Fäden bei uns zusammenlaufen, d. h. wenn möglichst viele Stellenangebote und Nachfragen bei uns einlaufen, denn nur so können beide Teile einigermaßen zufrieden gestellt werden. Um aber einen solch vergrößerten Apparat zu bewältigen, dazu gehört eine aufopfernde Tätigkeit, die nur geleistet werden kann, wenn eine erfahrene, umsichtige Dame sich in den Dienst dieser Sache längere Zeit hindurch stellt. Es ist daher ein Verdienst von Fr. Judith Seger, daß sie sich dieser Aufgabe bisher so warm angenommen hat.

Diese Art Propagandatätigkeit ließe sich noch durch Fragebogen zur Ermittlung von Vakanzen und durch Rundschreiben vermehren. Zu diesem Zwecke hat sich der Vorstand von einem Adressenverlag sämtliche Privatbibliotheken und Fabriken mit über 1000 Arbeitern Deutschlands zusammenstellen lassen, um so den Namen unserer Vereinigung in Kreise hineinzutragen, die vielfach von der Existenz unseres Vereins keine Ahnung haben. Dadurch steigen naturgemäß die Angebote, und die Aussichten für die Erlangung von Stellen werden gebessert. Es ist aber wiederum die Pflicht der in unserm Berufe tätigen Frauen, sich uns möglichst vollständig anzuschließen, da sonst die Zahl der Angebote größer ist als die Zahl der Nachfragen. Es kommt schließlich jedem einzelnen Mitgliede indirekt oder direkt einmal zu gute, wenn es unserer Organisation angehört, denn nur durch die Gesamtheit kann man die Ansprüche und Rechte des Einzelnen stärken.

Auch in Bibliothekarkreisen hält man uns für die geeignete Stelle, an der alle Fäden, die unsern Beruf betreffen, zusammenlaufen sollten. Der Direktor der Stadtbibliothek in Bromberg, Herr Prof. Dr. Bollert, ist an uns mit der Anregung herangetreten, unserer Stellenvermittlung eine Stelle anzugliedern, die den Verkehr der Praktikantinnen mit den Bibliotheken annehmenden Bibliotheken zu regeln hat. Demnach würde der Verein eine Liste führen, in der die einzelnen Zeitpunkte der betr. Bibliotheken verzeichnet sind, zu welchen Praktikantinnen wechseln. Auf diese Weise wird viel un-

nütze Schreiberei, sowohl von seiten der sich bewerbenden Praktikantinnen, als auch von seiten der abschlägigen Bescheid gebenden Bibliotheken erspart. In nächster Zeit wird daher eine Liste an die in Betracht kommenden Bibliotheken abgehen, um die verschiedenen Zeitpunkte des Praktikantinnenwechsels festzulegen. Wir hoffen dabei auf entgegenkommende tatkräftige Unterstützung von seiten der Bibliotheken.

Daß in der Tat der Verein auf dem Wege ist, mehr Bedeutung zu gewinnen, zeigt sich in dem aus verschiedenen Gegenden Deutschlands kommenden dringenden Wunsch und Bedürfnis, Ortsgruppen in verschiedenen Städten zu gründen, um einen engeren Zusammenschluß der Kolleginnen dasselbst zu ermöglichen. In erster Linie kommen dafür Städte in Frage, die eine gewisse Anzahl von Mitgliedern beherbergen. Ein nach dieser Richtung hin vielfach geäußelter Wunsch besteht seit langem in Hamburg. Wir hielten es daher für unsere Pflicht, diesen Plan zu unterstützen, da er einem wirklichen Bedürfnis entspricht. Es wurde also eine Vorstandssitzung mit Frä. Hansen (Hamburg) abgehalten, die die Vertreterin und zukünftige Vorsitzende der Ortsgruppe Hamburg sein wird. Die Statuten sind bereits aufgestellt und werden nach Genehmigung der Generalversammlung veröffentlicht werden. Die Ortsgruppe würde ähnlich organisiert werden wie in Berlin. Es würden Vereinsabende abgehalten und eine rege Tätigkeit zugunsten des Hamburger bibliothekarischen Lebens entfaltet werden. Die Ortsgruppe würde auch dahin zu wirken suchen, daß in Hamburg die Vorbildung der Bibliothekarinnen geregelt werden wird, die augenblicklich noch nicht festgelegt ist. Am Ende einer bestimmten Studienzzeit würde ein Examen als Abschluß zu setzen sein, eventuell von staatlicher Seite, ähnlich dem preußischen Diplom-Examen. Das würde wahrscheinlich die Schaffung von staatlichen Stellen im hamburgischen Staate nach sich ziehen und damit wäre ein Hauptzweck der Ortsgruppenbildung erreicht. Jedenfalls geht man in Hamburg mit viel Lust und Liebe an die Sache heran, was schon einen gewissen Erfolg verbürgt. Selbstverständlich bleibt jedoch Berlin Zentrale der Vereinigung, ebenso muß die Stellenvermittlung zentral bleiben, da sonst keine Einheitlichkeit zu erzielen ist. Für die Regelung der inneren Verhältnisse und für sonstige Dinge bleibt der Ortsgruppe freie Hand, doch findet zwischen ihr und der Zentrale eine monatliche Berichtlieferung statt, damit immer eine enge Fühlungnahme besteht. Die Erfahrungen der Hamburger Ortsgruppe sollen für die Zentrale für Berufsberatung zu Hamburg nutzbar gemacht werden, während umgekehrt die Ortsgruppe wieder die Erfahrungen der Zentrale für Berufsberatung für sich verwerten kann. So werden Wechselbeziehungen zustande kommen, die der Vereinigung nur von Nutzen sein werden. Auch in Bezug auf die Finanzierung wird Hamburg günstig gestellt sein, da die Mitglieder der Ortsgruppe Hamburg gewillt sind, die junge Gründung auf eine breitere Basis zu stellen.

Auch in anderen Gegenden Deutschlands hat sich der Wunsch nach Ortsgruppenbildungen Bahn gebrochen, so z. B. in Frankfurt a. M. Doch kann erst das Zusammenwachsen von einer größeren Anzahl von Mitgliedern einer Ortsgruppe die Berechtigung zu ihrer Existenz geben, ein Punkt, der durch unsere Vereinsstatuten festzulegen sein wird. Auch in anderen Städten Deutschlands wird man voraussichtlich ein Bedürfnis nach engerem Zusammenschluß bald spüren, sodaß auch auf diesem Wege unser Verein immer mehr an Bedeutung gewinnen wird.

Im Laufe des Vereinsjahrs schied eines unserer Vorstandsmitglieder aus: Frä. Ella Böhmker, die das Amt der 3. Schriftführerin versehen hatte, wurde nach Namur berufen. An ihrer Stelle übernahm Frä. Pott freundlicherweise die Arbeit.

Auch in diesem Jahre konnten wir uns an der Kriegsanleihe, wenn auch nur mit 100 M., beteiligen. Die Kosten betr. Porto und Schreibmaterial sind naturgemäß ziemlich gestiegen, sodaß eine bedeutende Mehrbelastung entstanden ist. In nächster Zeit ist sogar noch eine Steigerung zu erwarten.

Leider hat der Verein bisher in jedem Geschäftsjahre einen sehr empfindlichen Ausfall von Vereinsbeiträgen solcher Mitglieder zu verzeichnen, die den Beitrag aus Säumnigkeit dem Verein schuldig bleiben. Selbst auf wiederholte Mahnungen hin leisten sie die Beitragszahlungen nicht. Der Verein sieht sich schließlich genötigt, die Säumnigen durch Postauftrag an ihre Pflicht zu erinnern. Dennoch bleibt ungefähr ein Rest von 15 Mitgliedern, deren Beiträge ausfallen, da man sie nicht mehr erreichen kann, weil entweder die Adressen nicht festzustellen sind, oder die Betreffenden die Zahlung verweigern, aus leider meistens nicht stichhaltigen Gründen. Es ist fortan dringend zu wünschen, daß die Beitragszahlungen pünktlicher geleistet werden.

Im vergangenen Geschäftsjahre fanden 4 Mitgliederversammlungen statt:

- am 9. Dez. 1916: Vortrag von Frau Dr. phil. Brandt: Frauenarbeit und Kriegswirtschaft (mit anschließender Diskussion).
- am 15. Dez. 1916: Schulvorführung der „Rhythmischen Körperkultur Bialonski“.
- am 17. Febr. 1917: Vortrag von Frau Prof. Edith Behrend (Magdeburg): Erinnerungen aus Japan.
- am 8. Mai 1917: Vortrag von Herrn Prof. Dr. Uhlig (Tübingen): Mesopotamien (mit Lichtbildern).

Im Sommer, am 29. Juli 1917, wurde ein Tagesausflug unter Führung der 1. Vorsitzenden in den Blumenthal Forst bei Strausberg unternommen, welcher bei reger Beteiligung der Mitglieder einen sehr netten Verlauf nahm.

Am Ende des Vereinsjahres 1916/17 zählte die Vereinigung 507 ordentliche und 57 außerordentliche, zusammen 564 Mitglieder. Es waren 73 (36 im Vorjahre) Neuanmeldungen und 12 Abmeldungen (5 im Vorjahre) während des vergangenen Geschäftsjahres eingegangen. Der Verein hat damit die doppelte Anzahl neuer Mitglieder im letzten Jahre erworben im Vergleich zum Vorjahre, ein Zeichen mehr für die Werbekraft der vom Verein verfolgten Bestrebungen.

Emma von Oven.

Bericht über die Stellenvermittlung 1916/17.

Im Laufe des Geschäftsjahres 1916/17 wurden durch die „Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen“ 38 Stellen — 32 Dauer- und 6 Vertretungsstellen — besetzt. Von den Behörden, Instituten, Vereinen usw. die sich mit Erfolg an die Stellenvermittlung der Vereinigung wandten, seien genannt:

- die Stadtbibliothek Hamburg, Elberfeld, Erfurt, Duisburg;
- die Kgl. Universitätsbibliothek Bonn und das Kriegsarchiv der Universitätsbibliothek Jena;
- die Bibliothek des Großen Generalstabs und die militärische Stelle des Auswärtigen Amtes in Berlin;
- das Kgl. Institut für Seeverkehr und Weltwirtschaft in Kiel;
- der „Verein für das Deutschtum im Auslande“, der Architektenverein“
- und die „Deutsche Erdöl-Aktiengesellschaft“ in Berlin.

Assistentinnen wurde im Durchschnitt 150—175 M., solchen Damen, die mit leitenden Posten betraut wurden, 200—250 M. als Vergütung gewährt.

58 Bewerberinnen hatten sich während des vergangenen Geschäftsjahres bei der Vereinigung gemeldet. Viele dieser Damen traten mit ganz besonderen Wünschen an uns heran, sowohl in bezug auf den Ort als auch auf die Art der Tätigkeit. Es braucht nicht betont zu werden, daß es sehr schwer ist, solche Wünsche zu befriedigen, ja daß dies zum Bedauern der Stellenvermittlung nicht in allen Fällen gelang.

Neuanmeldungen sind mit Lebenslauf, Zeugnisabschriften und 1 M. in Briefmarken (als Ersatz der Portokosten) an die erste Stellenvermittlerin Judith Seger, Berlin W. 57, Pallasstr. 24 zu richten.

Kassenbericht 1916/17.

Einnahmen.		Ausgaben.	
Uebertrag 1915/16 . . .	1316,27 M.	Porti und Fahrgelder . . .	306,58 M.
Mitgliederbeiträge:		Schreibmaterial	88,25 "
a) ordentl. Mitglieder . . .	1691,40 "	Miete und Trinkgelder . . .	127,60 "
b) außerordentl. Mitgl. . .	114,41 "	Drucksachen und Vervielfältigungen	717,15 "
Erlös aus Vereinsdrucksachen	57,54 ¹ / ₂ "	Vereinsbeiträge	30,— "
Unterstützungsfonds	154,— "	Gerichtskosten	3,90 "
Stellenvermittlunggebühren	63,— "	Büchersammlung	21,75 "
Zinsen	59,65 "	Spenden aus der Vereinskasse	45,— "
		Stellenvermittlung	58,21 ¹ / ₂ "
		Kriegs- und Reichsanleihe . . .	974,25 "
		Kassenbestand	108 ³ / ₅ ,58 "
	<u>3456,27¹/₂ M.</u>		<u>3456,27¹/₂ M.</u>

Mitteilungen.

Die zweite Diplomprüfung dieses Jahres fand vom 1.—8. Oktober statt. Der Prüfung unterzogen sich die Damen: Charlotte Beckmann, Leonore Bernhard, Hedwig Beuthner, Elisabeth Boedeker, Gertrud Dürichen, Ilse Graffunder, Erna Hagemann, Frida Hand, Frau Marie Hasselhoff, Charlotte Henneberg, Ilse Liebreich, Erna Moldenhauer, Erika Pattri, Käthe Schlesinger, Bozenna Schulz, Gertrud Silberstein, Elisabeth Straßer, Martha Thon und 3 Herren. Von den 21 Prüflingen bestanden 3 mit gut und 16 mit genügend.

Der Kursus von Fräulein Bernhardt über die Titelaufnahmen nach der preußischen Instruktion beginnt am 15. November.

Liesbeth Kienzl, Hilfsarbeiterin an der Kgl. Bibliothek Berlin, ist als Leiterin der Kriegsbücherei die rote Kreuzmedaille 3. Kl. überreicht worden.

Stellenvermittlung für Praktikantinnen. Um einem vielfach geäußerten Wunsche entgegenzukommen und einem dringenden Bedürfnis zu entsprechen, hat der Vorstand beschlossen, die Stellenvermittlung auch auf die Besetzung von Praktikantinnenstellen auszudehnen.

Meldungen sind an die erste Stellenvermittlerin Frl. Judith Seger, Berlin W. 57, Pallasstr. 24, zu richten.

Die Vereinigung ist Mitglied des „Deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum“ in Leipzig geworden. Die Hauptziele des „Deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum“ sind: eine umfassende Zeitschrift für Geistige Kultur, Vorträge und Wanderausstellungen in Deutschland und im befreundeten Ausland, sowie ein großangelegtes Museum für Buchwesen und Schrifttum, das der Erhaltung und dem weiteren Ausbau der durch die Halle der Kultur gewonnenen wertvollen Sammlungen gewidmet sein wird.

Die Stelle der Leiterin an der Stadtbücherei in Hildesheim ist mit einem Grundgehalt von 1500 M. und einem Endgehalt von 2900 M. festgelegt worden. Nach 10jähriger Tätigkeit wird Pensionsberechtigung gewährt. Von einer Beamtenstellung ist vorläufig abgesehen worden. Urlaub 4 Wochen. Kein Wohnungsgeldzuschuß.

Die „Deutsche Bibliothekarschule zu Leipzig“ hat ein neues Verzeichnis der Vorlesungen für den Kursus für mittlere Beamte 1917/19 veröffentlicht. Es ist für Interessenten in unserer Geschäftsstelle einzusehen. Als Abschluß des in diesem Jahr zu Ende gehenden 1. Kursus dieser Schule wird eine staatliche Prüfung abgehalten, die im wesentlichen den preußischen Bestimmungen sich anschließt. Zugelassen werden nur solche Personen, die die Schule besucht haben mit gleichzeitigem Volontariat während zweier Jahre und zwar je ein Semester an der Universitäts-Bibliothek, der Deutschen Bücherei, am Deutschen Buchgewerbemuseum, der Reichsgerichtsbibliothek bzw. Bibliothek des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler.

Als Studierende werden nur aufgenommen Personen, die den Nachweis der Reife für Obersekunda eines Gymnasiums oder Realgymnasiums oder einer Oberrealschule bzw. bei weiblichen Bewerberinnen den Nachweis der Reife für die entsprechende Klasse einer Studienanstalt oder das Abschlußzeugnis einer 10 klass. höheren Mädchenschule, eines Lehrerinnen-Seminars oder einer gleichwertigen Anstalt beibringen.

Zum Unterschied von dem preußischen Diplomexamen ist zu bemerken, daß in Sachsen nur eine 2 jährige Ausbildung verlangt wird und die Ausbildung und Befähigung durch das Examen nur für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken erbracht wird. Die Ausbildung für Volksbibliotheken ist daher davon vollständig getrennt.

Die Generalversammlung fand am 12. November 1917 im „Kasino für inactive Offiziere“, Berlin W. Kleiststr. 8, statt. Auf Grund der Neuwahlen setzt sich der Vorstand und Arbeitsausschuß aus folgenden Damen zusammen:

Emma v. Oven, Berlin Lichterfelde W., Tulpenstr. 5.	1. Vorsitzende.
Martha Schwenke, Charlottenburg, Droysenstr. 17.	2. Vorsitzende.
Anna Moeller, Berlin W. 62, Landgrafenstr. 3a.	1. Schatzmeisterin.
Else Olschewski, Berlin W. 15, Fasanenstr. 44.	2. Schatzmeisterin.
Annemarie Floeter, Berlin-Schöneberg, Feurigstr. 58.	1. Schriftführerin.
Maria Mayer, Berlin-Wilmersdorf, Ludwigkirchstr. 3 Gh.	2. Schriftführerin.
Margarete Pott, Berlin-Steglitz, Lutherstr. 10.	3. Schriftführerin.
Judith Seger, Berlin W. 57, Pallasstr. 24.	1. Stellenvermittlerin.
Charlotte v. Hesse, Berlin W. 30, Habsburgerstr. 13.	2. Stellenvermittlerin.
Clara Anspach, Danzig, Lindenstr. 7.	Auswärtige
Julie Hansen, Hamburg 24, Oberaltenstift 88c.	Ausschußmitglieder.

In der Generalversammlung wurde ein Nachtrag zu unseren Satzungen betreffend die Gründung von Orts- und Bezirksgruppen angenommen, der in der nächsten Nummer unserer Mitteilungen zum Abdruck gelangen wird. Ferner wurde der Vorschlag angenommen, daß für die Berliner Mitglieder der Vergünstigungen wegen, die sie durch Vorträge, Zusammenkünfte usw. gegenüber den auswärtigen Mitgliedern genießen, ein Zuschlag von 2 M. auf den Jahresbeitrag erhoben werden soll. Demnach haben die ordentlichen Berliner Mitglieder anstatt 3 M. jetzt 5 M., die außerordentlichen anstatt 2 M. jetzt 4 M. zu zahlen. Zur Zahlung der Beiträge werden den Mitgliedern Zahlkarten zugehen mit der Aufschrift: Fräulein Anna Moeller, 1. Schatzmeisterin der Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen E. V., Berlin W. 62, Landgrafenstr. 3a. Postscheckkonto Nr. 36412.

